





[illegible]

[illegible] pil. kompl. [illegible]

DIE ENTWICKELUNG

DES

NATURGEFÜHLS

IM

MITTELALTER UND IN DER NEUZEIT.

Von

ALFRED BIESE.

ZWEITE AUSGABE.



LEIPZIG,

VERLAG VON VEIT & COMP.

1892.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Vorwort.

Nachdem ich es vor einigen Jahren unternommen hatte, die Entwickelung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern darzulegen, reifte erst allmählich auf Grund freundlicher Ermunterung meiner Rezensenten in mir der Entschluß, die Darstellung bis auf die neueste Zeit hinzuführen. So lockend die Aufgabe war, so verhehlte ich mir die großen Schwierigkeiten einer ebenso weit- wie tiefgreifenden Untersuchung durchaus nicht, vor welcher schon mancher Gelehrte zurückschreckte,[1] nachdem ALEXANDER v. HUMBOLDT in so geistreichen, knappen Strichen „das Naturgefühl nach Verschiedenheit der Zeiten und Volksstämme" skizziert hatte. Seitdem ich aber einmal der Frage näher getreten war, ließ sie mich nicht wieder los, um so weniger, als sonst über dieselbe — più attrainti che vere gehandelt worden ist, wie mein italienischer Rezensent sich ausdrückte. Nur unter dem Gesichtspunkte historischer Entwickelung, nicht apriorischer Synthese schien mir ihre Lösung möglich. Bei der schier unerschöpflichen Fülle des Stoffes aber, welcher, je näher der Gegenwart, desto mehr anschwoll, mußte ich mich oft auf typische Vertreter der Zeitepochen beschränken, bestrebte mich aber immer, den Faden der Allgemein-Entwickelung nicht zu verlieren. Suchte ich auch die Landschaftsmalerei und Landschaftsgärtnerei in ihren wichtigsten Phasen zur Vervollständigung des kulturhistorischen Bildes hinzuzuziehen, so blieb mir doch die Litteratur und besonders die Poesie, als die intimste Trägerin der Empfindungen eines Volkes, in erster Linie die Quelle einer Untersuchung, welche ein Beitrag nicht nur zur Geschichte des Geschmacks, sondern auch der vergleichenden

[1] So sagt KOBERSTEIN in seinen Vermischten Aufsätzen zur Litteraturgeschichte und Ästhetik, wo er „das gemütliche Naturgefühl der Deutschen, speziell im Liebeslied und bei Goethe" kurz skizziert: „Dieses abzuleiten, könnte mir nur einfallen, wenn ich in mehr als thörichter Überschätzung meiner Kräfte und Mittel dazu befangen wäre."

Litteraturgeschichte sein wollte. Auch möchte in einer Zeit, wo die Naturwissenschaften in so hoher Blüte stehen und der Naturkultus nach allen Richtungen hin ein so hochgradiger ist, ein Buch auch das Interesse weiterer Kreise der Gebildeten beanspruchen dürfen, welches den modernen Naturgenuß in seinen mannigfaltigen Entwickelungsphasen sich zum Gegenstande gemacht hat — um so mehr, je seltener heute jene Darstellungen sind, die, für den ganzen Kreis der Gebildeten bestimmt und verständlich, die gesamte Geistesentwickelung im Mittelalter und in der Neuzeit zu umspannen suchen.

Mit Genuß und mit Liebe ist das Buch entworfen worden — ist doch auch oft in öder Litteratur-Periode die Naturdichtung noch ein Lichtpunkt und der offene Sinn für Naturschönheit noch ein Rest aus besserer Vergangenheit, der uns wie Heimweh anmutet — möchte es auch mit Genuß nicht nur von Litteraturhistorikern, Ästhetikern und Naturforschern, sondern auch von allen denen gelesen werden, welche der ewigen Schönheit der Natur liebend nachgehen, sei es nun in der Gletscherwelt der Alpen oder am brausenden Nordseestrand. Den Lesern meiner früheren Aufsätze aber in den Preußischen Jahrbüchern,[1] in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte[2] und in der Litteraturbeilage des Hamburgischen Correspondenten[3] wird hoffentlich die nunmehr im Zusammenhange und in ausführlicher Darstellung gebotene Behandlung des Themas willkommen sein.

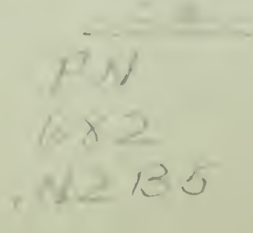
Kiel, im September 1887.

Alfred Biese.

[1] Die Naturanschauung des Hellenismus und der Renaissance, Bd. LVII S. 527—556. Die ästhetische Naturanschauung Goethe's in ihren Vorbedingungen und in ihren Wandlungen, Bd. LIX S. 542—558 und Bd. LX, S. 36—56.

[2] Herausgegeben von Max Koch Berlin 1887, Erster Band, Die ästhetische Naturbeseelung in antiker und moderner Poesie S. 125—145, 197—213, 407—456.

[3] Das Erwachen des Gefühls für das Romantische in der Natur am Ende des 18. Jahrhunderts Nr. 7 und 8, April 1887; Die Naturanschauung in der Zeit der Perücke und des Zopfes Nr. 14 und 15, Juli 1887.



Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Erstes Kapitel.

Christentum und Germanentum 26

Zweites Kapitel.

Das christlich-theologische und das heidnisch-sympathetische Naturgefühl der ersten 10 Jahrhunderte 37

Drittes Kapitel.

Das naive Naturgefühl im Zeitalter der Kreuzzüge 86

Viertes Kapitel.

Der Individualismus und das sentimentale Naturgefühl in der Renaissance 125

Fünftes Kapitel.

Die Naturbegeisterung der Entdeckungsreisenden und katholische Naturmystik 176

Sechstes Kapitel.

Das sympathetische Naturgefühl Shakespeare's 209

Siebentes Kapitel.

Die Entdeckung der landschaftlichen Schönheit in der Malerei . . . 233

Achtes Kapitel.

Humanismus, Rococo und Zopf 249

Neuntes Kapitel.

Symptome der Rückkehr zur Natur 275

Zehntes Kapitel. Seite

Empfindsamkeit und Überschwenglichkeit eines elegisch-idyllischen Naturgefühls 295

Elftes Kapitel.

Das Erwachen des Gefühls für das Romantische 322

Zwölftes Kapitel.

Das universell-moderne, wesentlich pantheistische Naturgefühl.

1. Goethe, Byron, Shelley 358

2. Lamartine nnd Victor Hugo 423

3. Die deutschen Romantiker 431

Schluß 450

Register 457

Einleitung.

Die Natur mit ihren ewig beständigen und doch ewig wechselnden Erscheinungsformen ist für den Menschen unentrinnbar. Sein ganzes Dasein hängt von ihr ab; nicht bloß seine physische, sondern auch seine geistige Eigenart wird in mannigfachster Weise durch sie bedingt und beeinflusst. Der Charakter des Landes spiegelt sich im Charakter des Volkes wieder; die gesamte Weltanschauung des Nordländers ist infolge der klimatischen Einflüsse eine andere als die des Südländers. Aber während der schlichte Naturmensch, der mit Bangen das Tageslicht erlöschen und das Dunkel der Nacht hereinbrechen sieht, die Natur mehr fürchtet als liebt oder ihre Erscheinungen in ehrfurchtsvoller Scheu anbetet, sucht der Kulturmensch den Schleier, der die geheimnisvollen Formen deckt, zu lüften und auf dem Wege der wissenschaftlichen Erkenntnis und des ästhetischen Genießens das innere Wesen und die äußere Schönheit der Natur zu begreifen und zu enträtseln. Der Forscher spürt ihren ewigen Gesetzen nach, um zu ergründen, was die Welt im Innersten zusammenhält; der Fromme, Gottbegeisterte sieht in allem nur ein Spiegelbild der Allmacht und Güte des transcendenten Schöpfers oder versenkt sich mit pantheistischer Innigkeit in das Leben und Weben des Alls, von dem er sich selbst nur als einen Teil weiß und fühlt; der Künstler sucht in Wort und Bild den Eindruck, den seine Seele empfangen, wiederzugeben oder schafft in Garten und Park ein mehr oder weniger von den Gesetzen der Kunst beeinflußtes Abbreviaturbild der landschaftlichen Natur. —

Der Freude an der Natur kann und konnte wohl zu allen Zeiten kein wohlgeartetes Gemüt sich entziehen; aber die Wirkung zu begreifen und anderen begreiflich zu machen, ist nicht allen gegeben und setzt immer eine nicht geringe Höhe der Geistes- und Herzensbildung voraus. Wohl liegt die Natur wie ein offenes Buch vor unseren staunenden Augen, aber so mannigfache Völker und Geschlechter über die Erde gewallt sind, so mannigfache Deutungen und Auslegungen hat die mit unvergänglichen Strichen hingezeichnete erfahren. Es ist mit dem Naturschönen wie mit dem Kunstschönen. Wohl jeder empfindende Mensch wird von einem von Wohllaut erfüllten Musikstück, von einem farbenprächtigen Gemälde oder einer herrlichen Statue gefesselt werden, aber erst der Kenner wird vermittelst seines sachkundigen Verständnisses in den Kern eindringen und dem Künstler sein Geheimnis ablauschen.

Die Natur ist nun aber die größte Künstlerin, und je mehr wir bewundernd oder begreifend ihre Werke betrachten, je tiefer wir in ihre Erscheinungen wissenschaftlich oder ästhetisch eindringen, um so mehr weiß sie uns mitzuteilen und — wir von ihr, um so mehr wächst unser Entzücken, unser Genuß.

Doch was leiht der toten Natur Worte? Was bildet das ästhetische Bindeglied zwischen ihr und uns? Es ist in erster Linie jenes wunderbare Vermögen des Menschen, dem er nimmer entraten kann, sein leibliches und geistiges Ich dem Objekt anzupassen und einzufühlen. „Der Mensch begreift niemals, wie anthropomorphisch er ist“, sagt GOETHE einmal in seinen Sprüchen. Und in der That vermag der Mensch bei Betrachtung des Höchsten wie des Geringsten niemals die Grenzen seiner Menschlichkeit zu überschreiten; will er ein konkretes Wesen, und wenn es auch das höchste ist, sich vorstellen oder begreifen, nie kann er völlig von sich selber abstrahieren; für den Menschen ist immer wieder nur der Mensch das Maß aller Dinge; im eigentlichen Sinne versteht der Mensch aus dem Grunde — nur sich selbst. Alles andere wird ihm erst verständlich, deutbar und erklärlich, indem

er sich selbst, sei es nun anthropopathisch in seiner Geistigkeit oder anthropomorphisch in seiner Leiblichkeit, dem anderen außer ihm anpaßt oder einfühlt, sein eigenes Wesen dem anderen leiht, um so sich selbst nur immer in dem anderen wiederzufinden. Diese Fähigkeit oder vielmehr diese immanente Nötigung, immer wieder nur sich selbst in die Außenwelt hineinzulegen, um sie völlig zu ergründen — die also nicht bloß eine Kraft, sondern zugleich eine Schranke menschlichen Wesens bezeichnet, — dieser Prozeß des Anpassens und Einfühlens erstreckt sich auf Personen wie auf leblose Dinge. Wie tiefen Sinn hat unser Wort Mitleid! Wenn wir den Schmerz des Freundes nachempfinden, so versetzen wir uns in ihn, denken uns ganz in seine Lage und Stimmung hinein, d. h. wir leiden mit ihm. Mitleid und Furcht bedingen die Wirkung der Tragödie, jene beruht also wesentlich auf solcher Supponierung des eigenen Ichs in ein anderes. Aber auch jedes Verständnis des Schönen überhaupt setzt solche Übertragung voraus, die, wenn Verwandtes zu Verwandtem harmonisch sich findet, zum ästhetischen Genuß führt. —

Das bekannte Wort der griechischen Philosophie *ὅμοιον ὁμοίῳ γιγνώσκεται* „Gleiches wird nur durch Gleiches erkannt“ bedeutete bei den Pythagoräern, daß der mathematisch gebildete Verstand das Organ der Erkenntnis des mathematisch geordneten Kosmos sei. Aber es läßt sich auch zu einem Fundamentalsatz der Ästhetik machen. Der Reiz auch des kleinsten lyrischen Liedes basiert auf der Übertragung des eigenen Ichs in die vom Dichter gezeichnete Situation oder Stimmung, auf diesem Widerspiel von Subjekt und Objekt, auf dem geheimnisvollen Rapport zwischen dem Anschauenden und dem Angeschauten. Es beruht eben alles im Leben des Geistes auf Apperzeption. Nur das reizt zum Schauen, zum Nachdenken, zum Nachempfinden, was eine verwandte Saite in unserem Innern in Schwingung versetzt. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst!“ An einem Kunstwerk, mag es nun ein musikalisches, plastisches, poetisches oder malerisches sein, haben wir nur dann echtes, rechtes, von

nachfühlendem Verständnis getragenes Wohlbehagen, wenn sich die goldene Brücke der Sympathie von unserer Empfindung zu dem Gegenstande der Betrachtung hinüberbaut, wenn der Schönheitsgehalt, den der Künstler in sein Werk gelegt hat, wie ein elektrischer Strom hinübergeleitet wird in die eigene Seele und das Heterogene sich in Einklang löst. Welche Wonne überrieselt den Musikfreund beim Hören einer schönen Komposition, und wie durchschauert uns der Eindruck eines Dramas oder eines Liedes, wenn die Saiten unseres Innern miterzittern und mitklingen — denn das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil, heißt es im Faust. Ist es die reinste Freude für den sterblichen Menschen, zu produzieren — in welcher Kunst oder Wissenschaft auch immer, — wenn ein höherer Geist ihn erleuchtet, wenn die Natur selbst im Künstler unaufhaltsam schafft, mit den regsten Impulsen, die ihm selber wie Offenbarungen erscheinen, so ist auch das passive Aufnehmen des Schönen eine Lust, aber nur dann recht, wenn es kein passives Empfangen bleibt, sondern aktiv die Gedanken des Künstlers nachdenkt, sein Werk nachschafft.

> Selbst erfinden ist schön; doch glücklich von andern Gefundenes,
> Fröhlich erkannt und geschätzt, nennst du das weniger dein?

fragt Goethe in den „Vier Jahreszeiten“, und in den Aphorismen lesen wir zur Bestätigung des eben Angedeuteten: „Wir wissen von keiner Welt als in bezug auf den Menschen; wir wollen keine Kunst, als die ein Abdruck dieses Bezuges ist“, und weiter: „Suchet in euch, so werdet ihr alles finden, und erfreut euch, wenn da draußen, wie ihr es immer heißen möget, eine Natur lieget, die Ja und Amen zu allem sagt, was ihr in euch selbst gefunden habt.“ —

Und fürwahr, die Natur bringt dem menschlichen Geiste zum nachempfindenden, nachschaffenden Verständnis noch weit weniger entgegen als die Kunst; daher muß der Mensch das Meiste selbst hinzuthun. Wohl kann eine Landschaft in ihren gefälligen Linien, in ihrem Farben- und Formenreichtum, mit den auch auf Auge und Ohr wohlthuend einwirkenden und sich ein-

schmeichelnden Eindrücken von Licht und Dämmerung, von Ton und Schall selbst dem einfachen Sinne schön und anmutig und anheimelnd erscheinen und ein Lustgefühl dem in Sehen und Hören Versunkenen erwecken, aber den vollen Reiz entfaltet sie erst, wenn sie uns wiederzustrahlen scheint, was wir selbst an Geist, Gemüt, Stimmung in sie hineingelegt haben.

Sich selbst nur sieht der Mensch im Spiegel der Natur,
Und was er sie befragt, das wiederholt sie nur,

sagt Rückert, und Ebers mahnt:

Ja, legt nur in die ewige Natur
Aus Geist und Herzen euer Bestes nieder,
Sie giebt euch alles, alles — wartet nur —
Mit vollen Händen tausendfältig wieder.

Und Vischer sagt in seinen Kritischen Gängen[1]: „So groß ist auch das Großartigste nicht in der Natur, daß es wirken könnte, wo die Gemütslage nicht darauf eingerichtet ist.“ Aber ferner kann jede Landschaft schön sein oder reizvoll, wenn des Menschen Empfinden sie übergoldet. Er muß es nur vermögen, Geist, Seele, Stimmung ihr zu leihen. Nur der wird in ihr ein Spiegelbild seines eigenen Ichs, einen mitfühlenden Freund sehen, in sie mit sympathetischem Genuß sich versenken, mit Andacht und Begeisterung sich in die Anschauung derselben vertiefen, der kraft seiner Geistes- und Herzensbildung eben eine Welt von Ideen und Stimmungen zu der Welt der Erscheinungen in Beziehung zu setzen vermag. Vor allem also unter dem Zauberstabe der dichterischen Phantasie löst sich der Bann, der über der Natur liegt, da beginnt sie zu erwarmen wie der Stein am Herzen des Pygmalion —

Da lebte mir der Baum, die Rose,
Es sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Widerhall.

In des Dichters Gesang leben die Wälder, die reißenden Ströme, die schnellen Winde; willenlos fügt sich die Natur dem

[1] Neue Folge, V, p. 182.

gottbegnadeten Sänger, wie dies keine Sage schöner symbolisiert hat als die von Orpheus, der mit dem Schmeichelton der Saiten die horchenden Wälder, Flüsse und Tiere mit sich führte. Aber in wem nicht selbst etwas vom Künstler steckt, der wird nie etwas anderes in der Natur sehen als Blätter, Bäume, Berge, als Himmel, Wasser, Erde. —

Das wissenschaftliche Erkennen der Natur beeinträchtigt das Empfinden der Naturschönheit nicht, sondern vervielfältigt und verfeinert es; das gesteigerte Naturverständnis belebt auch den Naturgenuß; je größer und eindringender die Kenntnis der einzelnen kleinen Züge im Naturleben, der optischen und akustischen Gesetze, der geologischen und metereologischen Verhältnisse, der so überreichen Formen in Pflanzen- und Tierwelt auf der Erde und im Meere, desto stärker, weiter und tiefer wird auch die Liebe zur Natur werden. Kurz, es bedingt ein intensives Naturgefühl allemal eine nicht geringe Höhe der Kultur, einen nicht geringen Grad von Herzens- und Geistesbildung. Nur dem ganzen Menschen erschließt sich auch die ganze Natur; die Entwickelung des Naturgefühls vollzieht sich immer in Bahnen, welche der allgemeinen Kulturentwickelung analog sind.

Da nun aber jede Nation und jede Zeit ihre individuelle Denkart hat und der Zeitgeist einer beständigen Wandlung unterworfen ist, so ist auch die ästhetische Naturanschauung ebenso wie die theoretische Weltanschauung eine immerdar wechselnde; jedes Zeitalter hat sein „landschaftliches Auge.“ Die äußere Natur wird eben in jeder inneren eine andere; sie ist, wie Jean Paul sagt, für den Menschen in ewiger Menschwerdung begriffen. Wir können es nimmer lassen, Gestalt und Seele auf die Natur zu übertragen, um sie zu erfassen und zu schildern. Es ist unmöglich, das Sehen und Hören der Farben-, Licht- und Tonverhältnisse, das Schauen vom Beseelen zu trennen; „der Akt, sagt Vischer,[1]

[1] N. Kritische Gänge 5. Heft p. 142, vergl. Rob. Vischer, Über den optischen Formsinn, bes. p. 20 ff., Carl du Prel, Psychologie der Lyrik, p. 94 ff.

wodurch wir in dem Unbeseelten unserem Seelenleben zu begegnen glauben, ruht an sich ganz einfach auf einem Vergleichen. Das physikalisch Helle vergleicht sich dem geistig Hellen. Das Trübe, Düstere dem gemütlich Trüben und Düsteren; dann aber legen wir — ohne „gleichwie“ — geradezu die Seelenstimmung als Prädikat dem seelenlosen Gegenstande bei und sagen: diese Gegend, Luft, dieser Farbenton des Ganzen ist heiter, ist melancholisch u. s. f. Uns beseelt ein unentwickeltes, unbenutztes Bewußtsein darüber, daß eigentlich nur verglichen wird, während wir dem Scheine hingegeben doch verwechseln!“ — So scheint der Fels voll Trotz in die Luft zu ragen; wir denken und fühlen uns in ihn hinein, passen uns ihm an, und so scheint er nicht nur, sondern er ragt voll Trotz in die Luft empor. So stürzt sich der Bach in ausgelassenem Mutwillen den Berg hinab, streckt der Baum sehnsüchtig die Arme gen Himmel oder senkt sie melancholisch zu Boden; der Regen rinnt mit schwermütigem Weinen durch das Laub; das Feuer breitet mit wütigem Grimm sich über das Gebälk, und mit jauchzendem Jubel wälzen die vom Eis befreiten Wasser sich durch die duftigen, leuchtenden und lachenden Frühlingsauen. Der weiche, warme Sommerabend mit den Strahlen der untergehenden Sonne, mit den von den grünen Matten heimkehrenden Herden, die den in grünen Büschen verborgenen Dorfhäusern zustreben, ist friedlich-idyllisch; der gräue Herbsthimmel mit den im Winde stöhnenden, von schwerem Regen tropfenden Weiden ist elegisch, melancholisch; die Gebirgswelt mit den zum Himmel sich hebenden Firnen, den blendenden Gletschern, den stürzenden Bächen ist erhaben und hehr, frei und stolz u. dgl. — Aber die äußere Natur würde nicht so zum Symbol eines menschlichen Innern werden, wenn nicht eben ein innig Verwandtes zwischen der menschlichen Innenwelt und der gegenständlichen Außenwelt bestände, wenn nicht geheimnisvoll ein Geist uns in der ganzen Natur entgegenträte, vernehmlich zu uns redete, ahnungsvolle Bezüge in uns weckte, der dem unseren innig vertraut ist. Ist alles Schöne ausdrucksvolle, seelenvolle Form, so wird es das

Naturschöne durch die Seele, die der Beschauer selbst ihr leiht oder die er andachtsvoll in ihr ahnt und verehrt. Natur und Geist stehen in ewiger Wechselbeziehung des Gebens und des Empfangens. —

Folgen wir nun in Kürze dem Entwickelungsgange, den das Naturgefühl im Altertum genommen hat! — Der Pantheismus ist allezeit die Geburtsstätte einer besonders herzlichen Zuneigung zu der Natur gewesen, und so begegnet uns denn auch in der Poesie der Inder das innigste Verhältnis des Menschen zu der Natur, besonders zu Pflanzen und Tieren. Von erhabenstem Schwunge religiöser Begeisterung ist das Naturgefühl in den Veden getragen, aber auch hier schon faßt der Mensch die Natur stets in ihrem tiefsten Zusammenhange mit seinem eigenen äußeren und inneren Leben auf, mag er nun die Morgenröte in ihrer stolzen Pracht und einfachen Größe schildern oder von der „goldhändigen" Sonne singen. Aber je mehr an die Stelle der allgemeinen Natur in ihrer Gesamtheit und in ihrem weiten Umfange von Himmel und Land und Fluß und See die bestimmte Örtlichkeit trat, wie die historische Sage und das Drama es mit sich brachten, je mehr sich ferner das Brahmanentum ausbildete mit seinem einsiedlerischen Leben, das tief in der kontemplativen Natur des Inders Wurzel schlug, desto reicher und farbenprächtiger werden die Schilderungen, entsprechend der Großartigkeit und fruchtbaren Fülle und dem glänzenden Reichtum der Landschaft selbst.

Als Ausfluß desselben göttlichen Lebens sind Mensch und Außenwelt eng miteinander verwandt und vertraut, sodaß jener diese sich ebenfalls empfindend und mitfühlend vorstellt und ihr sein Glück entgegenjubelt oder sein Leid klagt; Naturschilderungen nehmen einen beträchtlichen selbständigen Raum in den Epen ein; auch im Drama spielt die Natur mit. Teilnahme und Mitgefühl setzt der Mensch bei allen einzelnen Naturerscheinungen voraus. Wenn Damajanti im Walde umherirrend den verlorenen Nala sucht und des Waldes erhöhte Warte, den König der Berge, ragen sieht, fragt sie ihn nach ihrem König:

„O seliger Berg, lusttauender, Himmelgleich anzuschauender,
Einsiedlerhort, o Beschützer, Gruß dir, du Weltbaustützer! . .
Vom Glück geschieden, den Gatten suchend ohne Frieden,
Komm ich zu dir in die Einsamkeit, — O umschauender weit und breit
Mit deiner Gipfel tausenden, Hast du den hierum hausenden,
Irgend, o höchster der Erdenvesten, Nala gesehn, der Männer besten?
Mich klagen hörend, ununterjochter, Was tröstest du mich nicht wie deine
Tochter
Mit einem Worte väterlich? Wo ist mein Gatte, mein Nala, sprich!

Und als sie zu dem Baume Asoka (Kummerlos) kommt, fleht sie:

Beglückter Baum in Waldesmitte, Der du ragest nach Königssitte,
Mit vielen Kronen behangen, Von keinem Kummer umfangen,
Kummerlos, mach mich kummerlos, Hast du, o blühender Asoka,
Hier nicht gesehen den Punjasloka, Den Damajantigatten,
Nal, den Nischaderfürsten, meinen Gemahl?“

In dem Epos „Der Tod des Sisupala“ von Maghas treiben Pflanzen und Tiere ein gleich üppiges Liebesleben, wie die „vollbusigen, hüfteschweren Mädchen“ mit den glühenden Männern. „Der Berg Raivataka berührt mit tausend Häuptern den Äther, mit tausend Füßen die Erde; Sonne und Mond sind seine Augen; den nach dem Gekose mit den eigenen Gattinnen lüsternen Vögeln, die vor Wonne beben und matt sind, gewährt er Schatten mit den Lotossonnenschirmen. . . . Wer in der Welt erstaunt nicht, wenn er den Fürsten der Berge sieht, der die weithingestreckten Weltgegenden und den Äther beschattet, der dasteht mit emporragenden mächtigen Felszacken, nachdem er die hohe Erde bestiegen, auf dessen Spitze die Sichel des Mondes zittert.“ — Im „Urwasi“ des Kalidasa sucht der Verlassene sein Weib, fragt die Wasservögel, den Bergrücken, ob sie sein Weibchen nicht gesehen:

Herrscher du der blaugekehlten, Solltest du, hier schwärmend in dem Walde,
Ja mein liebes Weibchen schaun, O verkünd' es mir, ich flehe, balde, balde!
Höre zu, ich will sie dir jetzt nennen: Ihr Gesicht ist wie des Mondes Angesicht . .
Sahst du im Thale mein Weibchen, das schlanke, nicht, Sage, breitrückiger
Berg, die Entzückende,
Ob du im Walde erblicktest die Huldgestalt, Die wie das Weib des Ananga
so schön an Leib?

Als er sich dann am Rande des Bergstromes niederläßt, fragt er sich, woher das Entzücken stamme, das ihm der Strom gewähre. Freilich,

Seine Wellen sind die Brauen, scheuer Vögel Schar der Gürtel,
Und der Schaum, der hochgeworfene, ist das flatternde Gewand.
Grade so wie die Geliebte, rauscht er krumm und strauchelnd fort;
Ja, sie ist in ihrem Grolle ganz gewiß zum Fluß geworden! . .
Laß doch dein Grollen, o Flüßchen, warum
Auch die bekümmerten Vögel verscheuchen,
Warum denn mir zum Meere entweichen,
Rauschend wie schwärmender Bienen Gesumm?
Schau, wie der Ozeansherr die von Winden geschaukelten Wellen als
Arme im heiteren Tänzchen umschlingt um den Wolkenhals.
Hansa, Rathanga und Muschel, die dienen zum goldenen Handgeschmeid,
Dunkler von Meeresgetieren durchwimmelter Lotos zum Panzerkleid,
So nach dem Takte, geschlagen vom Flutengebrause, den Himmelsraum
Füllt er, bis endlich ihn bändigt der gegenankämpfende Regenschauer. . .

Weiter irrend erblickt er eine blütenlose Winde; wunderbares Entzücken erfaßt ihn, es zieht ihn seltsam hin, sie zu umarmen, die seiner Geliebten so gleiche:

Siehe, mein Herz ist gebrochen, o Winde, Hat das Geschick es doch also gewollt,
Daß ich anstatt der Geliebten dich finde, Sei denn auch du wie das Liebchen mir hold!

Die Winde verwandelt sich dann in Urwasi. —

Bekannt ist die reizende Scene in desselben Dichters „Sakuntala“, wo die schönen Mädchen die Bäume des Gartens begießen, nicht bloß nach Vaters Geheiß, sondern Sakuntala sagt: „Ich selbst fühle zu ihnen die Liebe einer Schwester.“ Eine gleiche Neigung auch zu ihr selbst bei dem Mangobaum voraussetzend, ruft sie: „Mir scheint der Mangobaum durch seine Finger — ich meine seine windbewegten Zweige — etwas zu sagen.“ Und das eigene Liebessehnen verhehlt die jungfräuliche Scheu des Mädchens, indem sie dasselbe den Pflanzen beilegt: „Siehe doch diese Nawamalika, wie sie selbst den Sahakara sich zum Gatten erwählt hat. Welch eine liebliche Zeit, die diesem Baumpärchen sein Entzücken gewährt. Wie ist so reizend doch der

Bund von diesem Pflanzenpaar, o meine Freundin; mit neuem Blütenschmuck bedeckt steht sie in Jugendfülle, — er, der Früchte ansetzt, ist fähig zum Genießen!" Die Freundin mahnt: „Sakuntala, die Madhaviliani hast du ganz vergessen!" „Thät' ich das, so würde ich mich selber auch vergessen. Als meine Schwester gilt die Rankenpflanze mir" u. s. f.

Wolken,[1] Vögel und Wellen sind auch dem Inder die Boten der Liebesgrüße; die ganze Natur trauert, wenn der Geliebte scheidet. So heißt es, als Sakuntala sich von ihrem Walde trennt: „Betrachte doch des Waldes Zustand nur, der im Begriff ist, sich von dir zu scheiden: das Antilopenweibchen läßt den Bissen von Dharba fallen, und ihr Tanzen stellt die Pfauenhenne ein, man möchte meinen, es senkten ihre Glieder, schlaff vor Gram, die Schlinggewächse, welche auf den Boden die bleichgewordenen Blätter fallen lassen." —

Diese überschwenglichen Beseelungen und Personifikationen, die zugleich aber etwas rührend Ansprechendes in ihrer sinnigen und innigen Sympathie des Menschen mit der gegenständlichen Welt haben, stehen im engsten Kausalnexus mit der Naturanschauung der Inder überhaupt, sowie mit ihrer auch sonst ins Ungemessene schweifenden Phantasie. Vor allem bieten die Gedichte, die lediglich der Naturbeschreibung gewidmet sind, zahllose kühne und groteske Beseelungen. Ich hebe nur

[1] So redet eine nach dem fernen Gatten sich sehnende Frau in der Elegie Ghatakarparam die Wolken an: „Saget dem Pilger, ihr Wolken, den staubbedeckt ihr antrefft, denn ihr wandelt ja schnell hin auf der luftigen Bahn: Heute mußt du verlassen die Schönheit fremder Gefilde, Hast du vernommen denn nicht, wie die Geliebte dort klagt? Jetzo ziehen, o Gatte, die fröhlichen Reihn der Flamingos Dorthin, wo sie das Herz, zärtliche Liebe sie ruft, Und der Chatakas (Kukuk) auch, er folget der rieselnden Quelle, Du vergissest allein, Wandrer, dein trauriges Weib. Sieh, wie das liebliche Gras mit zartem Triebe hervorsproßt Und wie ambrosischer Trank jetzo den Chatakas letzt, Wie das Gejauchze der Pfauen die Wolken freudig begrüßet: Könntest du heute denn wohl ohne die Gattin dich freun? . . . Hielte deiner gedenk nicht einzig mich die Erinn'rung, Längst in den Fluten des Grams wäre versunken ich wohl . ." Vgl. Das alte Indien v. Bohlen II p. 384, Cotta, Kommentar zu Humboldt's Kosmos 1850 II, p. 74, in eben diesem II p. 38 ff. u. 114 ff.

noch aus des Kalidasa Ritusanhare d. i. „die Versammlung der Jahreszeiten“ die Schilderung der Regenzeit heraus: „Die Wolken ziehn mit ihrer Last hernieder, Begleitet von der durst'gen Vogelschar; Mit ohrentzückendem Getöne spenden Allmählich sie den reichen Segen dar . . Die wilden Ströme, gleich den losen Mädchen, Ergreifen liebelüstern wie im Nu Die Uferbäume, welche ringsum taumeln, Und eilen rasch dem Ozeane zu . . Der Zephyr nimmt gefangen des Wandernden Gemüt, Wenn, von der Wolke gekühlet, er durch die Wälder zieht. Er schaukelt wie ein Tänzer die Bäume von Blüten schwer Und streut der Ketaki Düfte mit Blumenstaub einher. Es spricht die müde Wolke: hier oben find' ich Ruh! Und träufelt in linden Schauern den Vindhyabergen zu, Legt nieder die schwere Bürde, und wo sie ausgeruht, Erquickt sie das Gebirge nach schwüler Sonnenglut.“ — Nicht weniger zahlreich und oft recht anmutig, wenn auch manchmal überschwenglich, wie die Phantasie der Inder überhaupt, sind die Bilder und Vergleiche. So heißt es in der Sakuntala: „An den Gliedern des Mädchens haftet wie eine Blume anmutsvolle Jugend“; „Der Liebesgott war Ursach meiner Pein, Und mein Erquicker ist er jetzt geworden, Gleichwie ein wolkentrüber Tag die Menschen Erquickt, sobald die heiße Zeit vorüberging“; „Auch wenn du weit von mir gehst, Schöne, Mein Herz verläßt du nicht, gleichwie am Abend Der Schatten nicht die Wurzel läßt des Baumes, die ostwärts liegt“; „Geknickt ist jetzt die Ranke meiner Hoffnung, die schon so hoch emporgeschossen war“; „Wie werd' ich jetzt, des Vaters Schoß entrissen, Am fremden Orte wie ein Sandelbäumchen, Das ausgewurzelt wird am Malaja, Das Leben ertragen können?“ u. s. f.

Der Pantheismus ist bei den Indern die Geburtsstätte dieses sympathetischen Naturgefühls, dieses herzlichen Verkehrs mit der Erscheinungswelt; ihre Naturanschauung bildet den Gegenpol der monotheistisch-jüdischen. Wohl ist das Einzelwesen auch für den Inder dem All-Einen, Brahma, gegenüber nichts dauerndes, aber das Göttliche durchdringt immanent alle Dinge, heiligt sie und

giebt ihnen somit doch wieder einen gewissen Wert; dagegen vor dem Jehovah, dem allmächtigen Einen, ist das All nichts; er thront erhaben über der Welt, und diese ist nichts als Staub. Der Inder versenkt sich mit stiller Beschaulichkeit in das Leben und Weben der Natur, schildert in seinen Dichtungen sie mit aller Behaglichkeit und Breite — um ihrer selbst willen, der Jude nur — um des Schöpfers willen. Ihm hat sie keine selbständige Bedeutung, sondern nur in bezug auf Gott. Er sieht die Welt nur an *sub specie aeterni dei*, im Spiegel des ewigen Gottes, vor dem alles Rauch, Asche, Traum ist. Seine Phantasie durchschweift mit den Flügeln der Morgenröte, mit den Fittichen des Windes und der Wolken Himmel und Erde, Luft und Meer, aber nirgend rastet der Blick, ins Ungemessene hastet der hohe Flug, nimmer entrinnend dem Auge des Allwissenden, dessen Kleid das Licht ist, dessen Gezelt der Himmel, dessen Schemel die Erde, dessen Boten die Winde und die Blitze sind. Wohl weiß der lyrische Hymnensänger ein Einzelbild scharf hinzustellen, aber sofort verdrängt dieses ein anderes; wohl ist die Innerlichkeit eine tiefe — es ist das Herz ein trotzig und verzagt Ding, wer kann es ergründen? Jer. 17, 8 — aber das rein individuell Menschliche kennt keinen anderen Ausdruck als in seiner Beziehung zu dem auch in der Natur furchtbaren oder friedsamen Jehovah. Die Phantasie des Psalmisten umspannt Himmel und Erde, Land und Meer, die Berge mit dem Wild und ihren Wäldern, die Fläche mit ihrem Fruchtbaum, die Blumen und das Gras; aber alles legt er dem einen Herrn zu Füßen, vor dem die Erde bebet, die Berge hüpfen wie Widder, die Hügel wie junge Lämmer. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündiget seiner Hände Werk, ein Tag sagt es dem andern, und eine Nacht thut es kund der andern (Ps. 19). Himmel freue dich und Erde sei fröhlich, das Meer brause und was darinnen ist, das Feld sei fröhlich und alles, was darauf ist, und lasset rühmen alle Bäume im Walde vor dem Herrn, denn er kommt zu richten das Erdreich (96); das Meer brause und was darinnen ist, der Erdboden

und die darauf wohnen, die Wasserströme frohlocken und alle Berge seien fröhlich vor dem Herrn (98). Es erheben die Ströme, Ewiger, es erheben die Ströme ihre Stimme, Laß erheben die Ströme ihre Stimme, ihr Brausen! Mehr als die Stimme der weiten Gewässer ist majestätisch der Wellensturz des Meeres, — majestätischer in der Höhe Gott!" (93). — Wie der Mensch fürchtet auch die Natur Gott: „Das Meer sah ihn und floh, der Jordan wandte sich zurück, die Berge hüpften wie die Lämmer (114); die Wasser sahen dich, Gott, die Wasser sahen dich und ängsteten sich und die Tiefen tobten" (77). — Alle diese noch so erhabenen Beseelungen der leblosen Natur charakterisieren die einzelnen Erscheinungen nicht nach ihrem konkreten, individuellen Wesen, nach ihrer Eigenart, sondern nur in ihrem Verhältnis zu einem anderen — und nicht zu dem Menschen, sondern zu dem Höchsten, dem Schöpfer. Die Natur ist nur ein Buch, in dem man von den Wunderthaten, von der Allmacht und Allwissenheit, der Allgegenwart und Ewigkeit Gottes lesen kann; durch ihn hat alles seine Grenze, seine Bestimmung; nichts ist Selbstzweck. Daher konnte der Hebräer sich auch nicht mit sympathetischem Empfinden in die Natur versenken, sie um ihrer selbst willen suchen. Sie ist ihm nur eine Offenbarung Gottes: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel, du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter!" Aber von welchem Feuerstrom der Begeisterung sind die Lieder durchglüht, in denen so Jehovah's Herrlichkeit an der Natur gepriesen wird. „Preise, meine Seele, Jehovah! Jehovah, mein Gott, du bist sehr groß, mit Glanz und Pracht bekleidet! Er hüllet sich in Licht wie in ein Gewand, spannet den Himmel wie ein Gezelt; er bälket mit Wasser sein Obergemach, macht Wolken zu seinen Wagen, fährt auf des Windes Fittichen. Er macht zu seinen Boten Winde, zu seinen Dienern Feuerflammen. Er stützet die Erde auf ihre Grundfesten, sie wanket nicht ewig und immerdar. Mit der Tiefe wie mit Gewand hattest du sie gedeckt, auf Bergen standen Gewässer: vor deinem Schelten flohen sie, vor deiner Donnerstimme

fuhren sie hinweg; es stiegen Berge, sanken Thäler an den Ort, den du ihnen gegründet; Grenzen setztest du, die sie nicht überschreiten, daß sie nicht zurückschreiten, die Erde zu decken. Du lässest Quellen fließen zu Bächen, zwischen Bergen rinnen sie hin; sie tränken alle Tiere des Gefildes, es löschen die Waldesel ihren Durst; an ihnen wohnen des Himmels Vögel, unter den Zweigen hervor geben sie ihre Stimme von sich; Er lässet Gras sprossen für das Vieh und Kraut, zum Nutzen des Menschen, Brod hervorzubringen aus der Erde, und Wein, welcher des Menschen Herz erquicket. Es sättigen sich die Bäume Jehovah's, die Cedern Libanons, die er gepflanzet, . . den Mond schuf er zum Zeichen der Zeiten, die Sonne kennt ihren Untergang. Du machest Finsternis, daß es Nacht wird: in ihr regen sich alle Tiere des Waldes, . . die Sonne gehet auf, sie heben sich davon, in ihren Höhlen lagern sie sich. Es gehet der Mensch an seine Arbeit und an sein Ackerwerk bis an den Abend . . Groß ist das Meer, daselbst wimmelt's ohne Zahl, Tiere groß und klein . . Jehovah's Herrlichkeit ist ewig, es freut sich Jehovah seiner Werke, der da blicket auf die Erde, und sie zittert, der da rühret an die Berge, und sie rauchen. Jehovah will ich singen, so lange ich lebe, meinem Gott spielen, so lange ich bin“ (Ps. 104). Doch gewiß ein glänzend beredtes Zeugnis der von tiefem Gottesglauben durchdrungenen und von dem kühnen Fluge dichterischer Phantasie emporgehobenen Naturanschauung! Und von welcher niederschmetternden Wucht der erhabensten Betrachtungsweise sind die gewaltigen Worte, die im Hiob Gott in den Mund gelegt werden. cap. 38: „Wo warest du, als ich die Erde gründete? Sag' an, wenn du Einsicht hast! Wer bestimmte ihre Maße, daß du's wüßtest, oder wer zog über sie die Meßschnur? Worauf wurden ihre Grundlagen eingesenkt? Und wer legte ihren Eckstein, als allzumal die Morgensterne jubelten und jauchzten alle Gottessöhne? . . Gebotest du je in deinem Leben dem Morgen, wiesest dem Frührot seine Stätte, daß es umfasse die Säume der Erde und die Frevler von ihr verscheucht werden? Kamst du bis zu

des Meeres Quellen und hast du das Innere der Tiefen durchwandelt? Sag' an, wenn du alles weißt! Wo ist der Weg zur Wohnung des Lichtes, und die Finsternis, wo hat sie ihren Sitz?" u. s. f. Man vergleiche Jesaias 40, v. 12 ff. —

So breitet sich der ganze Kosmos vor dem jüdischen Dichter aus als ein gewaltiges Ganze; aber der Blick ins Unbegrenzte hemmt das liebevolle Ergründen des Einzelnen, die Erfassung der individuellen Gestalt und der Wesenheit der Erscheinungen. Auch die Metaphern tragen diesen Charakter; sie sind großartig und poetisch gedacht, aber nicht im einzelnen charakterisiert. Von den Wasserwogen des Unglücks heißt es: Deine Fluten rauschen, alle deine Wasserwogen und Wellen gehen über mich (42); Gott hilf mir, denn das Wasser gehet mir bis an die Seele, ich versinke in tiefem Schlamm, und die Flut will mich ersäufen (69). Das Rauschen der Waldbäche ist eben dem einsam Duldenden der melancholische Widerhall seiner angstvollen Klagen.

Häufig sind auch die Bilder aus der Tierwelt: Stärke des Löwen und des Stieres, Wildheit des Esels u. dgl.; ausführlichere Schilderungen begegnen im Hiob, so vom Krokodil c. 40, 25—41, 26. So zahlreich ferner, wie wir sahen, auch die Beseelungen waren so wird die Natur doch nur ganz vereinzelt zur Teilnahme am menschlichen Leid aufgefordert, wie 2 Sam. 1, wo es heißt: „Ihr Berge zu Gilboa, es müsse weder tauen noch regnen auf euch, noch Äcker sein, von denen Hebopfer kommen, denn daselbst ist den Helden ihr Schild zerschlagen, der Schild Saul's, als wäre er nicht gesalbet mit Öl." — Die Naturanschauung der Hebräer[1] bleibt lieber beim Allgemeinen stehen oder irrt rastlos vom einzelnen zu einzelnem, um es alles synthetisch unter den höchsten Begriff der Gottheit zu stellen. Die Natur ist nur insofern da, als sie Gottes ist, und die Phantasie des Menschen hebt sich empor zum Throne Jehovah's und überblickt von dieser Höhe die Schöpfung.

[1] Vergl. auch HUMBOLDT, Kosmos II p. 45. SCHNAASE, Geschichte der bildenden Künste II[2] p. 80 f.

Ganz anders als der Jude steht der Hellene der Natur gegenüber. Festgewurzelt in seiner heimatlichen Erde schaut er, der für alles Schöne mit so wunderbar empfänglicher Phantasie Begabte, mit offenen Sinnen und klarem Auge in die herrliche Außenwelt, die ihn umgiebt, und erfaßt mit lebhafter Freude und liebevoll eindringendem Verständnis auch das Kleinste. Das Volk der Hellenen ist das Volk des Schönen. Bei ihnen begegnet uns zum erstenmal in der Geschichte der Menschheit der Kultus des in Form und Inhalt maßvoll Schönen und die staunenswerteste Harmonie der Ausbildung aller geistigen Kräfte, sowie der einzelnen Künste. Es hat ein Gleiches nie wieder in der Kulturgeschichte gegeben; vielmehr reicht, was die Griechen an Kunst und Wissenschaft geleistet, aus, um für alle Zukunft das Menschengeschlecht zu befruchten, anzuregen und zu begeistern mit ewigen Normen für alles Große und Schöne. Der Einfluß der antiken Litteratur auf Mittelalter und Neuzeit ist ein beständiger, im Laufe der Jahrhunderte immer regerer und intensiverer gewesen; wir müssen daher die Grenzen aufzeigen, bis zu denen Griechen- und Römertum hinsichtlich des Naturgefühls gelangte [1], um erkennen zu können, ob das Mittelalter in organisch stetiger Entwickelung des geistigen Lebens an diese Scheide ansetzt oder ob ein Rückgang, ein Verfall nachzuweisen ist, nach welchem es erst einer späteren Zeit gelingt, auf den Schultern der Alten weiter zu bauen und unter ihrer Anregung weiter zu spinnen an dem bunten Gewebe, das wir Kultur nennen. —

Antik und modern, naiv und sentimental, klassisch und romantisch sind seit Jean Paul und Schiller, Hegel und Vischer die Schlagwörter geworden zur Bezeichnung der Kulturströmungen alter und neuer Zeit. In seiner auch heute noch anregenden, so manches Goldkorn enthaltenden „Vorschule zur Ästhetik" stellt Jean Paul die griechisch-plastische Poesie mit ihrer Objektivität, ihrer idealen Einfachheit, ihrer heiteren Ruhe und sittlichen Grazie

[1] Im einzelnen verweise ich auf mein Buch „Die Entwickelung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern" Kiel 1882—1884.

der romantischen, wesentlich musikalischen Poesie des „zerfaserten Kulturmenschen“ gegenüber und zieht folgenden charakteristischen Vergleich: „Die plastische Sonne leuchtet einförmig wie das Wachen, der romantische Mond schimmert veränderlich wie das Träumen.“ Doch am meisten grundlegend ist die berühmte Abhandlung Schiller's „über naive und sentimentalische Dichtung“ geworden, mit ihrer schroffen Scheidung des Antik-Naiven, dessen Wesen auf der Harmonie von Geist und Natur, und des Modern-Sentimentalen, dessen Wesen auf der Sehnsucht nach einem verlorenen Paradiese beruhe. Aber Schiller's Kenntnis der Griechen war nur eine beschränkte; im selben Jahre, 1795, wo in den Horen jener bahnbrechende Aufsatz erschien, bittet er Wilhelm von Humboldt um Anweisung zur Erlernung der griechischen Sprache; und dabei denkt er vornehmlich an Homer und Xenophon. Ihm gilt Homer als der Grieche *κατ' ἐξοχήν* — und wer möchte ihm darin nicht noch heute völlig beipflichten? Wie die griechische Mythologie eine naive, vom Glauben beseelte Naturdichtung ist — glänzend bekundend das tiefe Gefühl für das Leben und Weben in der Erscheinungswelt, ein Produkt jenes plastischen Sinnes der Hellenen, jenes inneren Triebes, den empfangenen Natureindruck in eine klare, fest umrissene, der Idee und Form nach harmonische d. h. schöne Gestalt auszuprägen, — so ist auch bei Homer das Naturgefühl ein inniges, in klaren, anschaulichen Gleichnissen und Schilderungen sich verratend, aber der homerische Held hat noch kein persönliches Verhältnis, keine bewußte Hinneigung zur Natur; objektiv wird das Naturbild im Gleichnis der Handlung des Menschen gegenübergestellt oder als Rahmen für diese verwandt, als Zeit- oder Ortsschilderung. Aber nur kurz war jenes heitere Jugendalter der Menschheit, jene reflexionslose, naive homerische Zeit. Daß Schiller selbst schon in jenem Aufsatze auf sentimentale Dichter der Alten wie Euripides, Vergil und Horaz hinwies, ist nur zu oft übersehen worden, ebenso jener Widerspruch, daß er einen Dichter wie Shakespeare zu den naiven zählt wie Homer! —

Auch das Naturgefühl der Griechen ist einer Entwickelung

unterworfen gewesen, die der allgemeinen Kulturbewegung parallel lief; es läßt sich gemäß der streng organischen Entfaltung des hellenischen Geistes jener Prozeß deutlich verfolgen, der vom naiven, schlichten Vergleiche des Geistigen und Natürlichen, von dem objektiven Gleichnis zu der beides verschmelzenden Metapher, zur poetischen Beseelung und so zum ausgeführteren Stimmungsbilde führt, in dem die Gemütsbewegung in Gegensatz oder Einklang steht mit der Naturscene, bis endlich — im Hellenismus — das Landschaftliche, um seiner selbst willen gesucht und geschildert, den Menschen bloß zum „Figuranten in der Natur“ herabdrückt, in der Dichtung sowohl wie auch — dem Modernen sich annähernd — in der Landschaftsmalerei. —

Auch das Hellenentum ist nicht immer naiv geblieben, es hatte auch seine sentimentale Epoche! Seit den Tagen der Sophisten vollzieht sich der Zersetzungsprozeß des Antiken unaufhaltsam oder beginnt vielmehr in dem Antiken selbst jene Bewegung zu dem hin, was wir mit „modern“ bezeichnen, sodaß was einen Niedergang für das antike Wesen bedeutet, einen Fortschritt in der Allgemeinentwickelung bezeichnet. Es ist eben nicht anders im Kulturgange der Menschheit: die Völker lösen sich ab, gehen und kommen und durchlaufen immer wieder dieselben Bahnen der Entwickelung, die hinauf- und wieder hinabführen, und der Fluch des Fortschrittes ist immer wieder, daß jede große Neubildung ihren dunklen Schatten mit sich führt, daß die reifende Kultur, trotz der Steigerung und Vertiefung des geistigen Lebens, Gebreste und Schäden im Gefolge hat, welche man vorher nicht ahnte. Jedes große neue Gut — und ist das nicht auch die gesteigerte Innerlichkeit und Subjektivität eines sich selbst prüfenden und belauschenden Gemütes? — muß die Menschheit einlösen mit großen Verlusten. Je mehr im Altertum sich das Individuum entwickelte, je mehr Freiheit und Selbständigkeit sich ausbildete, desto mehr schwanden Gemeinsinn und hingebende, aufopferungsfreudige Vaterlandsliebe, diese einstmaligen Stützen der Staaten, diese höchsten nationalen Güter. Aber desto mehr schossen auf

die Keime des — Modernen, denn was ist dies anderes als das schrankenlos Individuelle? Je mehr der Geist zur Selbsterkenntnis gelangt, desto reicher wird das Gemütsleben. Der Mensch wird sich selbst das größte Problem, er beginnt auf das leise Gekräusel seiner Empfindungen zu achten, sie absichtlich festzuhalten und über sie zu reflektieren, und auf dieser Doppeltsetzung des Ichs, auf solcher Selbstbespiegelung beruht wesentlich, was der moderne Mensch Sentimentalität nennt. Man giebt sich der Einsamkeit hin — und die Einsamkeit ist so recht die Stätte, auf der ein bewußtes Naturgefühl erwächst, denn „alle edelen Leidenschaften bilden sich stets in der Einsamkeit“ sagt ROUSSEAU; ein eigen Herz wird als die „kostbarste und seltenste unter allen Besitzungen“ erkannt — wie es in der Frankfurter Gelehrtenzeitung 1772 heißt oder wie ROUSSEAU es wendet: „O was für eine unselige Himmelsgabe ist doch ein gefühlvolles Herz“, und an anderer Stelle: „Herzen, welche ein himmlisches Feuer erwärmt, finden in ihren eigenen Gefühlen einen reinen und köstlichen Genuß, der von dem Schicksal und der ganzen Welt unabhängig ist.“ Auch EURIPIDES flüchtete sich in die Einsamkeit, um dem Lärm der Stadt sich zu entziehen, in eine Höhle auf Salamis, die er sich hergerichtet hatte, mit dem Blick auf das Meer — und daher, fügt sein Biograph hinzu, entlehnt er diesem vornehmlich seine Gleichnisse. Nicht erst PETRARCA oder ROUSSEAU sind „Vater der Empfindsamkeit“ gewesen, sondern schon Euripides. Er läßt seinen krankhaft empfindenden Hippolytos ausrufen: „O könnt' ich selbst mir gegenüber stehen und schauen, welch' bittere Zähren mir entlockt mein trübes Los“ und den Chor der Hiketiden: „Der Wehklagen unselig unersättliche Wollust (*χάρις γόων*) ergreift uns, wie von erhabenem Fels der Tropfen feucht dahinrinnt, unablässig in ewigen Klagen.“ — Euripides ist hervorgegangen aus der Sophistik, die den ersten Hebel anlegte an die althellenischen Vorstellungen, an den nationalen Götterglauben und somit den Beginn der Auflösung jener unbefangenen Einheit zwischen Natur und Geist bezeichnet. Aber auch schon durch die Geburt der

Lyrik, des persönlichsten, individuellsten Stimmungsbildes, gewinnt das Subjektive an Macht, und da keine Lyrik der landschaftlichen Natur entbehren kann, ist auch die antike Lyrik schon durchweht von dem duftigen Hauche zarten subjektiven Naturempfindens; dessen Vertreter sind Sappho, Simonides, Pindar, in der Chorlyrik die drei großen Tragiker. Doch was Euripides und Aristophanes — dessen schmerzlich tolles Lachen', wie Droysen sagt, Ausdruck derselben geistigen Zerrissenheit, derselben Verzweiflung ist wie die tiefe Melancholie des Euripides, — nur anbahnen, das kommt zu völlig klarem Bewußtsein im Hellenismus. Der Hellenismus ist das international oder kosmopolitisch gewordene Hellenentum. Der Hellenismus bezeichnet die sentimentale Selbstbesinnung des antiken Menschen, die Befreiung des Ichs aus den Schranken des Stammes und Standes, die Entdeckung des Individuums nach allen Richtungen menschlichen Seins hin; er erzeugt jenes sentimental-idyllische Naturgefühl, das die Natur um ihrer selbst willen liebt, mit bewußter Wonne sich in ihre heimlichen Reize versenkt und in der Idylle um ihrer selbst willen schildert — wie Theokritos; die Liebe verinnerlicht diese Naturanschauung und führt sie dem Modernen immer näher, wie bei Kallimachos und in der Anthologie. Das sympathetische Naturempfinden der klassischen Zeit wird auch darin weitergebildet, daß nicht nur der Mensch die innigste Teilnahme für das Große und Kleine, ja für das Unscheinbarste in der Natur empfindet, sondern daß er auch ihr selber ein herzliches Mitgefühl mit den Freuden und Leiden seines Herzens beilegt. —

Nichts kann daher verkehrter sein als der immer und immer noch Schiller, Gervinus u. a. gedankenlos nachgesprochene Satz, daß das griechische Altertum kenne keine Freude an der Natur, keine Sehnsucht nach ihr, kein gemütvolles Sichvertiefen in ihre Schönheit, suche und schildere sie nicht um ihrer selbst willen, kenne keine Landschaftsmalerei, wisse nichts von melancholischer Gräber- und Ruinenpoesie, nichts von andächtigem Aufflug zur Gottheit, nichts von dem Zusammenklingen von Natur- und Seelen-

stimmung. Aber es ist zugleich auch wohl zu bedenken und voll und ganz zuzugeben, daß die moderne Subjektivität des Empfindens mit der Fülle und Tiefe unseres jetzigen Jahrhunderts nur im Keime, in Ansätzen, stets noch verhüllt von den antiken Glaubensvorstellungen, im Altertum sich finden konnte, daß die Saiten nur leise anklingen, denen eine späte Zeit erst die vollen Akkorde entlocken sollte, daß das Naturgefühl der Griechen teils durch die spezifisch nationalen Anschauungen von Welt und Gott gebunden blieb — schon allein weil die Naturwissenschaften, abgesehen von der Botanik, noch in Windeln lagen und weil das Christentum eine neue Gemütswelt erschloß —, teils auch, zu seinem Vorteil, durch das strenge Stilgefühl, das solche Verirrungen geistloser Naturbeschreibungen moderner Dichter nicht aufkommen ließ, stets in maßvollen Schranken gehalten blieb. — Wer wollte daher Schiller es verargen, daß er, der in der Zeit wuchernder Naturbeschreibung und krankhaftester Empfindsamkeit lebte, in seinem Widerwillen gegen diese Richtung einerseits zu einer zu harten Aburteilung jeglicher Sentimentalität — die er nicht mit der weichen Gefühlsschwelgerei seiner Tage identifizieren durfte — und andererseits zu einer zu allgemein gehaltenen, lediglich auf die homerische Zeit zutreffenden Verherrlichung antiker Naivetät sich hinreißen ließ? Aber von Homer bis Longos vollzieht sich jene Entwickelung, welche von naiver unreflektierter Freude an der Natur zu der bewußten lauten Bewunderung ihrer Schönheit, zu sentimentalem Naturgenuß, zu landschaftlichen Schilderungen, lediglich um der Landschaft willen, in Poesie und Malerei führte, wenngleich letztere wesentliche technische Mängel nie überwand. —

In allem, was Kunst heißt, sind die Römer Schüler der Griechen gewesen; und ist auch, was sie auf dem Gebiete des Schönen geleistet haben, nicht mit den von ewiger Jugend überstrahlten Erzeugnissen hellenischen Geistes zu messen oder ihnen gleich zu stellen: in dem Gange der Gesamtentwickelung menschlicher Kultur setzen sie die Bewegung zum Modernen fort; ihre

Empfindungsart, die von vornherein subjektiver, bewußter, reflektierter und abstrakter ist, mutet uns bei den Dichtern der Glanzzeit verwandter, weil moderner, an als die des klassischen Griechentums.

Auch ihr Naturgefühl verleugnet nicht völlig die Vorliebe für das Praktische, Sozial-Ökonomische; die Mythologie wurzelt zu sehr im Verstandesmäßigen, manifestiert sich zu sehr im Kultus, in praktischen Ceremonien, bekundet aber doch auch ehrfurchtsvolles Ahnen der Naturmächte, deren Stimme man im Waldesdunkel zu vernehmen wähnte. Schon die Dramatiker flechten wirkungsvolle Schilderungen und Metaphern aus der Natur ein; Lucrez legt den Grund zur Naturerkenntnis, und diese verfeinert auch seinen Naturgenuß und seine Naturschilderung; Catull ist der größte Lyriker Roms, bei ihm wird das sympathetische Naturgefühl geboren, das dann in der klassischen Zeit des Augustus bei Tibull, Properz, Ovid, Vergil und Horaz zum elegisch-sentimentalen sich entfaltet; mit den in jeder Hinsicht gesteigerten Kulturverhältnissen der Kaiserzeit wächst auch die Empfindsamkeit des Naturgefühls; ja die Naturbetrachtung wird zu einem Trostmittel für die unerfreulichen Zeitzustände; im Anblick der ewigen Himmelsräume, wo die lichten Sterne in steter Harmonie dahin wandeln, und des vom Schauer des göttlichen Numen durchzitterten Hains findet das von der Gegenwart unbefriedigte Gemüt Frieden und Freude. So Seneca. Er ist durch und durch Pantheist. Mit schwärmerischer Liebe, wie ein modernster Mensch, versenkt sich der jüngere Plinius in die Einsamkeit der Natur, träumt im schattig kühlen Gemach, an das die Wogen mit leisem Gemurmel plätschern, oder im Wald und am Bach, läßt von seinen Villen den Blick über die Weite schweifen, mit offenem Sinn für das Ganze der Landschaft sowie für das geheime Weben der großen Künstlerin Natur an Seen und Waldquellen. Mit Hadrian und Apuleius eröffnet sich das Rococo römischer Litteratur; überraschend wirkt die modern gesteigerte Sympathie bei letzterem; Ausonius weist in der Tiefe und Zartheit seines Natur-

sinnes zu den Germanen hinüber. Auch die Gartenkultur sowie die Landschaftsmalerei zeigen denselben Entwickelungsgang zum Sympathetischen und Elegisch-Sentimentalen. —

Die, welche dem Römer Sinn für Natur absprachen, hätte schon der bloße Hinblick auf die Villenruinen eines Besseren belehren sollen; H. Nissen sagt mit Recht in seinem schönen Buche „Italische Landeskunde“ I p. 135: „Es war mehr als bloße Mode, was die Römer ans Meer fesselte und die Gewaltigen alle vom älteren Scipio Africanus und seiner edlen Tochter Cornelia bis auf Augustus, Tiberius und deren Nachfolger an sich zog, so oft ihre Kraft in dem schweren Ringen auf dem Forum zu Rom erlahmt war. Sanfte Lüfte kühlten die erhitzte Stirn, leuchtende Farben, reizende Umrisse erquickten das Auge, und der Anblick der unermeßlichen Fläche gab diesem zur Herrschaft geborenen Geschlecht ein Gleichnis des eigenen Strebens. Wer heutzutage die verödeten fieberschwangeren Küsten Latiums und Kampaniens durchstreift, trifft auf Schritt und Tritt die Spuren einstiger Pracht an. Er wird zugleich daran erinnert, daß die Freude, welche die alten Römer am Meer empfanden, durch der Zeiten Ungemach bei ihren Nachkommen verkümmert ist.“

Aber die Römer haben nicht nur Sinn für die Natur gehabt, sondern sie zeigen in manchen Punkten eine über die Griechen sogar hinausführende Entwickelung ihres Naturgefühls; so in der Auffassung des landschaftlichen Ganzen, der Ferne, der malerischen Reize von Licht und Schatten in Wald und Wasser, der Reflexe, Spiegelungen u. dgl., in der Lust zu träumen am Bergeshang, zu jagen, zu rudern u. s. f.

Wie man Altertum und Mittelalter summarisch den Sinn für das Naturschöne abgesprochen hat, so mit besonderer Energie die Empfindung für das Romantische. Gewiß ist den Römern die Alpenschönheit nicht aufgegangen; des Livius *foeditas Alpium* ist ein viel citierter Beleg dafür, wie die schreckenvolle Schilderung des Ammian u. s. f.; auch kann es niemanden sonderlich wunder nehmen, da der auch für die moderne Zeit noch recht junge

Genuß der Alpenromantik wesentlich bedingt ist durch die gesteigerte Naturerkenntnis, die umgewandelte Empfindungsweise und — die Bequemlichkeit des heutigen Reisens, von der vor 2000 Jahren keine Rede sein konnte; die Gefahren und Drangsale mußten den Genuß absolut zurückdrängen, dem auch schon durch den schneidenden Kontrast der wilden Gebirgslandschaft mit dem sonnigen, lichten, lieblichen Italien der Boden gerade nicht geebnet wurde. Aber wie überhaupt die moderne Sentimentalität in der römischen Kaiserzeit die mannigfachsten Vorstufen findet, so haben wir auch einen Ansatz jenes Sinnes für das Romantische der Gebirgsnatur wohl zu verzeichnen. Die Wildnis ist dem LUCREZ noch ein Greuel; später wird das Schaurige zum beliebten Gegenstand der Schilderung, und SENECA berichtet (de tranquill. an. 2, 13), daß die Reiselust nicht bloß in liebliche Gegenden die Menschen führe, sondern daß einige auch ausriefen: „Schon habe ich die lieblichen Gegenden zum Überdruß; die Wildnis möchte ich sehen; laßt uns das Waldgebirge Bruttiens und Lukaniens durchstreifen!“ Doch dem SENECA erscheint diese immerhin nur vereinzelte Neigung krankhaft — das spezifisch Schöne der Natur lag für den Römer in dem Ebenen, Anmutigen, Lieblichen, besonders am Gestade des Meeres. —

Wir sahen also — wenn auch nur mit flüchtigen Strichen früher genauer und eingehender Ausgeführtes resumierend — einerseits, theoretisch, unter welchen Voraussetzungen sich ein bewußter Sinn für die Natur entwickelt und in welchen Formen er sich äußern kann, andererseits, welchen Gang diese Entwickelung im Altertum bei Indern, Juden, Griechen und Römern genommen hat.

Die Bewegung zum Modernen hin, jener innere Prozeß zum Subjektiven, Individuellen, ja Empfindsamen; liegt klar zu Tage; untersuchen wir nunmehr, welche Stellung das Mittelalter in ästhetischer Hinsicht zu der Natur nahm und wie unser heutiges universell modernes Naturgefühl historisch geworden d. h. allmählich, in mannigfachen Wandlungen, der allgemeinen Kulturentwickelung analog, sich herausgebildet hat. —

Erstes Kapitel.

Christentum und Germanentum.

Die Grundpfeiler der mittelalterlichen Kultur sind Christentum und Germanentum. Das Altertum hatte sich überlebt, seine schöpferische Kraft war gebrochen, und es sank hinab in das Meer der Vergangenheit wie die Sphinx, die sich in den Abgrund stürzt, wenn ihr Rätsel gelöst ist. Es giebt Zeiten in der Weltgeschichte, die Veränderungen herbeiführen, nach denen es scheinen möchte, es sei das Alte ganz vergangen und es sei nun alles mit einem Schlage neu geworden, als sei ein Weltenbrand der alten Sage hereingebrochen, um einen neuen Völkerfrühling heraufzuführen. Aber in gewissem Sinne sind alle Zeiten Übergangsepochen, denn allemale wird Altes überwunden und stirbt ab und wird Neues gewonnen; aber auch allemale verquickt sich das Neue mit dem Alten und nimmt dieses als treibendes Moment in sich auf, es verändernd und umbildend, wie es sich fügt. Es will nun leicht scheinen, als ob das Christentum wie der Phönix aus der Asche der alten Welt heraufgestiegen sei, plötzlich und unvermittelt; aber wenn es auch in seinem innersten Kern auf der unvergleichlich edlen und tiefen, von der innigsten Gottesfurcht und Nächstenliebe durchdrungenen Persönlichkeit seines Stifters beruht, das Christentum ist doch auch ein Produkt seiner Zeit und — geworden, einem Strome gleich, dessen Quellflüsse teils in Judäa, teils in Hellas entsprungen sind. So verleugnet auch das christliche Mittelalter nimmer die Spuren des Einflusses dieser beiden Momente. Seine Litteratur erwächst auf diesem synkre-

tistischen Boden, den Inhalt alttestamentlichen und spezifisch christlichen Stoffen entnehmend und die Form den Meistern der Antike nachbildend; aber Stoff und Form sind nur in der Abstraktion zu trennen; das Mittelalter ist durch und durch von antiken, nicht bloß jüdischen, sondern auch griechisch-römischen Elementen durchwoben. Auch die Entwickelung des Naturgefühls steht unter dem Banne beider, allerdings in erster Linie unter dem der hebräischen Anschauungsweise, und diese ließ eine Freude an der Natur um ihrer selbst willen nicht aufkommen. Das Christentum verschärfte noch den Gegensatz zwischen Gott und Welt, Schöpfer und Schöpfung, den das Judentum aufgestellt hatte. „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist; so jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters“ mahnt Johannes. Es gilt, die Blicke nach oben richten zu dem himmlischen Vater, der über den Sternen thront; „laß was irdisch ist, dahinten, schwing dich über die Natur“ predigt der gläubige Sänger. Das Christentum ist in seiner strengen ernsten Form die Religion des Transcendenten, der Weltflucht, des Verzichtes auf irdisches Glück, irdische Freude, irdischen Genuß. Durch das Eindringen der Sünde ist die Schöpfung ein Zerrbild geworden, und das Dasein auf dieser Erde hat nur den sehr bedingten Wert einer Durchgangsstufe zum ewigen Reiche Gottes.

Heiter genoß der antike Mensch das Leben; wie ein ebener Strom rann es ihm dahin; Daseinsfreude kennzeichnet bis in die Zeiten des Verfalls das Griechentum. Im Christentum ward „alle Erdengegenwart zur Himmelszukunft verflüchtigt, und das Reich des Unendlichen blühte über der Brandstätte der Endlichkeit auf“ (Jean Paul); ja es ward die schöne Welt wie ein verlockendes Zaubermittel des Satans, wie ein verführerischer, gleißnerischer Schein, unter dem — wie der Wurm in der Frucht — sich die Sünde birgt, geflohen. Die antike Mythologie baute über die Erscheinungswelt eine zweite auf, die jene verhüllte wie ein duftiges Gewebe; der antike Mensch sah in allen Natur-Phänomenen die Stätten eines göttlichen Wirkens und ahnte und träumte in allem

und jedem von einem göttlichen Wesen, das ihm verwandt sei; das Landschaftliche ward so zunächst vom Göttlichen aufgesogen. Judentum und Christentum trennten aufs schärfste Gott und Natur; diese steht jenem gegenüber wie ein abgefallener Engel. Es giebt nur eine Welt, und das ist die Welt des Geistes, und es giebt nur eine Sphäre des Geistigen, und das ist die der Religion, des Verhältnisses zwischen Mensch und Gott. Alles Sinnliche ist ein Blendwerk des Teufels.

War der Götterglaube der Hellenen pandämonistisch und kosmisch, so ist das Christentum in seiner ursprünglichen Tendenz antikosmisch, naturfeindlich; denn die Welt, die Natur existiert nur in bezug auf den Schöpfer; sie ist nicht mehr „die erhabene Mutter der Dinge“, sondern nur ein Mittel in der Hand der Vorsehung. Sah der Grieche in allen Gestaltungen, die ihn umgaben, etwas ihm Vertrautes, ja Heiliges, weil von einem Gotte Belebtes, so geht das Sinnen und Denken des Christen hinauf über alles Daseiende hinweg, über Wolken und Sterne dorthin, wo das Vaterherz eines treuen und liebenden, aber fernen Gottes schlägt. Hatte der antike Geist weit mehr an dem Einzelnen der Erscheinungen, an der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit sich erfreut und war darüber nur selten zu dem Blick auf das Ganze, zur Betrachtung der Weltharmonie gelangt, so war für die christliche Phantasie in dieser Hinsicht die Natur ein Werk Gottes voll wunderbarer Ordnung, in der das Einzelne nur Bedeutung hat, soweit es ein Glied in der Kette des Ganzen, soweit es ein Werkzeug in der Hand des allmächtigen Schöpfers ist. „Ästhetischen Gestaltungstrieben konnte solche Sinnesweise, für die nichts mehr auf sich beruhte, alles auf anderes hindeutete oder bezogen war, nicht förderlich sein“ (Lotze). Aber wenn so alles sich nur in die Tiefe des Gemütes senkte und die Welt gleichsam unterging in dem Spiritualismus, wenn so das Geistige die Alleinherrschaft führte, so mußte auch die Unendlichkeit des individuellen Ichs weit schärfer hervorspringen, als es in der Weltgeschichte bis dahin möglich war.

Das Christentum durchbrach nicht bloß die Schranken des Nationalen, des Stammes und des Standes, sondern erweiterte mehr und mehr die Kluft zwischen Geist und Natur. Alles ward auf theoretische Weltbetrachtung gegründet, und in der sittlichen Tiefe der Innerlichkeit ward der Wert des Individuums gefunden.

In diesem christlichen Individualismus liegt eine der wichtigsten Vorstufen einer — eben individuellen — ästhetischen Naturbetrachtung, die allerdings auch erst selbständig werden und die Natur lediglich um ihrer selbst willen suchen konnte, als auch die volle unumschränkte Selbständigkeit des Geistes erkannt war. —

Doch das Christentum erlangt erst seine ganze Tiefe, als es sich verquickt mit germanischem Geiste, mit dem deutschen — Gemüt, dieser wundertiefen Himmelsgabe, für die keine andere Sprache den treffenden Ausdruck gefunden hat. Die rauhe nordische Natur mit dem langen Winter und dem langsamen Erwachen neuen Lebens im Frühling, mit dem grauen Himmel, der schweren Atmosphäre, die wochenlang trübe, dunkle Tage bewirkt und die Sehnsucht nach Licht und Wärme weckt, wies den Germanen in sein Inneres zurück. Und diese tief innerliche Anlage, welche sich schon in den ersten staatlichen Verbänden geltend macht, indem der Einzelne im Gefühl seines eigenen Wertes sich auf sich selbst stellt und verweigert, als Glied einem Ganzen dienend sich hinzugeben, bot einen fruchtbaren Boden dar für die neuen Keime der überreifen antiken Kultur und des lebenskräftigen Christentums. Die romanischen Völker bewahrten immer noch etwas von der objektiven Daseinsfreude und Weltanschauung der antiken Völker, die unvermischt germanischen zeigen die eigene Gemütsinnerlichkeit potenziert durch die Gefühlsinnigkeit der neuen welterobernden Religion; hinzukommt, daß die romanischen Völker, die Südländer, in der farbensatten, lichtumflossenen Landschaft, in der Klarheit der Linien und in der Heiterkeit und freundlichen Helle des Himmels nicht jenen sympathetisch-geheimnisvollen Impuls zum Träumen und sehnsüchtig-weichen Schwärmen

erhalten, der für den Nordländer in den schwer dahinziehenden Wolken, in dem Dunkel des Waldes, in den Nebeln der Ebene und der Berge, in dem Grau in Grau der atmosphärischen Stimmung und in dem viel intensiveren Wechsel des Landschaftsbildes liegt; das Physische und Psychische steht eben immerdar in Wechselbeziehung: ein rauhes Klima treibt den Menschen in die Innenwelt und bietet Anhalt zu mitempfindender Klage und Sehnsucht, und die Sehnsucht ist ein wichtiges Moment der gesteigerten Innerlichkeit. — „Mit dem Gemüte hängt der Natursinn der Germanen zusammen, mag er sie Haine den Göttern weihen lassen und mit deren Namen jenes Geheimnis bezeichnen, das sie nur in der Tiefe der Ehrfurcht erschauen, oder mag er sie zur Freude der Jagd, zum Ackerbau oder zum ernsten Eifer der Forschung führen“ (Carriere). Die schmerzliche Sehnsucht nach dem Frühling und die Freude über die endlich eintretende Wiederbelebung der Natur nach dem alles Leben ertötenden Winter bildet den Grundakkord in der Naturanschauung der nordischen Völker von den ältesten Zeiten an. — Trefflich hat Vischer in seiner Ästhetik (II, 1, 97) die Einwirkung selbst der Pflanzenformen auf die Empfindungsweise der Germanen geschildert. Die Vegetation zeigt das Bild mannigfaltigster Abwechslung, das der starren Steifheit in der Tanne, das der weichen Linien in Ulmen und Erlen, der zarten Umrisse bei der Pappel, des bewegten Spieles des Baumschlags im Buchenwald oder der wehmütig und weich stimmenden weißrindigen, dünnkronigen, mit den Blättern stets im Winde spielenden Birke und der Trauerweide, der Stärke in der Eiche, der würdevollen Anmut in der Linde.

Wild und rauh wie Land und Meer ist die Tierwelt; die Kälte des Klimas erzeugt den Sinn für die Behaglichkeit der Häuslichkeit, für das Träumen am wärmenden Herd und sich hineinzuspinnen mit seinen Gedanken in sein Innenleben. Zu rauher Arbeit und zu kargem Genuß erzog die Natur den Germanen, aber das Verhältnis zu ihr ist doch von Anfang an ein herzliches und inniges.

Auf Bergesgipfeln, in Felsenhöhlen, in Flüssen und vor allem im dunklen Schatten des Hains, auf dem belaubten Wipfel eines heiligen Baumes dachten die alten Deutschen sich ihre Götter wohnend.[1] Im Rauschen der Baumkronen, im Wehen des Windes, im Geflüster der Blätter ahnten sie die göttliche Nähe, und weit in die Zeiten des Christentums hinein erhielt sich der Wald- und Baumkultus, besonders unter den Sachsen und Friesen.[2]

Die Mythologie ist auch bei den Germanen der Niederschlag einer religiös gestimmten, andachtsvollen, in Furcht und in Liebe getauchten Naturbetrachtung: Wodan ist der allwaltende Vater der Götter und Menschen; wie bei allen Ariern repräsentiert auch er, als der höchste Gott, den Himmel. Das Licht ist der glänzende Helm, den er trägt, und die Wolken sind die dunkle Kappe, die er sich aufs Haupt drückt, wenn er regenschwangeres Dunkel über die Erde breitet, oder als der wilde Jäger braust er mit seiner wütenden Meute durch die Luft. Sein Sohn Donar kündet sich mit leuchtendem Blitz und rollendem Donner an; auf ziegenbespanntem Wagen fährt er die Axt schwingend dahin.

Beiden waren Berge geheiligt, wie dem Ziu Pflanzen;[3] Freyr und Freya sind die Götter der Fruchtbarkeit, der Liebe, des Frühlings; ein Eber war ihm geweiht, dessen Goldborsten die Nacht gleich dem Tag erhellten und der mit Pferdes Schnelle rannte und des Gottes Wagen zog;[4] wie Freyr's Bild ward auch das der Nerthus im Frühjahr durchs Land gezogen, den Sterblichen Friede und Fruchtbarkeit zu verkünden.

Der sinnvolle Mythus des Baldur giebt der wehmütigen Trauer über die Vergänglichkeit auch des Schönsten auf Erden Ausdruck; er ist der Licht- und Lenzesgott, den der blinde Hödur tötet; rührend wird in der Edda die Teilnahme der Natur, der Pflanzen

---

[1] Lucos ac nemora consecrant deorumque nominibus adpellant secretum illud, quod sola reverentia vident, Tac. Germ. c. 9, vgl. Jac. Grimm, Deutsche Mythologie. Gött. 1835, S. 39 ff.

[2] Grimm a. a. O. cap. VI, p. 371 f., Simrock, Handbuch der Mythol.[5] 499.

[3] Grimm S. 133. [4] Grimm S. 139.

und der Bäume, geschildert, als der Liebling aller lebenden Wesen vom Pfeil getroffen niedersinkt. — Frau Holda ist die freundliche, milde, gnädige Göttin, zunächst ein himmlisches, die Erde umspannendes Wesen: wenn es schneit, so macht sie ihr Bett, daß die Federn fliegen; sie liebt den Aufenthalt in See und Brunnen, als schöne weiße Frau sieht man sie in der Mittagsstunde sich in der Flut baden und verschwinden; Feldbau und strenge Ordnung im Haushalt sind ihrer mütterlichen Obhut befohlen. Ostara[1] war die Gottheit des strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichtes, des erwachenden Lenzes, wie Hel der unterirdischen Nacht, des unterweltlichen Dunkels. Frigg, die Gattin des höchsten Gottes, weiß der Wesen Geschick und schützt die Ehe, sie ist die nordische Hera oder Juno.

Schluchten nnd Höhlen des Gebirges sind Wohnungen der Zwerge, der Erdmännlein, bald hold bald unhold den Menschen, bald hilfreiche, friedliche Leute, bald neckische Plagegeister in Nebelkappen und grauen Röcken, diebisch und lüstern. Man sieht sie Nachts im Mondenschein auf den Wiesen ihren Reigen führen und erkennt Morgens die Spur im Tau[2] und ahnt ein gesegnetes Jahr. Die fliegenden Spinnweben im Herbst hält der Volksglaube für ein Gespinnst von Elben und Zwergen. Den Berg- und Waldgeistern sind die Wassergeister verwandt; in der Sonne sitzend kämmen die Nixen ihr langes Haar oder tauchen mit wunderherrlicher Brust aus dem Wasser herauf. Die Elben sind ein geistiges Element wie die Riesen ein sinnliches der rohen Naturkraft; Steine und Felsen sind ihre Waffen, Berge und Hügel versetzen sie oder die Steinchen, die im Schuhe sie drücken und die sie ausschütteln, bleiben als Hügel oder Felsen liegen u. s. f. Unter den Tieren ist das vertrauteste das Pferd, vielen Göttern geweiht; in Vögel verwandeln sich Götter und Göttinnen gern; zwei Raben sind Odin's stete Begleiter, ihre Namen (Hugin und Munin) drücken Denkkraft und Erinnerung aus; die Gabe der

[1] Grimm S. 182. [2] Grimm S. 264.

Weissagung wird dem Kukuk beigelegt, dessen laute, gemessene Stimme im neubelaubten Hain erschallt als Künderin der lieblichsten Zeit des Jahres: Kukuk vam häven, wo lange sall ik leven?[1] — Viele Sagen erzählen von Vertauschung der Gestalt zwischen Menschen und Schlangen; diese zu töten bringt Unglück. —

Auch zu Sonne und Mond ist das Verhältnis ein vertrautes; Herr Mond und Frau Sonne sind gäng und gäbe in der Sage: Bis gottwillkommen, neuer mon, holder Herr, Mach mir meines Goldes mehr.[2] In ihrem unaufhaltsamen Lauf durch den Himmelsraum scheinen sie zu fliehen vor einem Verfolger, vor zwei Wölfen, und einst wird der eine, der Fenriswolf, den Mond erreichen und verschlingen. Wie den Hellenen war auch den Germanen nichts fürchterlicher als die Verfinsterung der Sonne und des Mondes, womit sie die Zerstörung aller Dinge und den Weltuntergang in Verbindung brachten. In den Mondflecken sahen sie eine Menschengestalt die einen Hasen oder eine Stange oder eine Axt auf der Schulter trage. Am eindrucksvollsten waren die Sonnenwenden, zur Zeit des Sommers im Norden fast beständiger Tag, zur Zeit des Winters fast beständige Nacht. Sterne, Mond und Sonne gelten als Augen des Himmels, die leuchtenden Sterne zu grüßen vor Schlafengehen ist fromme Gewohnheit; ehe die Götter ihnen Sitz und Gang anwiesen, waren sie Feuerfunken aus Muspelheim. Nacht und Tag und Sonne haben ihren Wagen, jene mit einem, letztere mit zwei Pferden; beim Aufgehen der Sonne glaubte man Töne zu hören, süßer denn Saitenklang und Vogelsang; vor Freude ertönt die aufgehende Sonne, heißt es,[3] die rauschende Morgenröte lacht; der Tag bringt Wonne, die Nacht Trauer, jener ist ein gütiges Wesen, diese eine feindliche böse Macht; mit freudigem Gesang begrüßen die Vögel den Tag wie den Sommer, Nachts und Winters aber trauern sie still. Freudig wird die erste Schwalbe, der erste Storch als Frühlingsbote begrüßt; im Gefolge des lieben Sommers ist der Mai mit dem grü-

[1] Grimm S. 389. [2] Grimm S. 401. [3] Grimm S. 432.

nenden Walde, im Gefolge des Winters ziehen Reif und Schnee. So verschlingen sich Mythus und Sage und Fabel in buntem Gewirre — wer möchte die Fäden auseinanderlösen und die verschiedenen Schichten abgrenzen?

Diese Anschauungen, welche bis ins Mittelalter weit hinein Gemeingut bleiben, verraten jedenfalls schlichten herzlichen Verkehr mit der Natur; ja selbst auf dem prosaischen Gebiete des Rechts finden wir in den herkömmlichen feierlichen Worten der Gelöbnisse eine Fülle von Bildern aus dem Naturleben. Wenn es sich um die Unverbrüchlichkeit eines Vertrages handelt, verbreitet sich die Phantasie über die weite Natur; das Versprechen soll gelten, so heißt es in diesen Formeln, „so lange die Sonne scheint und die Ströme fließen, so lange der Wind weht und die Vögel singen, so weit die Erde grünt und die Föhre wächst, so weit der Himmel sich wölbet“. Durch raschen Überblick über Himmel und Erde geben diese Formeln oft in kurzen Worten eine volle Landschaftsdichtung — wie Schnaase allerdings etwas übertreibend sagt.[1] Aber treffend weist er darauf hin, wie in der nordischen Mythologie im Gegensatze zu der antiken der Blick auf das Ganze der Natur sich richtet und zwar nicht, wie beim Hebräer, flüchtig und eilig, das Einzelne übersehend und überhastend, sondern die Verbindung zwischen ihm und dem menschlichen Gemüte wahrend. „Das Gesamtbild von Himmel und Erde, der Zug der Wolken und das stumme Leben der Pflanzen, die Seite der Natur, welche dem antiken Auge fast entging, beschäftigen den Nordländer am meisten. Die Edda wagt es, die ganze Natur in einer Riesengestalt zusammen zu fassen, in der Gestalt des Riesen Ymir, den die Söhne Boers erschlagen, um aus seinen Knochen die Berge, aus seinem Fleische die Erde, aus seinem Schädel den Himmel zu bilden.“ Eine noch großartigere mythische Synthese ist die Vorstellung der gesamten Welt unter dem Bilde der heiligen Esche Yggdrasil, des Welt-

[1] Geschichte der bildenden Künste 4. Band 1850, S. 68 f.; vgl. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer S. 36. 39.

baums, der Himmel, Erde und Hölle verknüpft, dessen Äste durch die ganze Welt hin treiben und über den Himmel hinausreichen; drei Wurzeln breiten sich nach drei Enden aus, die eine schlägt nach den Asen im Himmel, die andere nach den Hrimthursen, die dritte nach der Unterwelt; auf den Ästen und an den Wurzeln sitzen und springen Tiere, Adler, Eichhorn, Hirsche und Schlangen; am rauschenden Urdharbrunnen, der eine Wurzel bespült, halten die Asen und Nornen ihr Gericht.[1] — Nicht minder bedeutsam ist die Anschauung des Weltunterganges, der Götterdämmerung, wo alle bösen Mächte losbrechen und wider die Götter streiten: ein Wolf verschlingt die Sonne, ein anderer den Mond, die Sterne fallen vom Himmel, die Erde bebt, die ungeheure Weltschlange (Joermungande), von Riesenwut ergriffen, hebt sich aus dem Gewässer ans Land, Loki führt die Hrimthursen und das Gefolge des Hel herbei, und aus der Flammenwelt reitet Surt mit seinem leuchtenden Haar über Bifröst, den Regenbogen, mit solcher Macht, daß er zusammenbricht. Nach dem Weltbrande entsteht eine neue seligere Erde mit verjüngten Göttern.[2] —

Die gesamte mittelalterliche deutsche Dichtung, sowohl die epische als auch die lyrische, ist von dem duftigen Gewebe sinnvoller Mythen und Sagen durchsponnen; die sittlichen Momente, welche im Mythus durch den Naturvorgang noch verschleiert waren, treten schärfer heraus und verschmelzen mit dem Charakter und Schicksal des Helden. Gar manches unserer Märchen ist in seinem Kerne ein Stück echtester Naturdichtung, des reinsten Naturmythus, übertragen auf menschliche Verhältnisse, wie sie dem kindlichen Volksgeiste naheliegend und verständlich sind, sodaß in deutlichen Übergängen aus der Schildjungfrau, welche Odins Schlafdorn getroffen, und welche ursprünglich die im Winter erstarrte, vom Sonnengott wach geküßte Erde ist, die Brunhild wird, deren Brünne Siegfried's Schwert durchschneidet — wie der Sonnenstrahl den Frostpanzer — und endlich die Königstochter, die an der verhängnisvollen Spindel sich sticht

[1] Grimm a. o. a. O. S. 459. [2] Grimm S. 472.

und in tiefen Schlummer versinkt; und wie die Schildjungfrau einst vom Flammenwalle umgeben war, so ist es nun eine Dornhecke, die dem schönen Mädchen den Namen Dornröschen giebt, das der glückliche Jüngling mit dem Brautkusse weckt.[1]

Zwar nicht alle Märchen haben in christlicher Zeit den Mythus noch so durchsichtig und poesievoll bewahrt wie dieses; gar oft hat der Marienkultus, der Heiligendienst, die Legende den poetischen Kern bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Aber wie in den ersten Jahrhunderten des Christentums der heidnische Aberglaube in fruchtbarster Fülle im Volk fortwucherte, so ist jener Born reinster Naturpoesie, welcher in der Volkssage und in der Mythologie aus verborgenen Tiefen sprudelte, doch nie versiegt und hat seinen Zauber bewahrt bis auf den heutigen Tag. —

Wir sahen: Der angeborene, von Klima und Landschaft bedingte Natursinn der Germanen, der eng verwachsen ist mit deutscher Gemütstiefe und so deutlich in ihrer Mythologie hervortritt, mußte an dem weltabgewandten Christentum, dieser Religion des Transcendenten, zunächst eine Fessel finden, aber zugleich an der Innerlichkeit desselben eine Stütze, an der er sich mit gesteigerter Innigkeit emporranken konnte.

---

[1] Vergl. Carriere, Die Poesie [2] S. 49.

Zweites Kapitel.

Das christlich-theologische und das heidnisch-sympathetische Naturgefühl der ersten 10 Jahrhunderte.

Das Verhältnis des Menschen zu Gott und dem Erlöser, seine sittliche Bestimmung und seine Anwartschaft auf das Reich der Seligen bilden das Problem, an dessen Lösung das Mittelalter seine besten intellektuellen Kräfte verwendet. Die Zweifelfragen, welche das Alte Testament aufgeworfen und nicht gehoben hatte, die Dogmen des neuen Glaubens, wie Menschwerdung Gottes, Erbsünde, Freiheit des Willens u. s. f. füllen Kopf und Herz der Menschen beinahe völlig aus; das Leben ist nur die Prüfungsstation, eine Durchgangsepoche für das Himmelreich, und die Welt mit ihrem Sinnenreiz und ihrer Schönheit flieht man wie eine Verführerin. Weltflucht und Mangel an Kunstsinn sind daher spezifische Kennzeichen des Zeitalters der Kirchenväter. Aber trotzdem ist die Stellung derselben zur Natur keine feindliche; von einer irgendwie durch wissenschaftliche Erkenntnis gehobenen Naturbetrachtung begegnet selbstverständlich bei ihnen keine Spur, im Gegenteil wächst die theoretische Naturverachtung im Laufe des Mittelalters, je mehr das Erbe des Altertums entschwindet. Ihr Naturgefühl ist religiös; aber auch sie sogar — wenigstens die edelsten Griechen unter ihnen — suchen die Natur nicht bloß als eine Quelle der Weisheit und Güte Gottes zu erkennen, sondern wenden sich zu ihr auch aus persönlichem Interesse, mit einer schwärmerischen Innigkeit, wie sie in dieser Färbung dem klassischen Altertum fremd bleiben mußte.

Gemäß der Naturanschauung der Psalmen ist der Grundgedanke, um den sich alles auf die Natur Bezügliche krystallisiert: Herr wie sind deine Werke so groß und viel, du hast sie weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter!

Wie bis ins Kleinste die Schöpfung die Weisheit Gottes widerspiegelt und wie sie getragen wird von der Liebe des Schöpfers nicht nur, sondern auch von der Liebe und Eintracht aller Geschöpfe unter einander, das führt Clemens von Rom den Korinthern des Näheren aus: „Lasset uns sehen, wie so friedensvoll mild Gott gegen seine ganze Schöpfung ist; die Himmel, durch seine Anordnung bewegt, sind ihm in Frieden unterthan; Tag und Nacht vollenden ihren festgesetzten Lauf, ohne sich gegenseitig zu hindern. Sonne und Mond, auch die Chöre der Sterne durchkreisen nach seinem Gebote einmütig ohne jede Überschreitung die ihnen gezogenen Bahnen. Die fruchtschwangere Erde bringt nach seinem Willen zu bestimmten Zeiten Fülle der Nahrung für die sie bewohnenden Menschen und Tiere, ohne Stockung oder Abweichung von seinen Befehlen. Der Abgründe unerforschliche und der Unterwelt unsagbare Räume werden durch dieselben Verordnungen zusammengehalten . . Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterzeiten folgen in Frieden aufeinander. Immer fließende Quellen, zum Nutzen und zur Gesundheit geschaffen, bieten ohne Aufhören ihre lebenspendenden Brüste den Menschen dar. Auch die kleinsten Tierlein gesellen sich in Eintracht und Frieden.“[1] —

Wer mit dem Vorurteil, daß dem Mittelalter überhaupt der Sinn für die Natur völlig gemangelt habe, an die Schriften der drei großen Kappadocier, jener bedeutendsten Repräsentanten der griechischen Kirchenväter und Stimmführer des vierten Jahrhunderts, herangeht, der wird über das weiche, wehmütige, ja sentimentale Interesse an der landschaftlichen Umgebung, das neben der religiösen Andacht zum lebendigen Ausdruck gelangt, ebenso

[1] Clem. Rom. I. Cor. 19—20; Zoeckler, Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft Bd. I, Gütersloh 1877, S. 84.

erstaunen wie über die humane Größe und Freiheit in der Behandlungsweise des Dogmas.

Es ist nicht das Bekenntnis des Asketen und des Anachoreten, der dem Leben der Welt entsagend sich in die Einsamkeit zurückzieht, sondern des empfindsamen, sinnig-träumerischen Menschen, der in der Wildnis am armenischen Flusse Iris[1] den Ort gefunden hat, der seinem Charakter genau entspricht[2] — jener Brief, den Basilius der Grosse an Gregor von Nazianz schreibt, um ihm die heimlichen Reize der Landschaft zu nachempfindendem Verständnis vor die Seele zu zaubern: „Ein hoher Berg, mit dichter Waldung bedeckt, ist gegen Norden von frischen, immerfließenden Wassern befeuchtet. Am Fuße des Berges dehnt sich eine weite Ebene hin, fruchtbar durch die Dämpfe, die sie benetzen. Der umgebende Wald, in welchem sich vielartige Bäume zusammendrängen, schließt mich ab wie eine feste Burg oder wie die Insel der Kalypso, die von allen dem Homer am meisten durch ihre Schönheit gefallen hat; es unterscheidet sich der Ort auch nicht viel von einer Insel, weil er von allen Seiten von natürlichen Schutzwehren eingeschlossen. Tiefe Thalschluchten umgeben ihn auf zwei Seiten. Auf der einen Seite bildet der Fluß, wo er vom Berge schäumend sich herabstürzt, ein schwer zu überschreitendes Hindernis, auf der anderen verschließt ein breiter Bergrücken den Eingang. Meine Hütte ist auf dem Gipfel so gelegen, daß ich die weite Ebene überschaue wie den ganzen Lauf des Iris, welcher einen nicht geringeren Genuß gewährt[3] als der Strymon, von Amphipolis aus gesehen. Dieser nämlich mit langsamerem Fließen sich aufstauend, hört vor Ruhe auf ein Fluß zu sein; jener aber, reißender als irgend einer, den ich kenne, bricht sich an der vorspringenden Felswand und wälzt sich schäumend in den Abgrund und bietet so mir und jedem Beschauer einen über alles herrlichen Anblick,[4] den Eingeborenen aber reichen Nutzen durch eine zahllose Fülle

[1] Vergl. Vita S. Basilii p. XLVI.

[2] *χωρίον ἀκριβῶς συμβαῖνον τῷ ἐμῷ τρόπῳ.*

[3] *οὐκ ἐλάττονα τέρψιν . . παρεχόμενον.* [4] *ὄψιν ἡδίστην.*

von Fischen. Soll ich dir beschreiben die befeuchtenden Dämpfe, welche aus der Erde, die kühlen Lüfte, welche aus dem Wasserspiegel aufsteigen? Die Menge der Blumen und der lieblich singenden Vögel möchte wohl ein anderer bewundern; ich habe nicht Muße, darauf zu achten. Was aber am wichtigsten für uns an dieser Gegend ist, das ist ihre günstige Lage für das Wachstum aller Früchte; doch von allen Reizen ist für mich der größte die Ruhe. Nicht allein weil sie frei ist von allem städtischen Lärm, sondern auch weil sie keinen Wanderer herbeizieht außer dem Jäger, denn sie nährt Hirsche und Herden wilder Ziegen, nicht eure Bären und Wölfe. Wie kannst du also denken, daß ich mit dieser Gegend die Tiberina Regio (Arianzos), den Abgrund des Erdkreises, vertauschen möchte? Wenn du hierher kommst, wirst du mir beistimmen. Alkmäon, nachdem er die Echinaden gefunden, wollte nicht weiter umherirren."[1]

Also zu diesem entlegenen, weltabgeschiedenen, von allen Seiten abgeschlossenen Erdenwinkel gewinnt der hochgebildete Kirchenfürst so herzliche Zuneigung, daß er in ihm den langersehnten Ort gefunden hat, welcher seiner Einbildungskraft als Ideal vorschwebte, nicht etwa wegen seiner Nutzbarkeit und Fruchtbarkeit allein, sondern, wie er selbst ausdrücklich hervorhebt, der Ruhe, der idyllischen Einsamkeit und der teils anmutigen, teils wilden Umgebung wegen, — die wir Modernen romantisch nennen würden. Es ist aber zu viel gesagt, wenn ALEXANDER V. HUMBOLDT[2] zu dieser Stelle bemerkt: „Es sprechen sich in dieser einfachen Schilderung der Landschaft und des Waldlebens Gefühle aus, welche sich mit denen der modernen Zeit inniger verschmelzen als alles, was uns aus dem griechischen und römischen Altertume überkommen ist;

[1] *τί δεῖ λέγειν τὰς ἐκ τῆς γῆς ἀναπνοάς; ἢ τὰς ἐκ τοῦ ποταμοῦ αὔρας; τό γε μὲν τῶν ἀνθέων πλῆθος ἢ τῶν ᾠδικῶν ὀρνίθων ἄλλος μὲν ἄν τις θαυμάσειεν . . ὃ δὲ μέγιστον εἰπεῖν ἔχομεν τοῦ χωρίου, ὅτι πρὸς πᾶσαν ὑπάρχον καρπῶν φορὰν ἐπιτήδειον δι᾽ εὐκαιρίαν τῆς θέσεως, ἥδιστον ἐμοὶ πάντων καρπῶν τὴν ἡσυχίαν τρέφει. οὐ μόνον καθότι τῶν ἀστικῶν θορύβων ἀπήλλακται . .* BASILII opera omnia Parisiis 1730 III ep. XIV p. 93.

[2] Kosmos II 28.

von der einsamen Berghütte, in die Basilius sich zurückgezogen, senkt sich der Blick auf das feuchte Laubdach des tiefliegenden Waldes; die dichterisch-mythische Anspielung am Ende des Briefes erklingt wie eine Stimme, die aus einer anderen, früheren Welt in die christliche herüberschallt." Die hellenistischen Dichter der Anthologie sowie auch der jüngere Plinius in der Kaiserzeit verraten ähnliche elegisch-idyllische Stimmungen,[1] und Villemain bemerkt mit Recht: Ces agréables peintures, ces poétiques allusions ne sentent pas l'austérité du cloître[2]; das spezifisch klösterlich-Christliche tritt hier völlig vor dem rein Menschlichen zurück. —

Eine weiche Schwermut, welche die Einsamkeit der Natur sucht, ist anderen Äußerungen des Basilius in höherem Grade aufgedrückt. Da nämlich Gregorius ihm auf sein Schreiben hin vorgehalten hatte, daß alles Irdische nichtig sei, erklärt er,[3] Seelenfrieden müsse das höchste Ziel menschlichen Strebens sein, und zu demselben führe nur die Trennung von der Welt, die Einsamkeit, welche alle bösen Regungen der Seele einschläfere; daher sei ihm jener stille Ort so lieb, wo er frei von menschlichem Verkehr, durch nichts von seinen religiösen Übungen abgezogen werde, wo die Betrachtung der Natur die Unruhe der Seele stille und alle Selbsttäuschung und Selbstgefälligkeit in ihre Grenzen weise.[4] Die Vergleiche aus der Natur sind schwermütig, die Menschen gleichen den irrenden, in nichts sich auflösenden Wolken, dem schwankenden Schatten, dem Schiffbrüchigen u. s. f.

Auch in seinen Homilien über das Hexaemeron gelangt ein sinniges Naturgefühl zum Ausdruck; des Meeres grenzenlose Fläche schildert er in ihrer wechselnden Bewegung und Beleuchtung mit feinem Sinn für das Farbenspiel: „Ein lieblicher Anblick

---

[1] Biese, Die Entwickelung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern. Bd. I p. 93 ff., II p. 162 f.

[2] Mélanges philosophiques, historiques et littéraires, quatrième édition. Bruxelles 1829, p. 33.

[3] ep. II p. 71.

[4] *ἡ γὰρ τῆς φύσεως ἔννοια καταστέλλει μὲν τῆς ψυχῆς τὸ φλεγμαῖον, ἀλαζονείαν δὲ πᾶσαν καὶ αὐθάδειαν ὑπερορίζει,* CCLXXVII.

ist das glänzende Meer, wenn die unbewegliche Windstille es fesselt, lieblich aber auch ist es, wenn es vom Hauch der Lüfte sanft bewegt auf der Oberfläche sich kräuselt, bald purpurnes bald weißes bald blaues Licht dem Schauenden darbietet, wenn es nicht gewaltsam das Festland schlägt, sondern mit friedlicher Umarmung liebkost.“[1]

Durch die ganze Schilderung der Gestirne, Jahreszeiten u. s. f. weht der Hauch einer innigen Gottesverehrung und einer begeisterten Bewunderung der Naturerscheinungen. Das Bekenntnis des Ptolemajos,[2] der beim Anblick der Sterne sich emporgehoben fühlt zu dem Tische des Zeus, ist nur ein schwacher Ansatz zu dem des Basilius: „Wenn du je in einer heiteren Nacht die bewundernswerte Schönheit der Sterne mit gespanntem Blick betrachtet hast und du plötzlich in dem Gedanken an den Künstler des Universums nachdachtest, wer er denn sei, der mit diesen ewigen Blumen den Himmel so wunderbar gezeichnet und geschmückt hat und der bewirkte, daß die Schönheit dieses Schauspiels nicht minder groß ist als die Gesetzmäßigkeit; . . wenn nun aber die sichtbare Welt, diese zeitliche, vergängliche, so schön ist, wie muß erst die ewige, unsichtbare sein?“[3] So sieht also schon Basilius wie ein moderner Mensch durch das Sternenlicht die Ewigkeit schimmern und fühlt, daß „Größe, Leben und Gedankenfülle des Daseins, kurz dessen mächtiger Gottheitsinhalt in seine Seele hineinstrahlen muß mit dem Himmelslicht, das sein Auge trifft“ (Örsted) — oder wie er selbst sagt: „Wenn die

---

[1] Homil. IV p. 45 (op. I Paris 1638): *ἡδὺ μὲν γὰρ θέαμα λευκαινομένη θάλασσα γαλήνης αὐτὴν σταθερᾶς κατεχούσης· ἡδὺ δὲ καὶ ὅταν πραείας αὔραις τραχυνομένη τὰ νῶτα, πορφύρουσαν χρόαν ἢ λευκὴν ἢ κυανῆν τοῖς ὁρῶσι προσβάλλῃ· ὅτε οὐδὲ τύπτει βιαίως τὴν γείτονα χέρσον, ἀλλ᾽ οἷς εἰρηνικαῖς τισιν αὐτὴν περιπλοκαῖς καταλάζεται.*

[2] Biese, Entw. d. Naturgefühls b. d. Gr. S. 99 und Anm. 100 S. 142.

[3] Homil. VI, op. I p. 58. — Villemain rühmt a. a. O. p. 36 die descriptions heureuses et vraies: on croirait lire parfois de belles pages détachées des Études de la nature . . il renouvelle les fortes images de la muse hébraique; mais il y mêle ce sentiment tendre pour l'humanité, cette douceur dans l'enthousiasme, qui faisait la beauté de la loi nouvelle.

Größe des Himmels das Maß der menschlichen Fassungskraft übersteigt, welcher Geist, welcher Verstand könnte das Wesen der ewigen Dinge ergründen?"

Die tiefste Naturmelancholie tritt uns bei Gregor von Nazianz entgegen. In seinem Gedicht „von der Natur des Menschen" heißt es: „Gestern saß ich von meinem Kummer gepeinigt allein im schattigen Hain, mein Herz in Gram verzehrend; denn ich liebe dies Heilmittel im Leiden, selbst mit mir zu reden, schweigend; die Lüfte flüsterten zugleich mit den sangreichen Vögeln, von den Zweigen herab süßen Schlummer spendend dem so sehr danach verlangenden Sinne, und die Cikaden auf den Bäumen, aus der Brust hellsingend, die Freundinnen der Sonne, durchtönten mit ihrem Gesumme den ganzen Hain; und daneben bespülte kühles Wasser die Füße, ruhig fließend durch die traurige Flur; ich aber hielt mich so fest an meinem Gram, wie er mich gepackt hatte, und kümmerte mich um alles das nicht, da der Sinn, wenn er von Schmerzen umhüllt ist, nicht teilnehmen mag am Genießen."[1]

Wohl setzen auch die antiken Schriftsteller Natur und Seelenstimmung in Kontrast wie z. B. Ibykos in seinem berühmten Frühlingsliede,[2] aber welch' Abgrund von Schwermut und Weh thut sich hier auf, welche grübelnde Innerlichkeit und Selbstbetrachtung, ja absichtliche Selbstpeinigung liegt in diesen tieftraurigen Gedanken! Er spinnt sie noch weiter, indem er sich einer Wolke vergleicht, die in Dunkel gehüllt hierhin und dorthin irre, nichts habend, auch nicht ein Schattenbild von dem, wonach

[1] Tom. II p. 468 c. 14 Paris 1840 (II c. XIII p. 86 Paris 1611): *χθιζὸς γὰρ ἐμοῖς ἀχέεσσι τετρυμένος οἶος ἀπ' ἄλλων | ἥμην ἐν σκιερῷ ἄλσει θυμὸν ἔδων. | καὶ γάρ πως φιλέω τόδε φάρμακον ἐν παθέεσσιν, | αὐτὸς ἐμῷ θυμῷ προσλαλέειν ἀκέων. | αὖραι δ' ἐψιθύριζον ἅμ' ὀρνίθεσσιν ἀοιδοῖς | καλὸν ἀπ' ἀκρεμόνων κῶμα χαριζόμεναι, | καὶ μάλα περ θυμῷ κεκαφηότι· οἱ δ' ἀπὸ δένδρων | στηθομελεῖς, λιγυροὶ, ἠελίοιο φίλοι, | τέττιγες λαλαγεῦντες ὅλον κατεφώνεον ἄλσος· | πὰρ δ' ὕδωρ ψυχρὸν ἐγγὺς ἔκλυζε πόδας | ἦκα ῥέον δι' ἄλσεος· αὐτὰρ ἔγωγε | τὼς ἐχόμην κρατερῶς ἄλγεος, ὡς ἐχόμην. τῶν μὲν ἄρ' οὐκ ἀλέγιζον, ἐπεὶ νόος εὖτε πυκασθῇ, | ἄλγεσιν, οὐκ ἐθέλει τέρψιος ἀντιάειν.* [2] Biese, Entw. d. N. bei d. Gr. S. 30.

er sich sehne, ruhelos, wie der gleichmäßige Strom eines trüben Wassers —: „nicht zum zweiten Mal kannst du denselben Strom durchschreiten und nicht siehst du den Sterblichen wieder, wie du einst ihn gesehen hast.“[1] „Gleich, mit jedem Regengusse Ändert sich dein holdes Thal, Ach, und in demselben Flusse Schwimmst du nicht zum zweiten Mal“ singt GOETHE.

Ihm thut in seinem wehmütig-schwärmerischen Träumen nichts wohler als die Einsamkeit: „Glücklich, wer ein einsames Leben führt, . . glücklich, wer mit hohem Schwung eines reinen Sinnes die Herrlichkeit der Himmelslichter betrachtet . .“[2]

Dieselbe Stimmung der Wehmut zeigen viele andere seiner Betrachtungen und seine Bilder und Vergleiche; das menschliche Leben ist ihm Staub, den der Wind verweht, oder eine stürmische Meerfahrt, ein welkes Gras; Macht und Reichtum sind Wellen der See, die in die Tiefe ziehen; eine verführerische Jungfrau ist eine Rose mit Dornen u. s. f.[3] —

GREGORIUS VON NYSSA preist im Stile des Alten Testamentes immer wieder die Ordnung und Herrlichkeit der Natur und ihren Schöpfer.[4] Mit dem Pathos des Buches Hiob fragt er:[5] „Wer hat die Erde unter meine Füße gebreitet? Wer hat mir den Himmel wie ein Gewölbe befestigt? Wer trägt mir die Fackel der Sonne vor? Wer sendet Quellen in die Thalschlucht? Wer bereitet den Flüssen ihre Wege? . . Und wer giebt mir jene Flügel, um im Geiste den gleichen Höhenflug (Ps. 54, 6) zu unternehmen, sodaß ich die ganze Erde hinter mir lasse und das weite Luftmeer

---

[1] v. 27 *ἔγωγε ῥόος θολεροῦ ποταμοῖο | αἰὲν ἐπερχόμενος, ἑσταὸς οὐδὲν ἔχων . . οὔτε δὶς ὃν τοπάροιθε ῥόον ποταμοῖο περήσεις, | ἔμπαλιν οὔτε βροτὸν ὄψεαι, ὃν τὸ πάρος.* —

[2] c. 17: *ὄλβιος ὃς καθαροῖο νόου μεγάλῃσιν ἐρωαῖς | οὐρανίων φαέων δέρκεται ἀγλαΐην.*

[3] Vgl. Bd. II, Paris. 1840 p. IX.

[4] *τίς γὰρ βλέπων τὴν τοῦ παντὸς ἁρμονίαν, τῶν τ' οὐρανίων καὶ τῶν κατὰ γῆν θαυμάτων καὶ ὡς ἐναντίως ἔχοντα πρὸς ἄλληλα τὰ στοιχεῖα κατὰ τὴν φύσιν πρὸς τὸν αὐτὸν τὰ πάντα σκόπον διά τινος ἀῤῥήτου κοινωνίας συμπλέκεται: περὶ ψυχῆς καὶ ἀναστάσεως* 187 B.

[5] *περὶ κατασκευῆς ἀνθρώπου. λογ. α. εἰς τὴν κατευχήν.*

durcheile, die Schönheit des Äthers erfasse, zu den Sternen empor mich hebe und ihre ganze Herrlichkeit erschaue, aber auch dabei nicht stehen bleibe, sondern selbst über diese hinaus die Grenzen alles Wandelbaren und Veränderlichen überschreite und die unveränderliche Natur erfasse, die unwandelbare Macht, welche auf sich selbst gegründet ist und alles führt und trägt, was ein Dasein hat."[1] —

Es ist überraschend, wie nahe sich diese von poetischem Schwung ausgezeichnete Stelle mit derjenigen des Platonischen Phaedo berührt, wo SOKRATES sagt:[2] „Wenn jemand zur Grenze der Luft gelangte oder Flügel bekäme und hinaufflöge . ., so würde er den wahren Himmel, das wahre Licht und die wahre Erde erkennen; verächtlich würde er herabsehen auf die verwitterte, zerklüftete und anstaunen die wunderbare Herrlichkeit der himmlischen"; — aber auch der Gedanke war den Griechen nicht fremd, daß die Herrlichkeit und die Ordnung in der Natur über diese hinaus zu den ewigen Mächten wiese, von denen alles so weislich gemacht ist, — des ist jene herrliche Schilderung des ARISTOTELES Zeugnis, die uns CICERO[3] aufbewahrt hat, in welcher der große Philosoph den Eindruck schildert, den der Anblick der Sterne und der Sonne, der Wechsel der Jahreszeiten u. s. f. auf Menschen machen müsse, welche in verborgenen unterirdischen Wohnungen gelebt und nur von Hörensagen vernommen hätten, daß es Götter gäbe, — wenn sich denen die Erde öffnete und sie alles sähen, „wahrhaftig sie würden überzeugt sein, daß es Götter gäbe und daß alle diese Herrlichkeiten nur Werke der Götter seien." So spinnen also unbewußt die griechischen Kirchenväter die Gedanken ihrer großen Philosophen der klassischen Zeit weiter, statt der Vielheit von Göttern die Einheit setzend; — man muß überhaupt endlich das Vorurteil aufgeben, daß antik und modern sich absolut

---

[1] λογ. β 726 C.
[2] 109 ε, vgl. BIESE, Entw. d. N. bei d. Gr. S. 61.
[3] de nat. deor. II, 37.

ausschließende Gegensätze seien;[1] auch jenes Motiv, auf Flügeln der Vögel, des Windes oder der Wolken sich in die Lüfte zu heben, welches in der herrlichen Abendscene im Faust und im Ganymed seinen höchsten Ausdruck gefunden hat, zeigt im Altertum eine an das Moderne sich immer mehr annähernde Fortentwickelung,[2] welche christlich umgewandelt uns hier bei GREGORIUS VON NYSSA wieder begegnet.

An sentimentaler Schwermut[3] übertrifft dieser noch seinen Bruder Basilius und den Gregor von Nazianz: „Wenn ich, ruft er aus, jeden Felsenrücken, jeden Thalgrund, jede Ebene mit neuentsprossenem Grase bedeckt sehe, dann den mannigfaltigen Schmuck der Bäume und zu meinen Füßen die Lilien, doppelt von der Natur ausgestattet mit Wohlgeruch und mit Farbenreiz; wenn ich in der Ferne sehe das Meer, zu dem hin die wandelnde Wolke führt: so wird mein Gemüt von Schwermut ergriffen, die nicht ohne Wonne ist. Verschwinden dann im Herbste die Früchte, fallen die Blätter, starren die Äste des Baumes, ihres Schmuckes beraubt, so versenken wir uns in den Einklang der Wunderkräfte der Natur. Wer diese mit dem sinnigen Auge der Seele durchschaut, fühlt des Menschen Kleinheit bei der Größe des Weltalls." Ist nicht ein jeder von diesen Gedanken, welche Humboldt mit Recht zusammenreiht,[4] im höchsten Grade signifikant und durchaus

---

[1] Sagt doch selbst mit Hinweis auf KLOPSTOCK's Strophe: O Anblick der Glanznacht, Sternenheer! Wie erhebt ihr, wie entzückst du, Anschauung der herrlichen Welt! Gott Schöpfer! Wie erhaben bist du, Gott Schöpfer! ein so feiner Kenner der Griechen wie LEHRS in s. Populären Aufsätzen aus dem Altertum S. 138, um den Unterschied des antiken und modernen Naturgefühls zu charakterisieren: „Dieses alttestamentliche und christliche Naturgefühl, ‚die Natur lobt den Schöpfer' konnten die Alten nicht haben."

[2] Vergl. BIESE, Entwickelung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern I, 25, 40 f., 50 f., 61, 71, 96, 100, 113, 118, 123, II. 70.

[3] Sei milde gegen die Regungen der Schwermut, sagt THALASSIUS in Denksprüchen, Biblioth. Patrum ed. Par. 1624, T. II p. 1180 C; vgl. HUMBOLDT a. a. O. S. 112.

[4] a. a. O. S. 30, vgl. GREG. NYSS. ed. Paris 1615, I p. 49 C, p. 589 D, p. 210 C, p. 780 C. II p. 800 B, p. 619 B, 619 D, 324 D.

modern? Müssen sie nicht frappieren, wenn man die herrschende Ansicht über das Naturgefühl des Altertums und des Mittelalters bedenkt, welche z. B. Du Bois-Reymond dahin formuliert: „Vergeblich sucht man in der antiken, mittelalterlichen, neueren Litteratur bis zum vorigen Jahrhundert nach dem Ausdruck dessen, was wir Naturgefühl nennen"?[1] Könnte nicht Werther die Zeilen geschrieben haben? Sind sie nicht so sentimental und melancholisch, wie nur irgend eine Naturempfindung sich ausdrücken kann, gepaart mit „Wonne der Wehmut" — dem echt Goetheschen Wort, dessen Begriff aber schon dem Euripides geläufig war; doch nur selten, z. B. bei Seneca und Aristoteles, verband sich bei den Alten, wie in den Worten Gregor's, der Sinn für das Einzelschöne in der Natur mit dieser erhabenen Betrachtung des Universums, welche den Menschen erhebt und zugleich in seiner Kleinheit niederdrückt und demütigt.[2] Mit der antiken Gefühlsweise hat sich eben die schwermütige, einsiedlerische Innerlichkeit des Christentums ver-

---

[1] Deutsche Rundschau 1879 „Friedrich II. und Jean Jacques Rousseau" (XIX, S. 257); es heißt da weiter: „Zwar hat Alexander von Humboldt den Zeugnissen für früheres Vorkommen von Naturgefühl einen Abschnitt des Kosmos gewidmet. Hätte es aber ehemals Naturgefühl gegeben, wie heute, so wäre die Thatsache offenbar und bedürfte keines Beweises." Eine Art der Beweisführung, die doppelt sonderbar erscheinen muß im Munde eines Naturforschers, dessen Wissenschaft durch den glänzenden Aufschwung des letzten Jahrzehnts so manches festgewurzelte Vorurteil zerstört hat und noch täglich zerstört. Nach der Meinung Du Bois' blieben Altertum und Mittelalter auf dem niedrigen Nützlichkeits- oder Schädlichkeitsstandpunkte stehen: „wo die Beschreibungen um ihrer selbst willen da sind, beziehen sie sich nur entweder auf das Schreckliche und Bedrohliche (d. h. Schädliche) oder auf das Förderliche und Angenehme der Natur (d. h. Nützliche), woran unsere Naturschilderung jedenfalls erst in zweiter Linie denkt . ., es fehlte der Menschheit die Fähigkeit, überhaupt die Natur auf sich wirken zu lassen und durch deren verschiedene Ansicht verschieden gestimmt zu werden." Mein Buch über das Naturgefühl der Alten bietet fast auf jeder Seite die Widerlegung dieser Ansicht; der Hellenismus und die römische Kaiserzeit haben Schilderungen der Natur um ihrer selbst willen hervorgebracht, welche den Modernen ganz nahe verwandt sind.

[2] vergl. die Entw. d. N. bei d. Gr. u. R. I 62, II 25, 34 f., 86, 114, 121, 127 ff., 144.

schmolzen; ebenso wie diese Bekenntnisse und Schilderungen der Kirchenväter direkt anklingen an ganz verwandte aus dem Altertum, so unverkennbar ist auch die Vertiefung und Verinnerlichung, welche dem neuen Glauben entsprungen ist.

Doch nicht immer sollte die strahlende Leuchte hellenischer Anschauungsweise, hellenischer Humanität die Natur dem mittelalterlichen Denken und Dichten erhellen, sondern ganze weite Zeiträume hindurch herrschte die mönchisch-asketische Weltanschauung und völlig unwissenschaftliche Naturverachtung vor; denn nicht in gerader Linie bewegte sich die Entwickelung mittelalterlichen Empfindens, sondern in mannigfachen Kurven, in mannigfachem Wechsel von Fort- und Rückschritt. Diese griechischen Kirchenväter aber zeigen noch den rosigen Widerschein der untergegangenen Sonne der antiken Welt, aber zugleich sind sie angekränkelt von dem Weltschmerz der neuen, so viele wehmütig-pessimistische Momente in sich bergenden Religion. Es ist, als ob der antike Geist schaudere vor der Unendlichkeit des Ichs, vor der unergründlichen Tiefe, die sich mit der Christus-Religion für die Menschheit aufthat, dieser Religion des Gemüts, das in sich keine Ruhe, in der Welt keinen Frieden finden kann, wenn es nicht eins mit Gott ist in selbstvergessener Hingabe und Andacht. Die Einsamkeit, welcher alle tieferen Geister dieser Zeit huldigen, wird die Mutter neuer großer Gedanken und einer Weltanschauung, die an Sentimentalität wenig vor der modernen zurücksteht. — Vortrefflich sagt Villemain,[1] — allerdings speziell zu der o. a. Stelle des Gregor von Nazianz, aber es findet auch für die übrigen Bewahrheitung —: Il y a sans doute un charme singulier, dans ce mélange de pensées abstraites et d'émotions, dans ce contraste des beautés de la nature avec les inquiétudes d'un coeur tourmenté par l'énigme de notre existence et cherchant à se reposer dans la foi. Ce n'est pas la poésie d'Homère, c'était une autre poésie . . c'était dans les formes neuves d'une poésie contem-

[1] a. a. O. p. 59.

plative, c'était dans cette tristesse de l'homme sur lui-même, dans ces élans vers Dieu et vers l'avenir, dans cet idéalisme si peu connu des poètes anciens que l'imagination chrétienne pouvait lutter contre eux sans désavantage. Là naissait d'elle-même cette poésie que cherche la satiété moderne, poésie de reflexion et de rêverie, qui pénètre dans le coeur de l'homme, décrit ses pensées les plus intimes et ses plus vagues désirs. —

Ein charakteristisches Moment in der Gefühlsweise der Kirchenväter ist die Verachtung aller Kunst, über welche die Werke der Natur mit rühmenden Worten emporgehoben werden. Was Menschenhand geschaffen hat, kann wohl blenden, ist aber nichtig; aus den Werken der Natur aber erkennen wir — den Schöpfer. Kultur und Natur werden in bewußtester Weise als Gegensätze einander gegenübergestellt.[1] So heißt es bei JOHANNES CHRYSOSTOMOS: „Siehst du die schimmernden Gebäude, will dich der Anblick der Säulengänge verführen, so betrachte schnell das Himmelsgewölbe und die freien Felder, in welchen die Herden am Ufer der Seen weiden. Wer verachtet nicht alle Schöpfungen der Kunst, wenn er in der Stille des Herzens früh die aufgehende Sonne bewundert, indem sie ihr krokosgelbes Licht über den Erdkreis gießt; wenn er, an einer Quelle im tiefen Grase oder unter den dunklen Schatten dichtbelaubter Bäume ruhend, sein Auge weidet an der weiten dämmernd hinschwindenden Ferne."[2] Weit herrlicher ist der Dom der Welt als irgend ein Kunstwerk, durch Menschen geschaffen; alles Sichtbare ist ein Spiegel des Unsichtbaren — wie Paulus in seinem wunderbaren 13. Cap. des 1. Corintherbriefes sagt: „Wir sehen hier in einem Spiegel wie in einem dunklen Wort", oder Goethe: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis" —: „Gott hat den Menschen in die Welt wie in eine Königsburg gesetzt, die von Gold und Edelsteinen blitzet, was aber das

[1] Natur und Kunst im Gegensatze bei den alten Schriftstellern: vergl. Entw. d. N. bei d. Gr. u. R. I 121, II 37, 97, 115, 135, 154 f., 184, 185.

[2] JOANN. CHRYSOST. opp. omn. Par. 1838, IX p. 687 A; II p. 82 A und 551 E; I p. 79, ALEX. v. HUMBOLDT a. a. O. S. 30.

Wunderbare an diesem Palast ist, das ist, daß er nicht aus Steinen zusammengefügt, sondern aus weit kostbarerem Stoffe ist; nicht hat Gott die Flammen eines goldenen Kandelabers entzündet, sondern oben Lichter befestigend hat er ihren Lauf am Dache des Palastes bestimmt, auf daß es nicht nur nützlich wäre,[1] sondern auch für uns ein Gegenstand großer Lust, den Estrich aber hat er geschmückt wie einen prächtigen Tisch, und das hat er alles dem dargeboten, der bis dahin nichts Gutes geleistet hatte."[2] —

Eine solche Gedankentiefe und eine solche Schwermut des Empfindens begegnet uns bei den **römischen** Schriftstellern der ersten christlichen Jahrhunderte nicht, aber auch bei ihnen führt die Andacht, welche der Anblick der Schöpfung in ihnen erzeugt, zu bedeutsamen Naturschilderungen, welche ebenso wie bei den griechischen Kirchenvätern uns zeigen, daß die Natur nicht bloß aus religiösen Motiven, als das Werk des höchsten Künstlers, sondern auch als ein Quell der reinen Freude am Schönen mit einer gewissen persönlichen Anteilnahme gesucht wird.

Modern mutet uns die Mischung antik heidnischer Bildung und Gesinnung mit der christlichen Denkart an, wie sie uns in dem von echt humanem Geiste erfüllten Schriftchen „Octavius" des Minucius Felix entgegentritt, der zur Zeit des Commodus lebte. Die Scenerie ist feinfühlig entworfen. Am Morgen eines milden Herbsttages wandeln die Freunde am Meere nach dem „lieblichen" Ostia zu, „das fächelnde Lüftchen erfrischt die Glieder und zu außerordentlichem Behagen giebt der weiche

[1] *ὡς μὴ χρήσιμον μόνον ἀλλὰ καὶ πολλὴν ἡμῶν εἶναι τὴν ἡδονήν.* Also Chrysostomos z. B. steht schon nicht mehr auf dem bloßen Nützlichkeitsstandpunkte Du Bois', sondern bewußt genießt und preist er die Schönheit der Welt. Bei den Griechen läßt sich auch vom 5. bis ins 3. Jahrh. der Fortschritt verfolgen von Schilderungen, aus denen indirekt ein Naturgefühl zu erschließen ist, zu offenen, bewußten Bekenntnissen, wie doch so lieblich und schön die Natur in ihren einzelnen Gestaltungen sei.

[2] ad Stelechium lib. II (Tom. I Paris 1718 p. 149 B) vergl. Tom. IX p. 449 E (in epist. ad Rom. hom. III); vergl. auch Georg. Pisid. Mundi opificium v. 344 ed. Henr. Stephan. ann. 1573.

Sand dem Schritte nach."[1] Sie erfreuen sich an dem Anblick des Meeres, das zwar nicht mit grauen und schäumenden Wellen ans Ufer brandet, aber doch auch nicht ganz ruhig daliegt, sondern krause gewundene Linien zeigt;[2] sie ergötzen sich daran, wie an dem sanft geschwungenen Ufer[3] die Knaben spielen, Schalen ins Meer werfen und auf der Fläche tanzen lassen. Dann aber entspinnt sich zwischen dem Christen und dem Heiden ein lebhaftes Gespräch. Dieser feiert den alten Glauben, die Lucrezische Weltanschauung: alles entsteht und vergeht wieder, ohne Schöpfer und Richter, der Regen strömt, die Winde wehen, Donner grollen, Blitze leuchten — ohne die lenkende Hand eines Gottes. Jener aber mahnt mit Wärme, den Blick von der Erde zu erheben zum Himmel mit seinen Sternen, mit seiner großartigen Schönheit und Ordnung, der beredt zeuge von dem weisen Künstler, der allem seine Bahnen gewiesen habe. „Siehe hin auf das Meer mit seinen Küsten, auf die Erde mit ihren Bäumen, siehe hin auf die ewig rinnenden Quellen, auf die aufgetürmten Berge, die gewundenen Hügel, die Strecken der Ebenen — überall wirst du Ordnung und Gesetzmäßigkeit erkennen; glaube, daß es einen Herrn und Vater des Weltenalls giebt . . doch nicht suche einen Namen für Gott: Gott ist nur Name . . Wenn ich Vater sage, so denkst du an den leiblichen, wenn König, so an einen irdischen Herrscher, nimm die Namensattribute hinweg und du wirst seine Klarheit erkennen!" Klingt nicht dies schlichte, schöne Glaubensbekenntnis an das herrlichste aller modernen an, das Faust vor Gretchen ablegt: „Der Allumfasser, der Allerhalter Faßt und erhält er nicht dich, mich, sich selbst? Wölbt sich der Himmel nicht dadroben? Liegt die Erde nicht hierunten fest? . .

---

[1] cap. 2 Placuit Ostiam petere amoenissimam civitatem . . itaque cum diluculo ad mare inambulando litore pergeremus, ut et aura adspirans leniter membra vegetaret et cum eximia voluptate molli vestigio cedens harena subsideret.

[2] cap. 3 . . et ut semper mare etiam positis flatibus inquietum est, etsi non coenis spumosisque fluctibus exibat ad terram, tamen crispis tortuosisque ibidem erroribus delectati perquam sumus. . . [3] molliter curvum litus.

Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist, Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist, Nenn' es dann, wie du willst, Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott! Ich habe keinen Namen dafür! Gefühl ist alles; Name ist Schall und Rauch, Umnebelnd Himmelsglut! —

Solche Offenbarungsbelege aus der Schöpfung sind bei den Apologeten nicht selten; aber die Natur verliert noch mehr ihre selbständige Bedeutung — ebenso wie das irdische Leben überhaupt, das nach Cyprian nichts weiter ist als ein täglicher Kampf mit dem Teufel.[1]

Die Lyrik der ersten Jahrhunderte, die Hymnenpoesie, ist von inniger Naturandacht durchdrungen d. h. in dem Sinne, daß sie die Natur als ein Werk Gottes preist oder zum Sinnbild sittlicher Ideen macht. Ebert[2] bemerkt: „Man kann recht die Eigentümlichkeit und vollkommene Originalität dieser christlichen Lyrik in ihrer Darstellungsweise der antik-römischen gegenüber beobachten. Nicht bloß meine ich damit jene Herrschaft des Gemütslebens, worin der Mensch ganz aufgegangen erscheint, und die diese Lyrik zu einem so innigen Ausdruck des Gefühls macht, sondern das Verhältnis des Menschen zur Natur, die, möchte man sagen, dem Pinsel des Dichters die Farbe liefert.[3] Die Natur erscheint hier ihrer Selbständigkeit beraubt,[4] nur im Dienste ideeller sittlicher Mächte. Sie ist die Dienerin Gottes ihres Schöpfers, dessen unmittelbaren Geboten sie folgt, dessen Werkzeug sie ist zum Heile des Menschen. Aber auch der Teufel kann sich ihrer zeitweilig bemächtigen zum Verderben desselben. So wird die Natur leicht zum symbolischen Ausdruck der sittlichen Welt."

[1] De mortalitate cap. 4.

[2] Geschichte der christlich-lateinischen Litteratur I, 175.

[3] Daß sie dies in der griechischen und auch römischen Lyrik ebenfalls thut, läßt sich doch nicht leugnen, wenn man an Sappho, Simonides, Theokritos, Meleager und an Catull, Horaz und Ovid denkt.

[4] Wie im Homerischen Zeitalter, wo jede Natursphäre einer einzelnen Gottheit unterthan gedacht wurde und dem Winke und Einflusse eines Gottes gehorchte. — Nicht zuzugeben ist aber, daß schon in der Hymnenpoesie „der metaphorische Ausdruck ein freierer und kühnerer wird", er ist im Gegenteil eng begrenzt und einförmig.

Das aufgehende Tageslicht, vor dem die Schatten der Nacht fliehen, ist das Symbol Christi, der das Dunkel des Bösen, des Heidentums verscheucht hat und, ein wahrer Lichtbringer, heller leuchtet als die Sonne:

Des Lichtes Spender, leuchtender, Von dessen heitrem Sonnenglanz,
Sobald die Nacht versunken ist, Der holde Tag verbreitet wird,
Du wahrer Morgenstern der Welt, Du selber Sonne, Licht und Tag,
Erleuchte du in unsrer Brust Das Herz mit deinem reinen Glanz.[1]

Hilarius gesteht (hymn. 2), nicht würdig zu sein, die sündigen Augen zu den hellen Sternen des Himmels — also dem Sinnbild der Ewigkeit, die durch ihr Licht hindurchschimmert — zu erheben, und fordert alle Kreaturen, Himmel und Erde, Meer und Flüsse, Hügel und Felder, Rosen und Lilien und die blitzenden Sterne auf, mit ihm zu weinen und zu klagen über die Sündhaftigkeit des Menschen. —

Auch in den Morgenhymnen des Ambrosius ist die Schilderung der Frühe symbolisch; die schwarze Nacht weicht nunmehr, der Glanz der Welt wird wiedergeboren, und die Neubelebung der Seele fordert auf zu süßem Thun; immer wieder wird Christus die wahre Sonne, die Quelle des Lichtes genannt: es möge Licht werden in unseren Herzen, die Seele möge Dämmerung nicht kennen, Scham möge sein wie das Morgenlicht, der Glaube wie der Mittag.[2] — „Nacht und Finsternis und Nebel“, singt Prudentius,[3] „weichen, das Licht bricht an, es erglänzt das Rund, Christus kommt!“ Oder: „Der Vogel (Hahn), des Tages Künder, meldet den nahen Tag, uns ruft der Erwecker, Christus, zum Leben.“ In der neunten Hymne heißt es: „Ebb' und Flut im Wellenschlage und der sturmumbrauste Strand, Regen, Schnee und Frost und Hitze, Luft und Wald und Tag und Nacht Von

[1] Hilarius, hymnus matutinus: Lucis largitor splendide, Cuius sereno lumine, Post lapsae noctis tempora Dies refusus panditur: Tu verus mundi lucifer, . . Toto sole clarior, Lux ipse totus et dies Interna nostri pectoris Illuminans praecordia.

[2] Pudor sit ut diluculum Fides velut meridies Crepusculum mens nesciat.

[3] II, hymnus ad matutinum, im Cathemerinon.

Jahrhundert zu Jahrhundert Feiern preisend alle dich."[1] Christus ist ihm der Stern, der niemals untergeht, niemals unter Wolken sein Licht verliert, die Blüte Davids, aus der Wurzel Jesse; im ewigen Vaterlande duftet das ganze Erdreich, bedeckt von purpurnen Rosenbeeten, von zarten Veilchen und Krokus, dort tropfet Balsam aus den schlanken Reisern u. s. f. —

Der genialste Repräsentant seiner Zeit ist Augustinus. Vereint sich auch schon bei Hieronymus „der christliche Genius mit der antiken Bildung in einem Grade, daß seine Darstellung — besonders in seinen Briefen — einen ausgesprochen modernen Charakter oft zeigt",[2] und dokumentiert es sich auch bei ihm, wie die Askese das Gemütsleben vertiefte und verinnerlichte, so daß auch der Stil ein individuelles Gepräge erhält",[3] so ist doch der Modernste in dieser Epoche Augustin, und zwar vor allem in seiner Generalbeichte, in den Confessiones, die uns das Bild eines mit den Problemen seiner Zeit ringenden Geistes geben — wie die Confessions Rousseau's dasjenige eines revolutionären Genies am Ende des vorigen Jahrhunderts.

Die Innerlichkeit einer gewaltigen Persönlichkeit, welcher die individuelle Bedeutung des eigenen Ichs völlig bewußt ist und welche mit Absicht grelles scharfes Licht in jedes Winkelchen des eigenen leidenschaftlichen Herzens fallen läßt, spricht sich allenthalben in den „Bekenntnissen" des Augustin aus.

Nach schweren inneren Kämpfen hat er sich zu glühendem Glauben hindurchgerungen. Er schildert selbst den Umwandlungsprozeß seiner Seele mit den kühnsten, dem Naturleben entlehnten Bildern, die in ihrer kernigen Anschauungsweise und in ihrem

[1] Fluminum lapsus et undae, littorum crepidines, Imber, aestus, nix, pruina, silva et aura, nox, dies Omnibus te concelebrent seculorum seculis. Von Schilderungen vgl. die der duftigen Gärten des Paradieses hymn. III, 113 ff.; daß das Böse und Häßliche auch in der Natur seinen Ursprung vom Satan hat, führt er Hamartigenia v. 216 ff. aus.

[2] Ebert a. a. O. S. 191.

[3] Interessant ist die Robinsonade des Einsiedlers Bonosus auf dem Felseneiland. Epist. 3 ad Rufin. cap. 4.

drastischen Ausdruck recht charakteristisch, aber im Deutschen kaum wiederzugeben sind. So sagt er einmal: „Ich entbrannte einst mich zu sättigen an Teufelswerken in meiner Jugend und erkühnte mich üppig „ins Kraut zu schießen“ in mannigfachen und dunklen Liebesabenteuern.[1] . . Nebeldünste stiegen auf aus dem Schlamm der fleischlichen Begierde und aus dem Strudel der Mannbarkeit und umdunkelten und verfinsterten mein Herz, sodaß man nicht unterscheiden konnte die Helle der Liebe von dem Dunkel der Lust. Beides wogte in wilder Gährung und riß das schwache Alter durch Abgründe der Leidenschaften und tauchte es in den Strudel der Schande[2] . . ja bis ans Gestade der Ehe fluteten die Wellen meiner Jugend.[3]

Als sein Freund gestorben ist, kann ihn nichts trösten, weder die Schönheit der Natur noch das Vergnügen: „Meine Seele wogte, ich seufzte, ich weinte, ich stürmte; denn ich trug ein zerschlagenes und blutendes Herz in mir, das sich nicht mehr von mir bergen lassen wollte; und wo ich es niederlegen sollte, fand ich nicht; nicht in schönen Hainen, nicht bei Spiel und Gesang, nicht in Wollust ruhte es aus; alles erregte Schauder, sogar das Tageslicht.“[4] —

Augustin begreift also, welch’ unselig Ding ein empfindsames Herz ist; er hält es wie ein krankes Kind, sucht Balsam für seine Herzenswunde in der Einsamkeit, in der Natur — aber selbst das Gefühl des Lebens, selbst das Sonnenlicht thut ihm weh! —

---

[1] lib. II, 1: Exarsi enim aliquando satiari inferis in adolesentia et silvescere ausus sum variis et umbrosis amoribus.

[2] cap. 2 Exhalabantur nebulae de limosa concupiscentia carnis et scatebra pubertatis et obnubilabant atque offuscabant cor meum, ut non discerneretur serenitas dilectionis a caligine libidinis. Utrumque in confuso aestuabat et rapiebat imbecillem aetatem per abrupta cupiditatum atque mersabat gurgite flagitiorum.

[3] cap. 3 . . ut usque ad coniugale littus exaestuarent fluctus aetatis meae.

[4] Aestuabam, suspirabam, flebam, turbabam . . portabam enim conscissam et cruentam animam meam impatientem a me portari; at ubi eam ponerem non inveniebam; non in amoenis nemoribus, non in ludis . . acquiescebat. Horrebant omnia et ipsa lux. IV, 12, vgl. VI, 20.

Der pantheistische Glaube der Manichäer, daß alles belebt sei, das Feuer und das Wasser und die Luft, daß die Feige weine, wenn sie gepflückt werde, und der Mutterbaum mit milchweißen Thränen, daß alles im Himmel und auf Erden vom Göttlichen ein Teil sei, hat ihn nicht befriedigt; der persönliche Gott, wie ihn die Psalmen preisen, offenbart sich ihm im Walten der Natur.

Nie ist schöner das kosmologische Moment im Theismus zum Ausdruck gelangt, als bei Augustin: „Was ist Gott? Ich habe die Erde gefragt, und sie hat gesagt: ich bin es nicht! Und alles was auf derselben ist, hat ebendasselbe bekannt; ich habe das Meer gefragt und die Abgründe und alles, was da kriecht, unter den lebenden Wesen, und sie haben geantwortet: wir sind nicht dein Gott, suche über uns; ich habe die säuselnden Winde gefragt, und die gesamte Luft mit allem, was in ihr lebt, sagte: es irrt sich Anaximenes, ich bin nicht Gott! Ich habe den Himmel, die Sonne, den Mond, die Sterne gefragt: ‚Auch wir sind nicht der Gott, den du suchest' rufen sie. Und ich habe sie alle gefragt, die meine Sinne umgeben: Ihr habt mir gesagt von meinem Gott, daß ihr es nicht seid, sagt mir nun etwas von jenem! Und sie haben mit lauter Stimme gerufen: Er hat uns gemacht! Es war mein Fragen und Forschen — und ihre Antwort war ihre äußere sinnliche Schönheit!"[1]

An anderer Stelle[2] hebt er sein festes Gottesbewußtsein hervor

[1] Interrogavi terram et dixit: Non sum, et quaecunque in eadem sunt, idem confessa sunt. Interrogavi mare et abyssos et reptilia animarum vivarum et responderunt: Non sumus Deus tuus, quaere super nos! Interrogavi auras flabiles et inquit universus aër cum incolis suis: Fallitur Anaximenes, non sum Deus. Interrogavi caelum, solem, lunam, stellas . . et exclamaverunt voce magna: Ipse fecit nos: interrogatio mea, intentio mea; et responsio eorum, species eorum!

[2] X, VI (8): Non dubia sed certa conscientia, Domine, amo te . . Sed et caelum et terra et omnia, quae in eis sunt, ecce undique mihi dicunt, ut te amem, nec cessant dicere omnibus, ut sint inexcusabiles . . caelum et terra surdis loquuntur laudes tuas . . cum te amo, non speciem corporis nec candorem lucis . . amo, sed cum amo deum meum, lucem, vocem, odorem, cibum, amplexum interioris hominis mei . . Hoc est quod amo, cum Deum meum amo. . .

mit den Worten: „Es ist kein-zweifelndes, sondern ein sicheres Bewußtsein, Herr, ich liebe dich. Himmel und Erde und alles, was in ihr ist, sagen mir von allen Seiten, daß ich dich lieben soll, und hören nicht auf allen zu sagen, daß sie unentschuldbar sind; der Himmel und die Erde reden tauben Ohren dein Lob.“ Doch vor allem bedeutsam für die Subjektivität dieses Geistes ist der Ausspruch: „Wenn ich dich liebe, liebe ich nicht die Schönheit des Körpers, noch den Glanz des Lichtes u. s. f., sondern wenn ich meinen Gott liebe, liebe ich Licht, Stimme, Geruch, Speise, das Erfassen meines eigenen inneren Menschen.“

Dem Augustin haben sich die Geheimnisse des Seelenlebens wie die ewigen unvergänglichen Reize der Natur erschlossen, allerdings wesentlich nur in bezug auf den Schöpfer; doch auch in stillem Walde Frieden für das unruhig wogende Herz zu suchen, ist ihm nicht fremd. —

Wie Augustin den Kampf gegen das Heidentum in sich durchgekämpft hat, bis das Christentum alles „neu machte“ in seiner Brust und das Heidnische überwand, die Selbstentsagung und Selbstkreuzigung, die Sinnlichkeit und Begehrlichkeit der Triebe, so tritt der Gegensatz sowohl wie die Verschmelzung des Antiken und des Christlichen in markantester Weise in dem Briefwechsel des Ausonius, des Dichters der Mosella, und des Paulinus, des Bischofs von Nola, hervor. Heidnische und christliche Dichtung berühren sich in ihm, und eine wirklich tief und wahr empfundene Freundschaft adelt die dilettantischen Versuche zu echter Poesie.

Ausonius weist in seiner sentimentalen Naturbetrachtung, mit seinen Schilderungen der Mosellandschaft, welche vom feinsten Sinne für das Malerische in der Natur zeugt, bereits weit ins christlich-germanische Zeitalter hinüber, obgleich er noch fest im heidnischen Römertum wurzelt.[1]

Es ist höchst charakteristisch für den Untergang der heidnischen Welt, daß der Mangel an originalen nationalen Stoffen,

[1] Vergl. Entw. des N. bei den Gr. u. Röm. II, 183 f.

die eine Begeisterung verdienten wie einst die Aeneassage, die besten Männer der Zeit zur sinnigen Versenkung in die Natur, zu Landschafts- und Reisebeschreibungen hinführte; es giebt in der ganzen klassisch-römischen Dichtung keine Schilderung, welche von so eindringendem Verständnis für die kleinen geheimen Reize der Natur beredtes Zeugnis ablegt, wie das kleine Poem von den rebenumgürteten, villenbekränzten, sonnenumflossenen, in der krystallenen Flut sich wiederspiegelnden Ufern der Mosella. Es ist, als ob auf den Wellen des deutschen Stromes und an seinen schönheitgekrönten Geländen den Römer germanische Naturliebe umweht habe, welche den oft holprigen und nicht klassisch vollendeten Versen erst Weihe und Stimmung giebt; das deutsche Land hat es ihm ebenso angethan wie jenes deutsche Weib, das er besingt und mit Rosen und Lilien vergleicht.

Stimmungsvoll sind auch manche Partien seiner poetischen Episteln, aus denen wir ersehen, wie schon zum Briefstil damaliger Zeit eine längere Betrachtung über Landschaft und Wetter als Einleitung gehörte.[1] Sympathetische Naturanschauung und Freundesliebe verweben sich zu echt poetischem Gefühlsausdruck in der ep. LXIV, wo Ausonius klagt, daß Paulinus ihn keiner Antwort würdige, sondern sich in Schweigen hülle: „Selbst der feindliche Barbar erwidert den Gruß, und mitten unter den Waffen ertönt das Salve. Auch die Felsen antworten dem Menschen, und das anschlagende Wort kehrt von den Grotten zurück und der Schall aus dem Walde; die Gestade des Meeres rufen, es murmeln die Bäche, es summt der Zaun, von hybläischen Bienen umschwärmt; auch an den rohrreichen Ufern tönt melodisches Rauschen; zitternd flüstert im Winde das Laub der Pinie, und sobald in die spitzen Blätter der Eurus fällt, antworten dindymische Gesänge im gargarischen Hain; die ganze Natur redet, nicht der Vogel, nicht die Tiere schweigen; es hat ihr Zischen die Schlange, selbst die Wesen der Meerestiefe schnappen mit feiner Stimme.[2] . . Hat der bas-

[1] Vergl. ad Paulinum epistol. XIX: Monumenta German. V, 2.

[2] Respondent et saxa homini et percussus ab antris Sermo redit et

kische Bergwald und der Pyrenäen schneeige Wohnung deinen Charakter verwildert? Lieber soll Iberien wieder der Punier verwüsten. Wer dir zu schweigen riet, den mögen nie die süßen Lieder der Sänger noch die Stimmen der Natur erfreuen, . . der möge traurig, entbehrend, die Öden suchen und schweigend die Alpenberge durchirren, wie einst geisteskrank die Menschen fliehend unstet die pfadlosen Orte durchstreift hat nach der Sage Bellerophontes."[1]

Dringender und sinniger kann wohl niemand zur Antwort gemahnt werden; und wie zart werden im einzelnen die Laute in der Natur gedeutet: das Echo der Berge, das Flüstern des Laubes, das Rauschen des Windes, das Murmeln der Quellen, das melodische Schwanken des Rohres; zugleich aber wird das Alpengebirge als ein Ort des Schreckens und der weglosen Öde bezeichnet. In einer folgenden Epistel (XXV) mahnt er den Freund an ihre doch so selten innige Liebe und an die Reize der gemeinsamen Heimat Burdigala sowie seines Landgutes mit den Rebenhügeln, den fruchtbaren Äckern, den grünenden Wiesen, den schattigen Hainen; „aber ohne dich kommt kein Jahr mit angenehmem Wechsel herauf, der feuchte Frühling geht ohne Blumen dahin, der Hitze bringende Hundsstern glüht, nicht erregt Pomona herbstliche Wohlgerüche, und der Wassermann umdüstert mit Regengüssen den Winter — erkennst du deine Schuld, Liebster? Komm, o Herzblatt, du meine Zierde[2]." Also ohne seinen Paulinus ist der Frühling kein Frühling, der Sommer kein Sommer u. s. f.,

---

nemorum vocalis imago. Litorei clamant scopuli, dant murmura rivi, Hyblaeis apibus saepes depasta susurrat, Est et harundineis modulatio musica ripis: Cumque suis loquitur tremulum coma pinea ventis: Incubuit foliis quotiens levis eurus acutis Dindyma Gargarico respondent cantica luco. Nil mutum natura dedit, non aëris ales Quadrupedesve silent, habet et sua sibila serpens Et pecus aequoreum tenui vive vocis anhelat.

[1] Tristis, egens deserta colat tacitosque pererret Alpini convexa iugi . . v. 69.

[2] Te sine set nullus grata vice provenit annus: Ver pluvium sine flore fugit, canis aestifer ardet, Nulla autumnales variat Pomona sapores Effusaque hiemem contristat Aquarius unda, Agnoscisne tuam Ponti dulcissime culpam?

alles würde durch seine Ankunft erst sich zum Guten und Schönen wandeln und entfalten. So zart dies Kompliment ist, so herzig ist auch der Schluß des Briefes. Er träumt sich hinein in die Erfüllung seines Wunsches: „Schon verläßt jener die schneeigen Städte der Iberer, schon durchreist er die Fluren der Tarbellier, schon betritt er Ebromagus, schon gleitet er auf dem Strom dahin, schon, schon — pocht er an meine Thüre! Soll ich's glauben? Oder ist es ein Traum wie so viele Träume der Liebenden?[1] —

Niemand wird hier im Vergleich zum Altertum die gesteigerte Innigkeit verkennen, ja die Weichheit der Freundschaftsempfindungen streift an moderne Sentimentalität, wie sie im Briefwechsel des vorigen Jahrhunderts zwischen wahlverwandten „schönen" Seelen sich findet.

Paulinus ist mit rührender Pietät seinem früheren Lehrer Ausonius ergeben und überhaupt eine zarte, feinfühlige Natur; mit großem Eifer hat er sich dem Christentum geweiht und ist ein Asket und Bischof geworden; daher ist sein bitteres Herzeleid, daß sein Ausonius noch so tief im Heidentum steckt, während er, seitdem er Christ geworden, sich völlig umgewandelt fühlt: der heidnischen Muse hat er den Abschied gegeben, eine andere Kraft beherrscht seine Sinne, nicht mehr Apollo, sondern Christus; er ist ihm der Weg zum wahren Leben, die reine frische Quelle des Heils geworden. Die Schreiben des Paulinus sind sämtlich von feinster Urbanität und Humanität, aber die Natur kommt um ihrer selbst willen nicht so zur Geltung, wie bei Ausonius; jenes Naturanschauung ist christlich-asketisch, dieses Naturanschauung ist noch heidnisch-antik wie seine gesamte Denkart, aber sentimental und sympathetisch zugleich. Paulinus setzt mit klarer Erkenntnis der Differenzpunkte in ihrer Weltanschauung des Ausonius Auffassung von der Einsamkeit die christliche entgegen: nicht sinnverstört seien die, welche sie suchten,

[1] . . iam ninguida linquit Oppida Hiberorum, Tarbellica iam tenet arva. Ebromagi iam tecta subit . . iam labitur amne secundo . . iam iam tua limina pulsat. Credimus? An qui amant ipsi sibi somnia fingunt?

sondern ihr Streben ginge dahin; abgekehrt von aller Welt im Anschauen der Sterne Gott und die Tiefen der Wahrheit zu erkennen.[1]

Wohl preist er Spanien, in dem er lebt, gegenüber dem Lobe der Heimat bei Ausonius und mischt auch in seine übrigen Schriften häufige Bilder und Zeit- und Ortsschilderungen,[2] aber die ungemischte Freude, das still sich versenkende Behagen an den Reizen der Natur bricht nicht so innig hervor wie bei Ausonius, dem er fast an Freundesinnigkeit nichts nachgiebt: „Eher soll mein Leben aus meinem Körper weichen, als daß dein Bild aus meiner Brust schwindet“.[3] — Der Heide hat ein freieres Auge und ein wärmeres Herz für die Natur, während für den christlichen Bischof die Welt nur in Beziehung auf den Schöpfer vorhanden ist; stolz hebt er hervor, den Elementen sei kein Recht über uns gegeben, vielmehr uns über sie, nicht von den Gestirnen, sondern aus unseren Herzen kämen die Hindernisse der Tugend.[4] —

Das Leben der Heiligen und die Paraphrase der Schöpfungsgeschichte sind die hauptsächlichsten Gegenstände der christlichen Dichter des vierten und fünften Jahrhunderts. Der Eremit wird bisweilen mit dem sentimentalen Anflug einer Robinsonade gefeiert, und nicht selten haben die Schilderungen der Naturphänomene, im Anschluß an die Genesis, einen hohen poetischen Schwung und verraten neben dem religiösen Pathos auch den Sinn für das Erhabene und Schöne in der Natur. Mit großem Behagen an der Ausmalung des Details entwirft Dracontius ein Bild des Paradieses[5] — denn wie die hellenistischen Dichter und die Elegiker Roms mit Sehnsucht nach einem Ewigverlorenen die Glück-

[1] ep. X, 161: Non inopes animi neque de feritate legentes Desertis habitare locis, sed in ardua versi Sidera spectantesque Deum verique profunda Perspicere intenti de vanis libera curis Otia amant.

[2] carm. nat. VII, Nahen des Frühlings, die Lieblichkeit des Nachtigallengesanges; ad Nicetam Reise von Nola nach Dacien.

[3] ep. XI, 47. [4] Carmen de provid. divina.

[5] v. 240: Exsilit inde volans gens plumea laeta per auras Aera concutiens pennis crepitante volatu: Ac varias fundunt voces modulamine blando Et, puto, collaudant Dominum meruisse creari. Migne Patrolog. LX.

seligkeit des Elysiums oder des goldenen Zeitalters sich in lebhaftesten Farben ausdenken und ausmalen, so versenkt sich gar manches christliche Gemüt dieser Epoche mit schwärmerischer Andacht, mit elegisch-idyllischer Naturanschauung in die holde Sage vom Paradiese. „Ewiger Frühling mildert die Lüfte; eine heilsame Flamme übergießt die Welt mit Licht; alle Elemente strahlen in heilbringender Wärme; wenn die Schatten der Nacht weichen, steigt der Tag herauf . . es erhebt sich dann die befiederte Schar der flüchtigen Vögel fröhlich durch die Lüfte, im rauschenden Fluge mit den Fittigen die Luft schlagend, und mit schmeichelndem Wohllaut lassen sie ihre mannigfaltigen Stimmen erschallen und, meine ich, preisen Gott, daß sie geschaffen zu werden verdienten: diese glänzen in schneeigem Weiß, jene kleidet Purpur, diese schmückt Safranfarbe, jene ein Goldgelb, andere sind weißbefiedert an den Augen und tragen an Hals und Brust die leuchtende Farbe der Hyazinthe . . und auf dem Zweige sitzend wird der Vogel vom Winde zugleich mit dem belaubten Ast hinundhergewiegt.[1]" In der Ausführung solcher kleiner Züge aus dem Naturleben läßt sich eine sinnige Betrachtungsweise nicht verkennen; doch meistenteils wird solch' idyllisches Empfinden von erhabeneren religiösen Gedanken zurückgedrängt. Herrschen sollen die Menschen über die Natur, ruft er,[2] über alles, was die Welt birgt, was an Blumen und Kräutern die Erde bietet, was der Baum und der Weinstock trägt, was an lieblichem Laube grünt, was Meer und Quellen geben u. s. f. Die ganze Schöpfung, die Sterne und Jahreszeiten, die Blitze, Hagel und Stürme, Erde und Meer, Flüsse und Quellen, Wolken und Nacht und Licht, Pflanzen und Tiere bietet er auf zum Lobe des Schöpfers[3] und schildert mit kühnstem Fluge der Phantasie die Sintflut.[4] —

In den drei Büchern des Avitus[5] haben wir „eine einheitliche

[1] Frondibus insidens vento cum fronde movetur. [2] v. 571.
[3] II, 205, vergl. III Anf. [4] v. 376 ff.
[5] Migne Patrol. LIX, I de origine mundi, II de originali peccato, III de sententia dei.

Dichtung vom verlorenen Paradiese, die weit entfernt ist von einer bloßen Paraphrase oder Versification der Bibel";[1] die malerische Tendenz der Beschreibung macht sich sehr geltend. Auch das Sympathetische kommt hie und da zum Ausdruck. Wie bei Theokritos[2] die Cypressen die einzigen Zeugen der Liebeslust sind und bei Catullus[3] die Sterne auf die stille nächtliche Liebe der Sterblichen herabschauen, so umgiebt der christliche Dichter mit stimmungsvoller Sympathie der Natur den Ehebund des ersten Menschenpaares: „Der Engel Chöre sangen der keuschen Liebe das melodische Hochzeitslied, das Ehebett war das Paradies, die Mitgift war die Welt, und mit fröhlichem Leuchten strahlten auf sie herab die Sterne.[4] . . Dort hütet ewigen Frühling des Himmels Milde, der stürmische Südwind bleibt fern, und am heitern Himmel schwinden die Wolken; nicht bedarf es der Regengüsse, die Gräser begnügen sich mit dem Tau, beständig grünt der Boden und strahlt das süße Antlitz der feuchtwarmen Erde, immer decken Gräser die Hügel und Blätter die Bäume"[5] u. s. f. Aber als die Unglücklichen das Paradies verloren, da erscheint den Ausgewiesenen die Erde trotz ihrer Schönheit so häßlich und so eng, der Tag so trübe, der Himmel mit seinen Gestirnen so fern![6] Ihre eigene Sünde und Sehnsucht finden sie in der Natur wieder. —

Unter den antik-heidnischen Schriftstellern, die zugleich von der christlichen Bildung wohl berührt aber nicht recht tief durchdrungen wurden und der römisch-rhetorischen Naturbeschreibung huldigen, nimmt einen hervorragenden Platz Apollinaris Sidonius ein.

Trotz seiner gespreizten Diktion, die kaum verständlich und schwer wiederzugeben ist, trotz vieler hohler Phrasen, bietet er uns in Gedichten und besonders auch in Briefen manches

---

[1] Ebert a. a. O. [2] idyll. XXVII, 57, Entw. d. N. bei d. Gr. S. 74.
[3] c. 7, Entw. d. N. bei den Röm. S. 43.
[4] v. 163: castoque pudori Concinit angelicum iuncto modulamine carmen Pro thalamo paradisus erat mundusque dabatur In dotem et laetis gaudebant sidera flammis.
[5] Vergl. v. 193—299. [6] lib. III.

kulturhistorisch interessante Bild aus jener Zeit des 5. Jahrhunderts dar. So entwirft er im carm. XXII ein farbenreiches Gemälde von einem reichen Landsitze, dem burgus des Pontius Leontius.[1] Wie der jüngere Plinius[2] malt er alle die Reize solcher Villen mit allen Mitteln der Rhetorik und nicht ohne nachempfindendes Verständnis aus. So ist nicht ohne poetische Anschauung sogleich der Eingang: „Es giebt eine Stelle, wo du, o Garonne, die du an feuchtem Felsen dahinrollst, und du, o Duranus (Dordogne), der du eilend dem Meer zustrebst und moosreich an gefurchtem Strande dahinziehst, die allmählich schon lässiger werdenden Ströme vereinigt; entgegen eilt auch der Pontus, der die Wellen, welche die Flüsse dahinrollen, bald bei starker Ebbe verschmäht, bald erstrebt. . . Dort zwischen den Strömen ragt ein Fels, den Äther durchbrechend, mit der weithin sichtbaren Burg des Pontius.“ Und nun schildert er die Kühle der Hallen und Grotten, die Prunkgemächer und Säulen, doch vor allem die herrliche Aussicht: „Dort auf dem Gipfel der Burg werde ich zurückgelehnt sitzen und die Blicke schweifen lassen über den Berg mit den Lorbeerbäumen, der meiner Muse und den Ziegen so teuer ist; in ihrem Schatten werde ich wandeln und glauben, daß die zage Daphne mir ihre Liebe schenke.“ Die Natur, soweit sie frei und unberührt von Kunst ist, erregt sein besonderes Wohlgefallen. Er preist eine Quelle, „die, wie sie vom Berge fließt, eine vielgehöhlte Grotte mit geräumigem Rund umschattet; nicht bedarf sie der Pflege, die Natur hat ihr Schönheit verliehen; daß keine Hand daran gebildet, daß sie kein Prachtstück der Kunst, ist gerade ihr Hauptreiz; kein Hammer wird mit springendem Schlag die Felsen zurecht putzen und nicht werden Marmorplatten den zerstörten Tuf ergänzen.“[3] Den Gegensatz zwischen Kultur und

[1] Migne Patrol. LVIII.

[2] Vergl. Entw. d. N. bei den Röm. S. 164 f.

[3] . . fonte meo, quem monte fluentem Umbrat multicavus spatioso circite fornix. Non eget hic cultu, dedit huic natura decorem. Nil fictum placuisse placet, non pompa per artem Ulla, resultanti non comet malleus ictu Saxa, nec exesum supplebunt marmora tophum.

Natur, zwischen städtischem Luxus und ländlicher Einsamkeit hebt er auch Epist. II, 2 hervor, wo er dem Donidius die Herrlichkeiten seines schlichten Landsitzes mit sentimentaler Naturfreude beschreibt: „Du spottest, daß ich auf dem Lande weile; ich könnte vielmehr klagen, daß du jetzt in der Stadt zurückgehalten wirst, wo die Welt im Frühlingslichte erglänzt, das Eis der Alpen schwindet und die Erde von den gewundenen Furchen trockener Spalten gezeichnet wird, der Kies in den Flüssen, der Schlamm an den Ufern, der Staub auf den Feldern starrt; hier kann man keine nackten Statuen, keine spaßhaften Schauspieler, keinen Marmor, kein Hippodrom finden; der Fluß rauscht so laut, daß große Menschenmassen verstummen müßten; vom Speisesaal hast du, wenn du vom Essen ruhst, das Entzücken der schönsten Aussicht[1] und kannst dem Fischfang zuschauen . . Hernach kann dich ein Schlupfwinkel aufnehmen, der am kühlsten im heißen Sommer ist, ein Platz zum Träumen; welch' Vergnügen ist es da, um Mittag dem Gezirpe der Cicaden zu lauschen und, wenn die Dämmerung sich über die Erde breitet, dem Gequake der Frösche, in der tiefen Nacht dem Geschrei der Schwäne und Gänse und in der Totenstille dem Konzert der Hähne und der weissagenden Raben, die das purpurne Licht der aufgehenden Morgenröte begrüßen, und beim Morgengrauen der im Gebüsche schluchzenden Nachtigall und der zwischen Balken girrenden Schwalbe.[2] . . Dazwischen spielen die Schäfer ihre Hirtenweisen . . Nicht fern ist ein Hain, wo zwei ungeheure Linden ihre Zweige verschlingen und einen Schatten spenden, der nicht aus einer Wurzel stammt und in dessen Kühle wir Ball spielen, und ein See, der im Sturm anschwillt und mächtig aufwallt, sodaß er das Laub der Bäume,

[1] Si quid inter edendum vacas, prospiciendi voluptatibus occuparis.

[2] Locus dormitandi. Hic iam quam volupe est auribus insonare cicadas meridie concrepantes, ranas crepusculo incumbente blaterantes, cycnos atque anseres concubia nocte clangentes, intempesta gallos gallinaceos concinentes, oscines corvos voce triplicata puniceam surgentis aurorae facem consulatantes; diluculo ante philomelam inter frutices sibilantem, prognen inter asseres minurientem: Migne Patrol. LVIII, p. 478.

die am Rande stehen, mit Gischt übersprengt; Pflanzen und Kräuter zieren ihn; in der Mitte ist eine kleine Insel, die zum Zielpunkt den Ruderböten dient; reich ist das Land an Wäldern, an Wiesen und Weiden." Wie köstlich er die Zeit auf dem Landsitz zweier Freunde verbracht, schildert er (II, 9) dem Donidius: „Von einem Vergnügen wurden wir zum anderen fortgerissen, es wechselten Spiele, Schmausereien, Gespräche, Lektüre mit Reiten, Baden und Fischen" u. s. f.

In dieser verwilderten Zeit ist immerhin Sidonius als treuer Anhänger klassischer Bildung und Humanität, die er sich auch als Bischof bewahrt, ein nicht uninteressanter Vertreter jenes weichen, schwärmerischen Naturgefühls, das uns Plinius d. J. zeigt, jenes idyllischen Sinnes für das Landleben im Gegensatze zu städtischer Kultur, jener Empfindsamkeit, die sich gerne süßen Träumen hingiebt in der Stille des Waldes oder am rauschenden Bach und auf alles sorgsam lauscht, was die schweigende Ruhe unterbricht, mag es nun Vogelgesang oder Hirtenspiel sein. Wie weit aber der schwülstige Prunk der Rhetorik damaliger Zeit sich in Beschreibungen erging, kann man aus des Ennodius Reiseschilderungen[1] ersehen; er war nicht viel mehr als ein phantastischer Schwätzer. — Mehr als Boetius, welcher unzweifelhaft die reinste, edelste und bedeutendste Gestalt des 6. Jahrhunderts ist, eröffnet uns Cassiodorus, der auch als Staatsmann die erste Stelle unter Theodorich einnahm, in seinen *Variarum libris* einen höchst interessanten Blick in die Auffassungsweise jener Zeit hinsichtlich ihres Verhältnisses zur Natur. Cassiodorus schwelgt im Naturgenuß und in Naturbeschreibung. Er preist in gezierter Sprache die Schönheit[2] von Bajae, den Lactarius wegen seiner gesunden Gegend[3] und beschreibt[4] ausführlich die Lage von

[1] Carmin. lib. I, 1 u. 5.

[2] Amoenitas loci: Variarum libri Lugduni 1677. [3] XI, 10.

[4] XII, 15: Voluptuose campos virentes et caerulea maris terga respicit . . nascentem solem ab ipsis cunabulis intuetur, ubi ventura dies non praemittit auroram: sed nox ut oriri coeperit, lampadem suam vibrans fulgor ostendit. Gaudentem respicit Phoebum: propria illic luminis claritate resplendet,

Scyllacium, der ersten Stadt Bruttiens, oberhalb des adriatischen Meeres gelegen: „Mit Entzücken sieht sie auf grünende Felder und auf die bläuliche Fläche des Meeres; sie erblickt die Sonne emporsteigend von Anfang an, wo der nahende Tag die Morgenröte nicht voraufschickt, bald aber zeigt der Fackel schwingende Glanz an, wie sie angefangen hat, sich zu erheben. Sie sieht den sich freuenden Phöbus: dort strahlt er mit eigener Klarheit des Lichtes, daß man sie selbst eher als Rhodos für die Heimat des Sol halten möchte. Sie erfreut sich eines klaren Himmels, einer reinen Luft, warmer Winter, kühler Sommer; und ohne irgend welchen Kummer lebt man dahin, dort, wo feindliche Jahreszeiten nicht zu fürchten sind; daher ist auch der Mensch dort freieren Sinnes“, bei dem milden Klima. Er verhehlt sich nicht den wichtigen Einfluß der klimatischen und landschaftlichen Umgebung auf das Naturell der Menschen, sondern führt aus: „denn die Schwungkraft der Seele wird belastet, wenn sie von schwerer Luft gedrückt wird; wir unterliegen notwendig dem Einfluß solcher Dinge, werden traurig bei trübem Himmel und fröhlich bei heiterem.“ Die Stadt genießt auch in reicher Fülle alle Freuden des Seelebens, da sie in der Nähe Dämme hat, an denen des Nereus Strudel branden. „Der Zug der Fische, welche in freier Gefangenschaft innerhalb Bassins und Grotten spielen, erquickt den Sinn durch Entzücken und schmeichelt dem Blick mit Bewunderung[1]; gierig eilen sie zu den Händen der Menschen heran und haschen nach Speise. . .“ Reich ist die Stadt an Wein- und Olivengärten, an anmutigen Fluren, Kornfeldern und städtischen Villen. Doch die Krone landschaftlicher Schönheit reicht er Comum[2] und dem Komer See; und auch der moderne Reisende heutiger Tage möchte nicht gar viel hinzu-

ut ipsa magis Solis putetur esse patria Rhodi opinione superata. Fruitur luce perspicua, aeris quoque temperatione dotata, apricas hiemes, refrigeratas sentit aestates, et sine aliquo maerore transigitur, ubi infesta tempora non timentur. Hinc et homo sensu liberior est. . . .

[1] Delectatione reficit animos et admiratione mulcet obtutus.

[2] XI, 14.

zusetzen finden der Schilderung, die Cassiodorus entwirft. Wer je an einem hellen Sommertage in diesem Paradiese — sei es nun Como oder Menaggio oder das zauberhaft liebliche Bellaggio — geweilt hat, wer die strahlende Schönheit des Sees genossen, den blauen Duft der Linien, das smaragdgrüne Blau des Wassers, die villen- und waldgeschmückten Ufer bewundert hat, wer in der Frühe dies herrliche Bild mit der Frische der Luft in sich eingesogen oder am Abend, wo der Mond über den Palmen der Villa Serbuloni stand und seine silberne Straße auf den lago di Lecco warf, sich hat schaukeln lassen von den träumerisch murmelnden Wellen: der wird es nachempfinden und ausdeuten, was mit den unbeholfenen Sprechmitteln einer untergehenden Litteratur dieser Schriftsteller des 6. Jahrhunderts von dem Eindrucke, den er an diesem herrlichsten Punkte der oberitalienischen Seen empfangen, zu berichten weiß, und wird zugleich sich wundern, welch' ästhetisches Feingefühl sich hinter den ungelenken Wortformen und Satzperioden verbirgt. Wohl erkennt der Staatsmann die strategische Bedeutung von Comum „wie eine Mauer des ebenen Liguriens liegt es hinter den steilen Bergen und der weiten Fläche des klarsten aller Seen; aber obgleich die Stadt als Festung der Provinz gilt, erstreckt sie sich in so großer Schönheit, daß man meinen muß, sie sei allein zum Entzücken dahingesetzt.[1] Im Rücken hat sie angebaute Felder, passend zu anmutigen Spazierfahrten, sowie reich an Lebensmitteln; vor sich genießt sie auf 60,000 Schritt der Anmut des lieblichsten Wasserspiegels,[2] sodaß sowohl der Sinn durch erquickendes Entzücken gesättigt[3] als auch eine Menge von Fischen durch keine Stürme hinweggeführt wird.“

Cassiodorus weiß kaum in den Ausdrücken zu wechseln, um sein Ergötzen wiederzugeben und die Schönheit und Lieblichkeit der Gegend zu rühmen.

---

[1] In tantam pulchritudinem perducitur, ut ad solas delicias instituta esse videatur. [2] Dulcissimi aequoris amoenitate perfruitur.
[3] Ut et animus recreabili delectatione satietur.

„Mit Recht also, sagt er, hat Comum seinen Namen bekommen, da es mit so reichen Reizen geschmückt ist.[1] Der See liegt in der Tiefe eines sehr weiten Thales, reizend nachahmend die Gestalt von Muscheln, abgeprägt durch das Weiß des schaumreichen Ufers.[2] Rings um ihn herum ziehen sich wie ein Kranz die schönsten Anhöhen erhabener Berge[3]; sein Rand ist mit hellschimmernden Villen geschmückt und umgürtet wie mit dem Gürtel der Pallas die Wälder von ewigem Grün. Über ihn steigen laubreiche Weingärten die Seite des Berges hinan, der Gipfel selbst aber wird, wie von Haaren, mit dichten Kastanien umkränzt, durch den Schmuck der Natur geziert.[4] Bäche von schneeigem Glanze leuchtend stürzen von der Höhe hinab in die eherne Fläche des Sees.[5] Von Südwesten kommend nimmt er die Adda auf.“ Am Schlusse mahnt er, man müsse die Bewohner einer so herrlichen Gegend schonen, da all die Anmut zu sanft für die Arbeit sei und da diejenigen die Last des Druckes fühlen müßten, welche an solche Lieblichkeit gewöhnt seien. „Sie mögen also beständig des königlichen Geschenkes genießen, damit sie ebenso wie sie sich des köstlichen Mahles der Natur erfreuen, auch durch die Freigebigkeit des Fürsten beglückt werden.“[6]

Wir können jedenfalls aus dieser Schilderung eins mit unbestreitbarer Sicherheit ersehen: der Sinn für Naturschönheit ist selbst in jener wilden Zeit noch nicht erstorben; auch ist es nicht der reine nüchterne Nützlichkeitsstandpunkt, auf den er sich stellt, um die Ergiebigkeit des Landes an Wein und Getreide, des Sees an Fischen zu schildern, sondern — wenn er dies selbstverständlich

---

[1] Tantis laetatur comptu muneribus.

[2] Spumei litoris albore depingitur.

[3] Excelsorum montium pulcherrimae summitates.

[4] Ornante natura depingitur.

[5] Huic (apici) rivi niveo candore relucentes in aeream laci altitudine praecipitante descendunt.

[6] Quapropter incolis harum regionum iure parcitur: quoniam amoena omnia delicata sunt ad labores: et facile onus afflictionis sentiunt, qui uti suavibus deliciis consueverunt. Fruantur ergo munere regali perpetuo, ut sicut gaudent nativis epulis, ita eos exultare faciat munificentia principalis.

auch hervorhebt — in erster Linie bleibt ihm doch das eigene Entzücken, das er an den Reizen der Landschaft findet, und die Lieblichkeit der Gegend in ihrem Einflusse auf die Bewohner.

Aber diese Zeit, welche die gewaltigsten Gährungen in der Völkergeschichte Europas zeigt, hat trotzdem einen Dichter hervorgebracht, der nicht bloß jene kulturhistorisch so bedeutsame Verschmelzung von Heidentum und Christentum, von Germanen- und Romanentum in seiner ganzen Persönlichkeit und somit auch in seinen Gedichten getreu wiederspiegelt, sondern auch ein Naturgefühl verrät, wie es nur irgendwann in klassisch-römischer Zeit bei den Elegikern und bei späteren Epikern erblühte und wie man es a priori, mit synthetischen Voraussetzungen — die in kulturhistorischen Fragen so absolut irre führen — in dieser Epoche des Mittelalters wohl kaum voraussetzt. Nur eins ist von vorneherein, wie bei allen Dichtern dieser späten römischen Litteraturperiode in Abzug zu bringen — das ist die Form. Aber selbst in holprigen Versen oder wenn diese noch verhältnismäßig glatt sind, in der geschrobenen und gespreizten wunderlichen Sprache, die auf Stelzen von alten klassischen Reminiscenzen einhergeht oder ungeheuerliche Neubildungen schafft, kann sich doch auch ein redliches, herzliches Empfinden aussprechen oder verstecken. Dieser größte und gefeiertste Dichter des 6. Jahrhunderts ist Venantius Fortunatus. Auf ihm liegt wie der Abendschein der scheidenden Sonne der letzte Abglanz einer untergehenden Litteratur. Er bildet die wohlthuendste Erscheinung in dieser dumpfen, schweren Zeit, wo im Frankenlande, das dem im Veneterland bei Treviso geborenen eine neue Heimat wurde, die Merovinger auf den Pfaden Chlodwig's weiter wandelnd sich an Grausamkeit und Blutdurst gegenseitig zu übertreffen suchten. Einsam ragt er unter den zeitgenössischen Dichtern empor, durch Talent wie durch Reinheit und Gutmütigkeit des Charakters. Sind seine Dichtungen auch mancher Orten durch Schwulst, Weitschweifigkeit und übel angebrachte Gelehrtenweisheit entstellt und verunziert, sein offenes Auge für Beobachtung von Menschen

und Dingen ist unverkennbar. Sein sympathetischer Sinn für die Natur tritt nicht nur in größeren landschaftlichen Schilderungen, sondern auch in sinniger Verschmelzung des Seelischen und Landschaftlichen hervor.

So läßt er in einem größeren Gedichte „über die Jungfräulichkeit“[1] die Liebende den an unsere deutschen Volkslieder so nahe heranstreifenden Wunsch aussprechen: O ich möchte auch zu ihm kommen, wenn eilend auf den Sternen der schwebende Fuß die luftige Bahn halten könnte; jetzt ohne dich, breitet sich Nacht um mich mit dunklen Fittichen, und selbst der sonnenhelle Tag ist für mich Nacht: Lilien, Narcissen, Veilchen, Rosen, Lavendel und Amomum, nichts von alledem erfreut mein Herz; um dich zu erblicken, schwebe ich (im Geiste) durch das Gewölk hin und führt die Liebessehnsucht die schweifenden Augen durch die Wolken hin; siehe, dann frage ich argwöhnisch die rauschenden Winde, was mir das Lüftchen von meinem Herrn melde, und ich begehre zu deinen Füßen den Marmor zu waschen und mit meinem Haar zu trocknen; was es auch immer sein mag, ich will es dulden, alles Leiden ist süß; wenn ich dich nur wiedersehe, gilt mir diese Strafe gleich; du jedoch, gedenke mein, da ich nach deinen Gelübden mich sehne: du liegst mir am Herzen, möge auch ich dir im Sinne liegen.“[2]

Die Gefühlsinnigkeit dieser Zeilen, welche die zartesten Verse des Catullus und Tibullus übertrifft, findet in dieser Zeit bei einem Italiener wohl nur ihre Erklärung einerseits in der Ver-

---

[1] Monum. Germ. IV ed. Leo lib. VIII, c. 3, 233.

[2] Ipsa venire velim, properans si possit in astris Pendula sideream planta tenere viam. Nunc sine te fuscis graviter nox occupat alis Ipsaque sole micans est mihi caeca dies. Lilia narcissus violae rosae nardus amomum Oblectant animos germina nulla meos. Ut te conspiciam, per singula nubila pendo Et vaga per nebulas lumina ducit amor. Ecce procellosos suspecta interrogo ventos, Quid mihi de domino nuntiet aura meo. Proque tuis pedibus cupio caementa lavare Et tua templa mihi tergere crine libet. Quidquid erit tolerem, sunt omnia dulcia dura: Donec te videam, haec mihi poena placet. Tu tamen esto memor, quoniam tua vota requiro; Est mihi cura tui, sit tibi cura mei.

tiefung des Innenlebens durch das Christentum — man hört fast heraus jene Worte Christi zu der „großen Sünderin“: „sie hat mir die Füße mit ihren Thränen genetzet und mit ihren Haaren getrocknet“ —, andererseits aber in der nahen Beziehung des FORTUNATUS zu einer deutschen Frau, die man wohl die edelste und reinste Gestalt jener Zeit im Frankenreiche nennen kann, zu Radegunde, jener unglücklichen thüringischen Königstochter, die den Sturz ihres heimatlichen Thrones erleben und dann die Gattin des blutbefleckten Siegers, Chlotar, werden mußte, aber vor der Roheit und Grausamkeit desselben nach Poitiers flüchtete, sich zur Nonne weihen ließ und ein Kloster gründete. Ein edles Frankenmädchen, Agnes, setzte sie zur Äbtissin, und als der Weg den FORTUNATUS in die Nähe der beiden Frauen führte, fanden diese drei Menschen solches Wohlgefallen an einander, daß FORTUNATUS als Priester in Poitiers bis zum Tode Radegundens blieb. Seine Gedichte, oft kurze Episteln, Billets, vom Moment diktiert, voll Dank und Liebe gegen die Frauen, die ihn auch leiblich hegen und pflegen — er war nämlich ein Gourmand, und dieser Neigung tragen die Frauen mit leckeren Gaben Rechnung — sind ein lebendiges Zeugnis der reinsten rührendsten Freundschaft. Sie bieten manch hübsches Naturbild, manchen zarten Blumengruß. lib. VIII, carm. 6 klagt er der Radegunde: „Wenn mir weiße Lilien die Jahreszeit brächte oder lieblich im Rot die Rose blühte, würde ich sie dir senden; nun müsse sie aber auch purpurne Veilchen sich als Gruß gefallen lassen“; und mit c. 8 sendet er ihr Blumen, denn Gold und Purpur gelte ihr ja nichts; so möge sie den Purpur im Veilchen, das Gold im Krokus hinnehmen, und mögen sie auch noch so sehr durch ihren Duft gefallen, noch mehr schmücken sie das Haar der Heimkehrenden. Als sie einmal nach frommem Brauch in ihre Klause sich eingeschlossen hat, da „spähen nach ihr seine irrenden Gedanken“ (c. 9):

Wie schnell ist meinem Blick durch dich das Licht verwehret!
Ganz bin ich, wenn du fliehst, von Wolkenlast beschweret . .
Obwohl du flüchtig nur dich birgst auf kurze Weile,
Währt länger dieser Mond als eines Jahres Eile . .

So kehre denn gesund zum Osterfest uns wieder,
Dann steigt auf einmal uns ein zwiefach Licht hernieder.[1] (LEO.)

Und als sie wiederkehrt, jubelt er (c. 10):

Du bringst mein Glück zurück, das du mit dir genommen,
Ein doppelt Osterfest ist uns durch dich gekommen.
Zwar aus den Furchen steigt noch kaum die Saat zur Höhe,
Mein Erntefest ist da, nun ich dich wiedersehe.
Die Garben bind' ich schon, die Frucht liegt auf den Wagen:
Was dem August gehört, hat mir April getragen.
Zwar springt die Knospe kaum, kaum sprießt die Rebenlaube,
Doch ist mein Herbst schon da, zur Lese reif die Traube.
Ob Birn- und Apfelbaum erst holden Duft verstreuen,
Im jungen Blütenschmuck mit Frucht sie mich erfreuen.
Noch liegt das Land so kahl, noch fehlt die Pracht der Ähren;
Doch Fülle glänzt ringsum: das macht dein Wiederkehren.[2] (LEO.)

Ist hier der Vergleich auch breit und weitschweifig ausgesponnen, der Gedanke ist echt poetisch und beruht auf jener sympathetischen Naturauffassung, der wir auch bei den Alten begegnen, wenn z. B. THEOKRITOS die reizende Nais preist, deren Schönheit auch die Natur in ihren Bann zieht und deren Erscheinen allerwärts Frühling werden läßt. Erst die Gegenwart der Geliebten selbst giebt der Natur ihren Reiz — so gilt auch dem FORTUNATUS alles nichts, wenn er Radegunde nicht sieht, mag der Himmel noch so heiter sein, da das Gewölk floh, sonnenlos ist ihm der Tag, wenn er sie ihm entzieht (XI, c. 2).[3] Das rührendste Erzeugnis dieses Zusammenlebens ist das Gedicht „über den Untergang Thüringens". „Man muß notwendig", sagt LEO,[4] „auf die Person

[1] Lumina quam citius nostris abscondis ocellis, Nam sine te nimium nube premente gravor . . et licet huc lateas brevibus fugitiva diebus, Longior hic mensis quam celer annus erit . . Hoc precor, incolumem referant te gaudia paschae Et nobis pariter lux geminata redit.

[2] Quamvis incipiant modo surgere semina sulcis Hic egomet hodie te revidendo meto. Colligo iam fruges, placidos compono maniplos . . Quamvis nudus ager nullis ornetur aristis, Omnia plena tamen te redeunte nitent.

[3] Quo sine me mea lux oculis [se] errantibus abdit? . . Cum te non video, sunt mihi cuncta parum. Quamvis sit caelum nebula fugiente serenum, Te celante mihi stato sine sole dies.

[4] In seinem trefflichen Aufsatze „VENANTIUS FORTUNATUS, der letzte römische Dichter", Deutsche Rundschau 1882.

der Erzählerin die Hauptvorzüge des Gedichtes zurückführen, muß annehmen, daß die unwiderstehliche Gewalt der Darstellung, der Anblick der frischaufbrechenden Wunden, die Teilnahme an dem verzehrenden Schmerz der Freundin dieser schwunglosen Feder ungewohnte poetische Wallungen mitteilte; das Gedicht ist das letzte hervorragende Erzeugnis der römischen Elegie.“ Mit der glühendsten Innigkeit klammert sich die Weltabgeschiedene, völlig Vereinsamte in ihren Gedanken fest an den einzig überlebenden Verwandten, den Amalafried:

Du, der Verwaisten warst du an Vaters Statt, des erschlagnen,
 Mutter sah ich in dir, Schwester und Bruder in dir;
Nahmst in den Arm mich schmeichelnd, ich hing 'm Kusse des Bruders,
 Und dein kosendes Wort rührte mein kindisches Herz . .
Wüßt' ich den Ort nur! Umsonst die säuselnden Lüfte befrag' ich,
 Frage das leichte Gewölk, fährt es am Himmel daher.
Hielte mich nicht in Banden des Klosters heilige Mauer,
 Glaube mir, wo du auch weilst, plötzlich erschien' ich vor dir.
Rasch in der Winde Gebraus durchschifft ich die brandenden Fluten,
 Schaukelte fröhlich im Sturm Wogen hinauf und hinab;
Wenn die Wellen sich thürmten, ich schwebte beherzt in den Lüften,
 Und vor des Seemanns Furcht bangte der Liebenden nicht;
Löste die Fugen des Schiffs der tobende Regen, ich griffe
 Nach den Planken, und so trüge das Meer mich zu dir.
Wenn ich dich, Teurer, erblickte, vergäß' ich die Fährden des Weges,
 Über des Schiffbruchs Not hülfe dein Trost mir hinweg. (Leo.)

Rankt in dieses schöne Bekenntnis der Sehnsucht und der Liebe auch die Natur nicht wesentlich hinein, indem nur Wolken und Winde über den Aufenthalt des Fernen befragt werden, als ob sie Teil nähmen an ihrem Geschick, und indem die Wellen sie, auch im Sturm zum Geliebten tragen sollen: so ist doch das gesamte Kolorit der Stimmung für den Dichter so bezeichnend und — ehrend, daß es auch für seine größeren Naturschilderungen den Empfindungshintergrund darbietet. Auch das sehr lange, weitschweifige Gedicht über die Brautfahrt der Gelesuintha, der spanischen Prinzessin, welche dem König Chilperich vermählt ward, birgt tief empfundene und rührende Partien. Mit schwerem Herzen trennt sie sich von der Heimat Toledo,[1] übersteigt die

[1] lib. VI, carm. 5, v. 111.

Pyrenäen, wo „die Berge im Schnee glänzend zu den Sternen ragen und über Regenwolken der spitze Gipfel ragt". Wie Ausonius den Paulinus zum Schreiben mahnte mit dem Hinweis auf die Natur, die, stumm, doch mit tausend Zungen rede, so bittet ihre Schwester sie um Kunde: „Ich rufe dich, Gelesuintha, Quellen, Wälder, Fluß und Felder rufen dich — du schweigst, Gelesuintha? Antworte, wie deiner Schwester die schweigende Natur antwortet: die Steine, der Berg, der Hain, die Welle, der Himmel!" Angsterfüllt fragt sie die Lüfte, aber über der Schwester Ergehen schweigt alles.[1]

Fortunatus teilt aber mit Ausonius nicht nur die sympathetische Naturbetrachtung, sondern er ist auch wie dieser ein Virtuos in der Beschreibung des Landschaftlichen. Es finden sich bei ihm lange Schilderungen des Frühlings, die im wesentlichen rein dekorativen Charakter tragen, aber doch auch nicht ohne einzelne wirklich poetisch aufgefaßte Züge sind; so lib. VI praef.: „Wenn die Erde vom Eise befreit ist, schmückt sich das Feld mit buntem Rasen, . . der schattige Baum erhält aufs neue sein grünes Laubhaar, es schwillt die Rebe, die Bienen summen, die Vögel nisten, . . und alle Wonne kehrt der Welt zurück."[2] Ebenso schildern die ersten 30 Verse in lib. III, c. 9 das Kommen des Lenzes, wo „zarte Veilchenbeete purpurn den Anger schmücken, die Wiesen grünen . . und die Blumen auf dem Rasen die leuchtenden Augen lachend aufschlagen, jeder Baum mit seinem Laube Beifall rauscht, der Vogel zu seinen Liedern zurückgerufen wird, der in Winterkälte verstummt war."[3]

---

[1] v. 303: Nomine saepe vocans te, Gelesuintha, sororem Hoc fontes silvae flumina rura sonant. Gelesuintha taces? responde, ut muta sorori Respondent: lapides mons nemus unda polus. Anxia sollicitans ipsas interrogat auras: Sed de germanae cuncta salute silent.

[2] Vere novo, tellus fuerit dum exuta pruinis, Se picturato gramine vestit ager, Longius extendunt frondosa cacumina montes, Et renovat virides arbor opaca comas; Promittens gravidas ramis genitalibus uvas Palmite gemmato vitis amoena tumet . . Omnia dum redeunt gaudia mundus hebet.

[3] Mollia purpureum pingunt violaria campum, Prata virent herbis et micat herba comis; Paulatim subeunt stellantia lumina florum Arridentque

Einen heißen Sommertag schildert VII, 8, an dem „selbst im Walde keine Kühle zu finden ist und auf brennendem Wege der Wanderer fast verschmachtet, nach Schatten und kühlem Trunke sich sehnend; endlich rauscht die Welle des kristallenen Baches, fröhlich eilt er dorthin und streckt sich nieder und bettet seine Glieder in dem weichen Rasenkissen"; die starrende Winterkälte malt XI, 26 f.

Die Gedichte, welche schöne oder besonders merkwürdige Gegenden beschreiben, führen uns teils an die Ufer der Garonne[1] oder des Gers (Egircius),[2] „der in der Hitze fast austrocknet, so daß er weder Fluß noch Land noch Welle ist und im einsamen Sumpf der schwimmende Frosch sein klagendes Gequake hören läßt, Alleinherrscher im Reiche, aus dem die Fische verbannt sind; wenn aber der Regen strömt, dann schwillt die Flut an, plötzlich wird ein Meer, was eben ein See war." Alles das wird in einer Fülle von Versen mit wenig Witz und vielem Behagen beschrieben. Am reizvollsten sind die ebenfalls an Meister Ausonius anklingenden Schilderungen von Rhein und Mosel. Lust des Schilderns paart sich mit Liebe zur Natur. So schreibt er von seinen Moselfahrten an Villicus, den Bischof von Metz (III, 13):

Breiter ergießet die Flut im bläulichen Strome Mosella
   Mähliger fördert der Fluß Fülle des Wassers hinab;
Kosend bespült das Gestad', duftreich von sprossendem Grase,
   Hier das Gewog' und benetzt linde den Kräutern das Haupt.
Rechts her nahet der Fluß dort, welchen sie Salia nennen,
   Aber in dürftigem Bett schleppt er die Wellen daher:
Hier wo klare Gewässer dem Strom der Mosella er zuführt,
   Mehrt er des anderen Kraft, während er selber vergeht.
Hier ist die prächtige Stadt, die schimmernde Mettis gegründet;
   Reich mit Fischen besetzt freut sie sich beides Gestads.
Prachtvoll lacht das Gefild im Grün aufsprossender Saaten,
   Sieh hier ländlichen Bau, Rosen gewahrest du dort;
Weiter erblickst du die Höhe umkleidet mit schattenden Reben,
   Im Wetteifer erzeugt mancherlei Früchte das Land.

(Boecking.)

oculis gramina tincta suis . . Ad cantus revocatur aves, quae carmine clauso Pigrior hiberno frigore muta fuit.

[1] lib. I, c. 18—20 über schöne Burdigalensische Villen. [2] I, c. 21.

und schildert des Nicetius Schloß an der Mosel:

An des Gebirges Hang strotzt breit und erhaben ein Hügel,
  Und aufrichtet das Haupt ragend das Felsengestad,
Über den Felsvorsprüngen erhebt wild struppige Scheitel
  Und fest herrschet umher, himmelanstrebend, die Höh' . .
Hold lacht Ackergefild, mit grünenden Saaten bekleidet,
  Und es erlabt sich der Blick, schweifend, an saftigem Grün.[1]
Rings umgürten die Höh' dreimal zehn schützende Thürme;
  Wo einst starrte der Wald, Bauten errichtet' er da . .
Strebend erhebt der Palast sich kühn auf marmornen Säulen,
  Schauend im Sommer den Kahn wogen daher in dem Strom[2] . .
Struppige Höhe hat er umkleidet mit saftigen Reben[3] . .

Am berühmtesten aber und in der That am stimmungsvollsten ist die Naturschilderung im Anlaß seiner Moselreise von Metz bis Andernach am Rhein,[4] die in der That überall von scharfer, eingehender Beobachtung des Landschaftlichen und von feinem Sinne, die bezauberndsten Reize aufzudecken, zeugt. Der Weg führt hin über verborgene Klippen:

  Höher im engeren Thal hebt da die Welle das Haupt.
Dahin reißt Stromschnelle das Bot und treibet es rasch durch,
  Schon trank fast das Gefäß schäumender Wellen Gischt. . .
Glücklich entkam ich jedoch und ich schaute das lachende Blachfeld
  Wieder, und, Wellen entflohn, streif' ich an lieblicher Flur.[5] . .
Dannen durch Höhnvorsprüng' und des Thals anmutige Höhlung
  Rinnt abwärts zu der Saar ruhigen Laufes der Fluß.

Er bewundert Trier, die Zeugin entschwundener Macht:

Ringsum bieten dem Blick mit drohenden Gipfeln sich Berghöhn,
  Wo zu den Wolken hinan steiget das schroffe Geklipp.[6]
Allwärts siehst du die Höhn umkleidet mit grünenden Reben
  Und sanft fächelnde Luft spielet der Rank' im Gelock.[7]

---

[1] Ridet amoenus ager, tectus viridantibus herbis, Oblectant animos mollia prata vagos. [2] Qua super aestivas cernit in amne rates.

[3] Blandifluas stupidis induxit collibus uvas, Vinea culta viret, quo fuit ante frutex. [4] X, 9 De navigio suo.

[5] Et fugiens pelagus ruris amoena peto.

[6] Undique prospicimus minitantes vertice montes, Nubila quo penetrans surgit acuta silex.

[7] Palmite vestitos hic respicis undique colles, Et vaga pampineas ventilat aura comas.

Dicht in Zeilen gepflanzt in das Schiefergestein ist der Rebstock,
Und an die Brauen des Bergs ziehn sich begrenzte Geländ',
Anbau lacht aus starrendem Fels schmuck Pflanzern entgegen,
Selbst in der Blässe des Steins rötet die Traube sich hold . .
Hier einsammelt die Ernt' der gefärbeten Traube der Winzer,
Selber am Felsabhang hanget er, lesend die Frucht:
Solcherlei Augengenuß ward mir [1] und die Speisen zum Mahle,
Als ich hierher im Kahn fuhr durch das liebliche Land. (Boecking.)

Wir können nicht leugnen, daß Fortunatus ein sinniges Verständnis für landschaftliche Schönheit besaß, offenbare dieselbe sich nun im Kleinen und Zarten oder in dem Erhabenen der weiten Umschau und der Höhe der Berge, daß ihn ein nicht geringes malerisches Talent auszeichnet, die empfangenen Eindrücke mit warmen Worten zu schildern. Auch dient ihm das Landschaftliche nicht nur zur Dekoration, sondern er weiß es mit dem Seelischen stimmungsvoll zu verschmelzen und beschreibt es um seiner selbst willen, wie einst, allerdings mit ungleich größerer Gewandtheit und Verve des Ausdrucks die hellenistischen Dichter. Man hat ihn den letzten römischen Dichter genannt, — aber in Wirklichkeit gehört er, nicht bloß der Epoche nach, in welcher er steht und in welcher die Römerwelt schon längst in Trümmer gesunken war, dem Mittelalter voll und ganz an, jener Zeit, da Germanen- und Christentum sich mit römischem Geiste vermählen. Wohl weiß er noch in seinen besten Dichtungen, wie in jener großen Elegie, auch der Form nach antike Töne vollkräftig anzuschlagen, wohl ahmt er die besten Meister der Vergangenheit nach und fühlt sich in lebendigem Konnex mit den Größen der verflossenen Jahrhunderte, aber sein Denken und Fühlen ist modern, ist durchsättigt von christlich-germanischem Geiste, dem Herzensinnigkeit und Tiefe eigen sind. Das rührende Freundschaftsbündnis zwischen Fortunatus und Radegunde ist gleichsam ein Sinnbild der welthistorischen Verschmelzung jener beiden Elemente, aus denen das Moderne erwuchs. Durch die Anregung, welche von der herrlichen, germanischen Frau, die von echter Christen-

[1] Delicias oculis habui . .

gesinnung beseelt war, auf den Romanen ausging, ward der verlöschende Funke der antiken Dichtung noch einmal zur Glut angefacht — und neues Leben blüht auf den Ruinen.

Fortunatus steht an jener Grenzscheide, an der das Schrifttum sich immer mehr von der klassischen Form der antiken Poesie entfernt und die Kultur dem Niedergang sich zuneigt. In Gallien wie in Spanien und in Italien breiten sich die Schatten der hereinbrechenden Nacht über die litterarische Thätigkeit, über Denken und Empfinden.

Es ist eine charakteristische Erscheinung in der römischen Litteratur, daß nicht bloß ihre Heroen, sondern auch die minderwertigen Dichter einer späteren Zeit begeisterte Nachahmer und noch häufiger geistlose Nachbeter finden. Die lateinische Poesie des Mittelalters zehrt von Erinnerungen der Vergangenheit oder sucht sich an ihr aus kümmerlicher Niedrigkeit aufzurichten, und es kommt sogar eine Zeit, in der selbst Spätlinge wie Fortunatus angestaunt, nachgebildet und bei weitem nicht — erreicht werden. Auch in den Äußerungen des Natursinnes werden wir daher ein Ermatten und Verflachen nicht verwunderlich finden können. Die Didaktik auf dem Gebiete der Naturkunde knüpft ebenso an die Alten an wie die Bukolik. Isidorus und Beda mit ihren gleichbetitelten Werken„ von dem Wesen der Dinge“ fußen nicht minder auf römischen Vorbildern als Alcuin, der sich besonders an den Mustern der augusteischen Zeit herangebildet hat, in seinem „Streit des Frühlings und des Winters“, sowie in zahllosen einzelnen Versen, welche direkt an Vergil sich anlehnen.[1] Den idyllischen Ton trifft sehr niedlich sein „Abschied von seiner Zelle“: „O meine Klosterzelle, du meine geliebte Behausung, lebe nun wohl auf ewig! Von allen Seiten rahmt dich ein mit rauschenden Ästen der Baum, ein Wäldchen, immer bedeckt mit blütentragendem Laube; Wiesen mit heilbringenden Kräutern werden immer um dich blühn; Flüsse gürten dich von allen Seiten ein mit blu-

[1] Monum. German. histor. poet. lat. medii aevi I. Berlin 1881 ed. Dümmler, Alcuini carm. 23 (p. 243).

migem Ufer, wo der Fischer frohlockend seine Netze spannt, deine Mauern duften von obsttragenden Ästen durch die Gärten hin, weiße Lilien sind mit roten Rosen gemischt; jede Art von Vögeln singt dort das Morgenlied und preist mit Gesange den Schöpfer."[1]

Man wird nicht fehl gehen, wenn man in diesem herzlichen Ergusse einer Stimmung Ausdruck gegeben findet, die gewiß viele Mönche in lieblicher Gegend, in einem von Wald und Gärten umgebenen Kloster beseelte — wenn ihr Blick aus der dumpfen, dunklen Zelle hinausschweifte in die freie, schöne Gottesnatur mit Licht und Wärme, mit Farben und Tönen; und mag auch der Grundakkord ihrer Empfindungen Andacht und Lob und Dank gegen den Schöpfer gewesen sein, der stete Verkehr mit der Natur — in den ersten Jahrhunderten in harter Kulturarbeit — auf Feld und Wiesen, in Garten und Wald mußte zugleich mit dem einsiedlerischen, andachtgeweihten Leben jene Empfindung bei edlen Gemütern erwecken, welche sich aus idyllischem Behagen an den friedlichen Eindrücken einer schlichten, fruchtbaren Landschaft und dem stillen, frommen Sinnen des Weltabgeschiedenen zusammensetzt. Allein die Lage der Einsiedeleien und Klöster zeugt schon von einem lebhaften Naturgefühl.[2]

---

[1] . . Undique te cingit ramis resonantibus arbos, Silvula florigeris semper onusta comis, Prata salutiferis florebunt (viell. florescunt) omnia et herbis . . Flumina te cingunt florentibus undique ripis Retia piscator qua sua tendit ovans. Pomiferis redolent ramis tua claustra per hortos, Lilia cum rosulis candida mixta rubris. Omne genus volucrum matutinas personat odas Atque creatorem laudat in ore deum.

[2] Zoeckler, Gesch. der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft, Bd. I, Gütersloh 1877: „Bald auf hochragenden Felsklippen am Meere, bald auf flacherem, von grünen Eich- oder Buchenwäldern umsäumtem Strande, bald in schattig tiefen Waldgründen, bald auf hochragenden Bergkegeln oder am Ufer mächtiger Ströme sieht man sie liegen, die Trümmerstätten oder die jetzt noch besiedelten Gebäude, die den kuttentragenden und nur mit der Waffe des Kreuzes bewehrten Pionieren unserer heutigen Kultur einst zur Wohnung dienten. Ihre Flucht vor dem Verkehrsleben und Gewühl der größeren Städte bedeutete mit nichten Flucht vor den Schönheiten der Natur!" Das Letztere wird doch nur bedingte Wahrheit enthalten. In der Blütezeit des Mönchswesens galt auch die lockende Sinnenwelt des Naturschönen als ein ablenkendes Mittel des Versuchers. Immerhin aber

An die antike Fabel der Ekloge erinnernd, zugleich aber mit echt germanischer Frühlingsfreude verwoben,[1] ist jener „Streit des Frühlings und des Winters“,[2] eine Schilderung der schönen Zeit, wo hoch in den Zweigen der Kukuk ruft, wo in bunten Farben das Gras die Erde kleidet und die Nachtigall unermüdlich im gelbroten Mäusedorn singt, unsern Sinn mit wechselnden Melodien fesselnd.[3]

Zu den Gelehrten, die Karl der Große um sich sammelte, gehört auch Angilbert. Vergilius, aber auch Fortunatus begeistern ihn bei seinem dichterischen Schaffen, das leichteren Fluß zeigt als sonst bei manchem seiner Zeitgenossen. Nicht ohne lebhafte Farben, mit malerischem Sinn schildert er den Wald und Park von Aachen und die glänzende Jagd, welche der mächtige Kaiser daselbst mit seinem Gefolge abhält.[4] Da ist ein großer Waldhain, da sind grünende Wiesen mit Bächen, am Strom flattert jede Art von Gevögel, und jede Art von Wild birgt das weite Gehölz.[5] Mit der malenden Schilderungsweise verbindet der Dichter schon das Höfisch-Konventionelle, den Preis seines großen — also weltlichen — Herrn, und eine „sinnlich romantische Neigung“ für das Ewig-Weibliche, für die schönen, prächtig geschmückten

wird bei mancher Klostergründung als mitbestimmendes Motiv auch die schöne Lage genannt — „Bernhard liebte die Thal', Benedict jedoch wählte sich Berge“, ist ein bezeichnendes Verslein.

[1] Der Wettgesang zwischen Frühling und Winter beruht auf alter germanischer Anschauung eines Kampfes dieser Jahreszeiten, der auch bei diesen Späteren als germanisch, zumal den Winter betreffend, sich nicht verleugnet, vergl. Grimm, deutsche Mythologie, 4. Ausg., S. 563 u. 650.

[2] c. 58.

[3] Suscitat et vario nostras modulamine mentes Indefessa satis rutilis luscinia ruscis; ebenso 61: Tu mea dulcisonis implesti pectora musis Atque animum moestum carmine mellifluo; 65, 4 vergleicht er den Schriftsteller, der ermüdet am Schlusse seiner Arbeit den Griffel niederlegt, mit dem Schiffer, der, wilden Fluten entronnen, frohen Sinnes in den Hafen einläuft; ebenso Walahfried in seinem Hortulus LVIII.

[4] Dümmler VI, Carolus et Leo papa.

[5] Non procul excelsa nemus est et amoena virecta, Luces ab urbe virens et prata recentia rivis Obtinet in medio multis circumsita muris. Hic amnem circumvolitat genus omne volucrum.

Frauen, die „weit abliegt von der Askese der Heiligenpoesie“ (Ebert): wie Schnee oder Milch glänzt der Nacken oder strahlt wie von Rosen u. s. f.[1]

Hatte Vergilius sich den Theokritos, hatten sich den Vergilius Calpurnius und Nemesianus zum Vorbild genommen, so strebte letzteren Naso Muadorinus in seinen Eklogen nach.

In einem Wechselgesange zwischen einem Greise und einem Knaben (c. 2) wird die schattige Kühle des Waldes im Gegensatze zur mittaglichen Sonnenglut von dem Alten, mit malerischen Effekten, geschildert, während der Jüngere ihn selig preist, dessen Liedern wie einst denen des Orpheus die Tiere lauschend folgen, das wilde dem sanften gesellt, von seiner Flöte bezwungen; schließlich wird Karl der Große, der schon zu Beginn als zweiter Augustus gefeiert ist, als der Begründer eines neuen goldenen Zeitalters in den Himmel erhoben.

In dieser karolingischen Renaissance der augusteischen Litteraturepoche nimmt Theodulf, Bischof von Orleans, den ersten Platz ein. Wenigstens schildert er in sonst nicht erreichter Form, — auch nicht ohne Humor, nach dem Muster des Fortunatus — das Austrocknen der Larte bei Le Mans Februar 820,[2] leicht und lebendig den Kampf der Vögel[3] und mit nicht geringem Farbenaufwand das Paradies.[4] — Doch wie Vergilius das bescheidene und doch so in sich gesättigte Glück des corycischen Landmannes, wie Ovidius in rührender, an Voß heranstreifender Kleinmalerei die stille glückselige Genügsamkeit und Zufriedenheit der biederen, gottbegnadeten Alten, des Philemon und der Baucis, ausgemalt hat, so erreicht die vielfach behandelte Idylle des Klostergärtchens ihren berühmtesten Ausdruck in dem vielgelesenen Hortulus des Walahfried.[5]

[1] So v. 184 von der Liutgardis: Fulgida colla nitent roseo simulata colore und von der Gisela: Splendida colla nitent roseo inflammata rubore.

[2] Lib. IV, c. 6. [3] c. 7 und 8. [4] c. 74.

[5] Walahfridi Strabi De cultura hortorum im Tomus II der poett. latt. med. aevi ed. Dümmler, Berlin 1884.

Trotz der antiken Floskeln (aus Vergil und Columella), trotz oft nur pharmaceutischer Behandlung der Pflanzen steckt doch ein gut Stück sinniger Naturbetrachtung in diesen 444 Hexametern, die bald die Jahreszeiten, bald Kräuter und Blumen schildern, bald Vorschriften geben, bald dem stillen Genügen des fleißigen Gärtners Worte leihen, der ein Vergnügen daran hat, das Feld im Frühling umzugraben, von den Nesseln es zu säubern und den von Maulwürfen zerwühlten Boden zu glätten, der mit unermüdlicher Sorgfalt die Pflänzchen hegt und pflegt, sie vor starken Regengüssen wie vor Sonnenbrand schützt und sich freut, wenn das Beet sich ganz mit zarten Pflänzchen zieret[1] und wenn schon Welkendes sich wieder belebt. Auch sind einzelne Züge in der Beschreibung der Pflanzen nicht unpoetisch, wie bei der Raute,[2] bei der Lilie.[3] Anmutig ist auch der Schluß, in welchem er den Grimald auffordert, das Büchlein zu lesen, „während er unter dem Schatten des Pfirsichbaumes sitzt und seine Schulknaben fröhlich im Spiel sich tummelnd die großen zartwolligen Früchte auflesen, die sie mit einer Hand kaum fassen können.“ In dem Gedicht an den Laien Ruodbern (100 Hexam.) schildert er die Schwierigkeiten und Gefahren der Alpenreise; die Nachstellungen der Feinde, die Unbilden der Witterung, die unsäglichen Beschwerden des Weges lassen freilich kein direktes Interesse für die Gebirgsschönheit zum Ausdruck kommen, das einer späteren Zeit vorbehalten sein sollte. Zart und gefühlvoll ist ein Gedicht in sapphischem Metrum, in dem er im kalten Winter voll Heimweh sich nach dem schönen Reichenau sehnt. Doch auch von ihm gilt, was von den meisten seiner Vorgänger und vor allem von seinen Nachfolgern: die Sprache wird mit Mühe

[1] v. 62 germinibus vestitur tota tenellis.

[2] Hoc nemus umbriferum pingit viridissima rutae Silvula ceruleae, foliis quae praedita parvis Umbellas iaculata breves, spiramina venti Et radios Phoebi caules transmittit ad imos Attactuque graves leni dispergit odores.

[3] Lilia quo versu candentia, carmine quove Jeiunae macies satin efferat arida Musae? Quorum candor habet nivei simulacra nitoris, Dulcis odor silvas imitatur flore Sabeas . .

gehandhabt, der Ausdruck hält oft nicht gleichen Schritt mit der Innigkeit des auszuprägenden Gedankens. Es verdient nur noch Wandalbert, ein Mönch des Klosters Prüm, genannt zu werden, der in einem Anhang zur conclusio des Martyrologium besonders die Thätigkeit des Landwirtes, Feld- und Gartenbau und Jagd in anmutiger Weise schildert.

Ein idyllisches Behagen, ein stilles Genügen und sinnige Freude an den schlichten Reizen der Natur und an den einfachen Genüssen des ländlichen Lebens ist also, wie wir sehen, in den Klöstern nicht minder zu Hause gewesen, als Gelehrsamkeit und Studium der Alten.

Aber blicken wir zurück, so suchen wir vergebens nach Spuren jener tiefgründigen, schwermütig-sentimentalen Naturbetrachtung der großen griechischen Kirchenväter des Basilius und der Gregore, vergebens nach der Glaubensinnigkeit und andächtigen Bewunderung der Schöpfungswerke, wie sie uns bei Augustin u. a. entgegentrat; ja selbst die Zeit der Naturbeschreibungen, der landschaftlichen Schilderungen um der Landschaft willen, wie sie bei Ausonius und auch noch bei Fortunatus so anmutige Blüten trieb, ist längst dahin; die sentimentale und sympathetische, die kosmologische und dogmatische Naturanschauung sind zur schlichten idyllischen Freude an der Zucht von Blumen im Gärtchen, an der ebenen Aachener Landschaft u. ä. zusammengeschrumpft; und die Fähigkeit, den landschaftlichen Eindruck wiederzugeben, erlahmt und ermattet, ebenso wie das Empfinden selbst — es bricht eben die Nacht des Verfalls über die spezifisch lateinische Litteratur herein. —

Und wie steht es mit unserer deutschen Litteratur bis zum 11. Jahrhundert? Ein deutsches Reich giebt es erst seit den Verträgen von Verdun und Mersen, und auch die Spuren deutscher Dichtung sind in dem Zeitraume gering, das Lateinische überwiegt. Einsam ragen die großen christlichen Lehrgedichte, jene beiden ersten Messiaden, der „Heliand“ und der „Krist“, hervor. Man wird in ihnen keinen Beleg eines irgendwie ausgeprägten

Natursinnes suchen. Mehr bieten uns, weil auf altnordischer Naturanschauung beruhend, die Zeilen von Muspilli, dem Weltbrande, ja mehr sogar die wenigen Worte des „Wessobrunner Gebetes“: „Das erfuhr ich unter den Menschen als der Wunder größtes, daß einst Erde nicht war noch der Himmel darüber, daß heller Stein nicht leuchtete und die Sonne nicht schien noch der Mond noch das herrliche Meer.“ Wer möchte hier nicht hindurchschimmern sehen die Freude am Dasein, an der schönen Welt mit den „hellen Sternen“ und dem „herrlichen Meer“?

Wahrscheinlich fällt auch die erste Behandlung der Tiersage noch in die Zeit vor dem 12. Jahrhundert, und die Heimat ist vielleicht Franken. Jedenfalls bekundet die Tierdichtung ebenso, wie die lateinische Poesie der karolingischen Zeit von gemütvoller Betrachtung des Pflanzenlebens zeugt, eine sinnige Beobachtung der Tierwelt, ein kindlich interessiertes Verweilen bei ihren individuellen Verschiedenheiten und an menschliche Dinge so nahe heranstreifenden Eigenheiten, Fehlern und Tugenden, jene harmlose naive Stellung gegenüber den Lebewesen in der Natur, mit welchen der Mensch sich auf du und du stellt, seine eigenen Schwächen und Wünsche den Tieren leihend, sie vermenschlichend, ohne die Metapher als solche zu spüren, jene vollkommene Unbefangenheit, welche den Unterschied zwischen Mensch und Tier schließlich völlig verwischt und mit Scharfblick das Charakteristische an Bewegung, Stimme und Thun der Tiere deutet und dichtend darstellt.

Es ist sehr bezeichnend, daß hernach die Tiersage besonders Wurzel schlug in jenem Lande, wo Hang zum Stillleben und zur Naturfreude immerdar zu Hause gewesen ist, in Flandern, der späteren Heimat der Landschafts- und Genremalerei und der Tierstücke. —

Drittes Kapitel.

Das naive Naturgefühl im Zeitalter der Kreuzzüge.

Für die innere Entwickelung und Ausbildung des Einzelnen ist nichts fruchtbringender und heilsamer als die Berührung mit anders gearteten, anders denkenden und empfindenden Menschen. So ist auch in der Erziehung des Menschengeschlechts, in der fortschreitenden Entfaltung der Gesamtheit kein Faktor von tiefer greifender Bedeutung als die Berührung mit fremden, heterogenen Elementen; nichts rührt das Beste und Größte in der Volksseele so sehr auf, nichts fordert so sehr zum Widerspruch und Kampf wie zugleich zum dankbaren Empfangen und Aufnehmen auf, als wenn verschiedene Nationalitäten in innige Wechselbeziehung treten. Eine neue Welt erschlossen die Eroberungszüge Alexanders des Großen den Hellenen, und eine neue Kultur, der Hellenismus, erblühte; auch vor den erstaunten Blicken der Kreuzfahrer that sich eine neue Welt auf — es war in beiden Fällen die strahlende Wunderwelt des Orients; aber die dort sich neu entfaltende Kultur war nicht von Dauer. Die extremsten Motive verbanden sich, um diese neue große Völkerwanderung in Scene zu setzen, die nicht, wie vor Jahrhunderten, nach Westen, sondern nach dem vom Zauber der Glaubenssage und von der Romantik der Fremde umsponnenen Osten; und die mannigfachsten Nationalitäten und Charaktere fanden sich zusammen unter dem einen Banner, der Kreuzesfahne.

Es war naturgemäß, daß die Durcheinanderwürfelung nicht bloß der europäischen Elemente unter einander, sondern auch der

occidentalischen und orientalischen eine völlige Revolution in Sitte und Sprache, in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Gewerbe, im Denken und Fühlen hervorrief und ein wichtiges Moment in der Allgemeinentwickelung, in der Bewegung zum Modernen hin wurde. Die engen Schranken der Nationalität, der Abstammung, der Erziehung fielen; alle fühlten sich vor der einen leitenden Idee gleich, und was sie an Menschen, Gegenden, Pflanzen und Tieren trafen, war alles neu, überraschend, wunderbar. Es ist daher nicht auffallend, wenn die deutschen Ritter heimkehrend das Geschichtliche mit Mythen durchflochten und in Heldenliedern das Phantastischste und Abenteuerlichste hineinmischten.

Die Phantasie, auf das Mächtigste angeregt, hatte Mühe, die allgewaltig hereinbrechenden Eindrücke zu verarbeiten; kein Wunder daher, wenn die noch ungeschulte schöpferische Gestaltungskraft nicht der Empfindung gleichzukommen vermochte, wenn die Darstellung des Erlebten oder die künstlerische Mischung von Dichtung und Wahrheit dem nicht entspricht, was die Seele der Besten füllen mochte. Andererseits hat auch diese Bewegung ihre natürliche Kehrseite; dem geträumten Ideal entsprach die Wirklichkeit in vieler Hinsicht keineswegs, und ferner wie viele niedrige Beweggründe deckte der heilige Kreuzesmantel, wie viel Gesindel, das den Abschaum der occidentalischen Welt bildete, wallte mit hinüber! Doch auch viele der Edelsten der Nationen zogen in heiliger Begeisterung für eine heilige Sache hinaus, und es ist mit wenig Aufwand von Phantasie wohl auszudenken, wie die neue Scenerie, der fremde Himmel, die fremde Vegetation und Tierwelt auf ein empfängliches Gemüt wirken mußten. Und wenn die litterarischen Niederschläge dieser Empfindungen uns dürftig erscheinen, so müssen wir auch dies bedenken: Empfinden ist leichter als andere wieder durch das Medium des Wortes das Empfundene nachempfinden lassen, Fühlen ist leichter als seine Gefühle in Prosa und Poesie zu prägen und anderen lebendig zu übermitteln, ebenso ist aber auch mit schrankenloser Phantasie dichten leichter

als in kunstmäßiger eindrucksvoller Prosa zu schildern. Ferner gehören unsere Berichterstatter nicht immer zu den Gebildetsten, oder das Lateinische und Griechische, in dem sie meistens schreiben, ist für sie schwerflüssig. Aber auch alles dies wohlerwogen und zugegeben: die Armut an landschaftlichen Schilderungen, der Mangel an intensiverer Empfindung für das Naturschöne bleibt in diesen Berichten bestehen. Muß den Geschichtsschreiber auch das rein Thatsächliche und Praktische in erster Linie beschäftigen, sodaß er die Lokalität hauptsächlich nach dem Nutzen beurteilt, den die Fruchtbarkeit und günstige Bodenbeschaffenheit dem durchziehenden oder belagernden Heere bietet, oder nach den Schwierigkeiten, welche Wassermangel und sumpfiges oder steiniges Terrain demselben bereiten, so ist es für moderne Leser doch zum Verwundern, wie wenig nachweisbaren Eindruck die Natur des heiligen Landes auf die Kreuzfahrer machte. Standen auch andere wichtige Dinge in erster Linie und mochten oft Hunger, Gefahr und Not ihnen alles andere verleiden — immerhin sind die Hinweise auf die Natur in den Berichten nur dürftig; wenigstens wird man ein Interesse für landschaftliche Schönheit um ihrer selbst willen vergebens in ihnen suchen. —

Nüchtern geographisches und mythologisches Wissen begegnet uns bei Wilhelm von Tours in seiner Geschichte der Kreuzzüge, z. B. in der Beschreibung des Bosporus;[1] kein Wort verliert er über die Schönheit desselben. „Fruchtbar“ und „anmutig“ sind sonst die immer wiederkehrenden Beiwörter — sodaß neben dem Nutzen auch der Reiz der Landschaft, wenngleich in beschränktestem Maße, hervorgehoben wird; so von Durazzo[2]: „In fruchtbaren, an Wäldern und Weiden und allen Annehmlichkeiten reichen Gegenden überstanden sie die schlimme Jahreszeit.“ Tyrus wird also geschildert[3]: „Die Stadt hat in einer Ebene, die jedoch von mehreren Bergen fast rings umschlossen ist, die trefflichste Lage, die Felder sind fruchtbar, der Boden ergiebig, und Gehölze und Wälder bieten mannigfachen Nutzen

[1] II, 7. [2] II, 16, [3] III, 1.

dar"; Antiochien also[1]: „Seine Lage ist sehr bequem und anmutig; es zieht sich in Thälern dahin, die einen trefflichen und fruchtbaren Boden haben und aufs Anmutigste von Quellen und Bächen bewässert sind . . die Berge, welche die Stadt von beiden Seiten einschließen, sind zwar sehr hoch, senden aber sehr süßes und klares Wasser herab und lassen sich bis zu ihren höchsten Gipfeln an ihren Seiten und Abhängen trefflich bebauen"; nichts verlautet von schöner Aussicht, wenn man nicht folgende Notiz so deuten will: „Auf dem Gipfel des einen Berges kann man schon um die vierte Nachtwache den Sonnenball sehen, und wenn man sich zur Zeit, wo die ersten Strahlen die Dunkelheit erhellen, umwendet, so hat man auf der einen Seite Nacht, auf der anderen Tag" — genau genommen aber, berichtet dieselbe doch nichts als eine metereologische Merkwürdigkeit. Die Stadt Tyrus wird noch einmal eingehender beschrieben als „durch die Fruchtbarkeit ihres Bodens und die Anmut ihrer Lage ausgezeichnet"[2]; besonders bewundert werden die großen Wasserwerke, von denen die Gegend „merkwürdigen Vorteil hat, sodaß nicht nur Gärten und die anmutigsten und fruchtbarsten Obstpflanzungen gedeihen, sondern auch das Rohr hier wächst, aus welchem der Zucker bereitet wird, der den Menschen zu ihrer Gesundheit und zu verschiedenem Gebrauch von so großem Wert ist und von hier aus durch die Kaufleute nach den äußersten Teilen der Welt gebracht wird." — Auch andere Berichterstatter entzückt wenigstens der Reichtum, die reiche Fruchtbarkeit des Orients. „Denen, die aus den kälteren und ärmeren Ländern des Westens ins Land kamen, machten im Vergleich mit der Dürftigkeit ihrer Heimat die reichen Hilfsquellen des sonnigen Landes den Eindruck überströmender Fülle und zuweilen gar der Unerschöpflichkeit. Fast enthusiastisch klingen die Schilderungen, welche einzelne Berichterstatter von gewissen Gegenden entwerfen, die als besonders reich gesegnet gefeiert werden."[3]

[1] IV, 10. [2] XIII, 3.
[3] Prutz, Geschichte der Kreuzzüge, Berlin 1883, S. 315.

Burkhard von Monte Sion ist begeistert von der Fülle des Libanon an Weiden und Gärten, von der paradiesischen Küstenebene um Tripolis und hält diejenige um Esdrelon für das wünschenswerteste Land von der Welt, aber über schlichte Bewunderung und die im Grunde doch nur nüchterne Erwägung des großen materiellen Nutzens, den die fruchtbaren Gegenden ihren Bewohnern gewähren, gehen bei genauer und vorurteilsfreier Prüfung doch auch seine Schilderungen nicht hinaus. Wenn Prutz[1] z. B. sagt: „Auch von der Gegend um die Küstenburg Skandelion, im Süden von Tyrus, entwirft er das anziehendste Bild", so wirkt es doch mindestens etwas ernüchternd, wenn wir einfach lesen[2]: „Sie ist reich an Wiesen, Weiden, Feigen- und Olivenhainen, Weinbergen, Flüssen und Gärten." Burkhard beschränkt sich auch sonst meist darauf, einer Ebene la Boneia das Epitheton „schön" oder „anmutig" und fruchtbar beizulegen, „ausgestattet mit schönen Hainen von Ölbäumen, Feigen und anderen Arten und überreich an Flüssen und Weiden"[3]; und die geographische Schilderung des Libanon mit seinem schneebedeckten Haupte und den fruchtbaren wohlbebauten Thälern, schließt er mit den Worten: „Kurz, sie sind reich an allen Gütern der Welt";[4] das Gleiche preist er von der Ebene Galileas,[5] die ihm sogar „herrlicher erscheint als irgend ein anderes Land." — Auch hat er wohl Sinn für schöne Fernsicht, wie von Sebasta (Samaria) aus: „Die Lage dieser Stadt war sehr schön; es reichte nämlich von

[1] a. a. O.

[2] Descriptio terrae sanctae (zwischen 1271 und 1285 geschrieben) bei Laurent, Peregrinationes medii aevi Lipsiae 1864, II, 3 (p. 24): habundat autem pratis, pascuis, ficetis, olivetis, vineis, fluminibus et iardinis.

[3] II, 23 (pag. 29) Planicies ista multa habet casalia et pulchra nemora olivarum et ficuum et arborum aliarum diversi generis et multa ligna . . Preterea habundat fluminibus et pascuis supra modum.

[4] III, 12 (p. 33) Valles autem in ipso Libano et Antilibano fertiles sunt et bene cultae, habundantes pascuis, vineis, ortis et primeriis et breviter omnibus bonis mundi.

[5] VII, 4 (p. 50) Ita quod videtur mihi quod terram non viderim meliorem, si demeritis et peccatis nostris non impedientibus eam possent colere Christiani.

dort der Blick bis zum Meere von Joppe . . und über das ganze Gebirge Effraim hin bis Ramathaym und Carmel nahe bei Accon und hat Überfluß an allen Gütern, nach denen diese Welt sich sehnt."[1] Es wäre wohl zu weit gegangen, wenn wir bei ihm auf Empfänglichkeit für den Wechsel von Anmut und Würde in der Landschaft daraus schließen wollten, daß er berichtet: „Auch das ist zu merken, daß von der Quelle des Jordan am Fuße des Libanon bis zur Wüste Pharan der Fluß an beiden Seiten breite und anmutige Ebenen hat, und dahinter werden die Felder umgeben von sehr hohen Bergen bis zum roten Meer."[2]

Fromme Begeisterung drängt das Landschaftliche zurück in der Schilderung von Gethsemane[3] und dem Ölberg.[4]

Jedenfalls aber sehen wir, daß in diesen Schilderungen des gelobten Landes in erster Linie der Reichtum, die Fülle gepriesen wird, erst in zweiter Linie die Schönheit und auch diese nur in dürftigen, knappen Ausdrücken, welche es verbieten, viel mehr als bewunderungsvolles Entzücken ohne spezielles Bewußtsein, worin im Einzelnen der Reiz bestehe, in ihnen zu finden.

Nicht viel anders steht es bei Phokas,[5] der 1135 das gelobte Land besuchte.

Großen Eindruck machte auf ihn die Lage von Antiochia „mit seinen Wiesen und fruchtbaren Gärten, dem Rauschen der sich teilenden Wasser, da der Fluß sanft die Stadt umgiebt und die Türme mit lindem Wellenschlag bespült, gespeist von den Gießbächen des Kastalischen Quells . ., vor allem bewundernswert aber ist der Berg zwischen Stadt und Meer, eine herrliche und sehenswerte Erscheinung, ja ein Entzücken für die Augen der Ankom-

[1] VII, 17 (p. 54) Situs huius civitatis valde pulcher erat; erat enim prospectus usque ad mare Joppes et Antripatridam et Cesaream Palestinae, per totum quoque montem Effraym usque ad Ramathaym Sophim et ad Carmelum maris iuxta Accon. Et habundat fontibus et ortis et olivetis et bonis omnibus, quae requirit mundus iste.

[2] VII, 33 (p. 57).

[3] VIII, p. 68. [4] p. 75.

[5] Bei Allatius, Symmicta Coeln 1653.

menden . ., der Orontes fließt mit unzähligen Windungen am Fuße des Berges dahin und ergießt sich ins Meer.“[1]

Den Libanon hält er des Lobes in der heiligen Schrift für würdig und für sehr schön; „er trägt den Schnee auf seinem Haupte wie Locken; seine Thäler sind mit Pinien, Cedern und Cypressen bekränzt; schön anzusehen, und ganz kalt gleiten Bäche aus den Spalten und Thälern ins Meer hinab, und der frisch schmelzende Schnee giebt die Krystallhelle den fließenden Wassern.“[2]

Auch Tyrus wird wegen seiner Schönheit gepriesen; besonders „gereicht eine Quelle, die durch Wiesen dahineilt, den Fremden zur Bewunderung und höchstem Entzücken“; „und wenn einer auf dem Turm steht, kann er sehen die dichte Menge von Pflanzen, und wie die Blätter sich bewegen, wie der Mittag glüht.“[3] Nicht minder ist die Ebene von Nazareth „ein irdischer Himmel, eine Augenfreude und Herzerquickung“[4]; im übrigen aber beschränkt sich auch Phokas bezüglich des Landschaftlichen darauf, die reichen Fruchtgärten, die schattigen Baumgruppen, die Bäche und Flüsse mit ihren anmutigen Ufern zu erwähnen; Erinnerungen an die heilige Geschichte sind ihm wichtiger und stehen ihm näher.

Ein ganz trockener Wegführer ist Epiphanius Monachus Hagiopolitae in seiner Enarratio Syriae, Urbis sanctae, sowie der Anonymus de locis Hierosolymitanis; Perdiccas schildert in seinem „Hierosolyma“ Sion als schön gelegen, von anmutigen Hügeln eingeschlossen, von lieblichem Anblick, geschmückt durch Weinberge und Gärten.[5]

Wir kommen also nicht darüber hinaus, daß neben dem nüchternen Nützlichkeitsstandpunkte, von welchem aus das heilige Land als ein irdisches Paradies an Fruchtbarkeit gerühmt wird, zwar schlichte Freude oder auch helle Begeisterung und Entzücken über die Landschaft laut wird, doch stets nur in den allgemeinsten

---

[1] a. a. O. cap. 2. [2] a. a. O. cap. 4. [3] cap. 8.

[4] cap. 11: *τὸ τῆς ψυχῆς ἀγαλλίαμα.*

[5] *καὶ ἐμφανείᾳ καὶ τερπνῇ κοσμούμενον τῇ θέᾳ Διὰ ἀμπέλων ἱκανῶν καὶ κήπων καὶ χωρίων κ. τ. λ.*

Zügen und in den knappsten Ausdrücken; als Schauplatz der christlichen Legende ist das Land den Kreuzfahrern interessanter denn als ein Ort, an dem man rasten und träumen, in dessen Reize man sich versenken, dessen Schönheit man um ihrer selbst willen suchen und beschreiben könnte. —

Auch die deutschen Berichte von Pilgerreisen[1] des 14. und 15. Jahrhunderts nach dem gelobten Lande enthalten eigentlich nur dürre Notizen, wie die des Jacob von Bern (1346—47) und des Pfintzing[2] (1436 und 40). Ulrich Leman[3] (1472—80) faßt sein Lob von Damascus in die schwerfälligen Worte: „Und ist die stat vast (d. i. sehr) lustig mit bomgarten ganz umbgen mit fil flussender wasserbächen und bronnen inwendig und usswendig und dar inn unsäglich fil folks“ etc. Dietrich von Schachten schildert Venedig also[4]: „Venedig liegt ihnn dem Meere und ist weder berg oder landt, da solches auffgebawet ist, sondern allein auf hölzernen pfeilern, welches doch ohnnglaublichenn ist, wer solches nicht gesehen hatt“, und Candia[5]: „Candia ist eine schoene stadt ann dem Meer, ist woll erbawet, ist auch ein fast (sehr) fruchttbar insull mit allerlei, so dem Menschen zu leben nöttig ist“. — Einen Ritt durch Unteritalien beschreibt er folgendermaßen[6]: „Sambstags ritten wir von Trepalda, denselben tag aber durch Castanienwälde und haselnussbaume, wardt gesagtt, dass solche wälde alle Jahre dem Koenige zaltten 16000 gulden(!); darnach ritten wir eine deutsche meil durch einen wald, da ein jeglicher baum seine weinreben hatt, ist mancher baum, der ein halb fuder weins trägtt, welches lustig zu sehenn ist, und kamen nach Nola.“

Neapel[7] nennt er „fast hupsch und gross“ und fährt fort: „Darnach furette uns der koenig an das Meer und zeigte uns die Pfortten des Meers, die doch mitt Bollwerckenn und thoernen

[1] Deutsche Pilgerreisen nach dem heiligen Lande von R. Roehricht und Meissner, Berlin 1880.

[2] a. a. O. S. 45 ff. [3] a. a. O. S. 107. [4] a. a. O. S. 170.

[5] S. 281. [6] S. 223. [7] S. 227.

hubsch undt starck ist, sahen auch daselbstenn viel schoener schieff" u. s. f. Man weiß nicht, ob man sich mehr über die Armut der Sprache oder des Gedankens wundern soll, mehr über die Holprigkeit und Schwerfälligkeit des Ausdrucks oder über den völligen Mangel irgend welcher individuellen Anschauung; was der Wald einbringt und wie man vor dem Meere sich schützt, ist diesem Berichterstatter wichtiger als der Wald und das Meer selbst, und wenn es auch der Golf von Neapel ist, dieser vielleicht schönste Fleck Europas. — Aber diese Schilderungen sind auf lange hin typisch für die deutschen Reisebeschreibungen. Das zeigen uns in derselben Zeit auch die, welche die Alpen betreffen.[1]

Die geographische Kenntnis dieses Gebirges nimmt erst sehr allmählich zu; von einem ästhetischen Genusse der Alpenschönheit kann daher noch keine Rede sein. Nur in der Art kurzer Chronistenangaben erwähnen die fränkischen Geschichtsschreiber (Gregor von Tours, Fredegar) auch besondere Naturerscheinungen in den Alpen; so weiß Fredegar von dem plötzlichen Auftauchen einer heißen Quelle im Thuner See; eines schreckhaften Ereignisses aber gedenkt Gregor von Tours, des Bergsturzes am Fuß des Dent du midi oberhalb der Einmündung der Rhone in den Genfer See im Jahre 563. Damals wurde nicht nur die Burg Tauretunum verschüttet, sondern auch eine gewaltige Überschwemmung durch die Stauungen des Rhonestromes verursacht, die sich bis Genf fühlbar machte. Der fromme Kirchenfürst erklärt das Ereignis als Vorzeichen eines anderen Unheils, der Pest, die bald darauf Gallien verheerte. — In den Heiligenlegenden sodann wird Manches gefabelt von großen Eisen-, Gold- und Silberbergwerken, von Gemsen, Steinböcken, Viehzucht und Alpenwirtschaft in der „Regio montana", so von Aribo in der Vita S. Emmerani. Als dann besonders durch Karl den Großen sich eine politische Brücke von Italien nach Deutschland hinüberspannte, mußten die Alpen

[1] Treffliche bibliographische Nachweise bieten die Aufsätze in den Beilagen der Münchener Allgemeinen Zeitung vom Anf. Jan. 1885: „Die geographische Kenntnis der Alpen im Mittelalter."

immer mehr durchwandert, mußten neue Straßen gebaut werden und mußte somit der Überblick über das ganze Gebiet ein klarerer werden; und in der That spann schon im frühen Mittelalter nicht bloß das politische, sondern auch das kirchliche und handelsmännische Leben seine völkerverbindenden Fäden über einen großen Teil der damals bekannten Welt; so blieb auch das Alpenland den näher und ferner davon Wohnenden keine terra incognita.

Wir haben Berichte von den Alpenfahrten des Abtes Majolus v. Clugny (970), Bernhard's v. Hildesheim (1101), Aribert's v. Mailand, Anno's v. Coeln,[1] aber keine Spur von Orographie, kaum eine Andeutung von der Schnee- und Gletscherwelt der Hochalpen vom Standpunkte physischer — oder gar ästhetischer — Beobachtung, keine Erwähnung der heute allbekannten Könige der Berge, wie Ortler, Glockner, Jungfrau und Montblanc, hatten doch diese für das praktische wie wissenschaftliche Leben jener Zeit keinen Wert. Die Erzähler erwähnen außer einer Anzahl von Ortsnamen nur der Mühen und Gefahren, namentlich zur Winterszeit. Von poetischem Schwunge und nicht geringer Anschaulichkeit ist aber Günther's des Ligurinens Schilderung des berühmten Engpasses der Veroneser Klause in lateinischen Versen. „Es klingt wohl wie die Erzählung von selbst Erlebtem, wenn Günther die Scenerie an der Klause malt, die wolkenhohen Alpen mit dem schmalen Durchfluß, mit dem in die Tiefe brausenden Strom, jene verrufene Felsenklamm, in welcher damals nur Mann für Mann sich vorwärts bewegen konnte.“ Diese Dichtung erscheint uns im 12. Jahrhundert wie ein verspäteter Nachhall Fortunatischer Schilderung merkwürdiger Naturerscheinungen; aber die deutschen Berichte auch vom Ende des 15. Jahrhunderts über Alpenreisen zeigen denselben Stil und dieselbe Auffassungsweise, welche wir schon in den obigen Pilgerreisen fanden. So heißt es in der Beschreibung der Meerfahrt des Pfalzgrafen Alexander von Zweibrücken und des Grafen Joh. Ludwig zu Nassau (1495/96) von

[1] Vergl Oehlmann, Die Alpenpässe im Mittelalter, Jahrb. für Schweizer. Gesch., Zürich. III, 1878. IV, 1879.

Zürich, Rapperschwyl und Wesen am Wallensee: „Daselbst ist das rechte Schweitzerland, hat wenig Dörfer, sondern hie ein Haus, dort eins, aber hübsche Wiesen, viel Viehs und sehr hohe Berg, darauff liegt Schnee, so vor Christi Geburt sol gefallen sein, der ist härter denn kein Fels.“ —

Doch fragen wir nun, ob nicht die deutsche Litteratur in ihren bedeutsamsten Repräsentanten in diesem Zeitalter der Kreuzzüge Zeugnis giebt von der echt germanischen Freude an der Natur, ob sich ein Einfluß jener großen Bewegung in Bezug auf phantasiereiche Naturanschauung, auf begeisterte Naturschilderungen wahrnehmen läßt, inwieweit sie dem Landschaftlichen überhaupt eine Stätte im Epos und im Liede anweist, und ob schon das deutsche Mittelalter hinsichtlich der Liebe zur Natur hoch über dem Altertum stehe, wie es Neuere so oft proklamiert haben. Gervinus mag dafür als klassischer Zeuge dienen. In dem Abschnitte seiner Geschichte der deutschen Dichtung, wo er von dem Unterschiede der orientalischen und äsopischen Tierfabel einerseits und unseres deutschen Tiermärchens andererseits handelt, sagt er[1]: „Die Art, wie die Tiere in den Fabeln aufgeführt werden, forderte eine weit geringere Vertrautheit des Menschen mit dem Tiere; allein für eine so genaue oft naturgeschichtliche Kenntnis des Tiers, wie sie in den deutschen Märchen sichtbar ist, für eine solche Beobachtung der ‚Heimlichkeit der Tierwelt‘ gehörte ein ganz anderer Schlag Menschen. Das ganze Altertum kennt keine Freude an der Natur, und Freude an der Natur ist Grund dieser Dichtungen. Das frühere Altertum kennt nur Naturwunder, aber keine Naturgeschichte und kein Bestreben darnach; es kennt die Art von Jagd und Jagdliebe durchaus nicht, die das ganze Mittelalter oft bis zum Unsinn steigerte. Es ist ein kecker Ausspruch von Grimm, daß ihn alter Waldgeruch aus dem deutschen Tiergedicht anwehe, aber es ist ein Ausspruch, dessen ganze Wahrheit jeder fühlen wird, der diese einfache Dichtung in einem

[1] Bd. I [4], Leipzig 1853, S. 131.

unverdorbenen Gemüte aufnimmt, der Sinn für Natur und Leben im Freien hat.“

Es ist ein buntes Gerank von Phrase und Irrtum dieser Wortschwall des Gervinus. Zunächst hat kein Volk naiver und herzlicher der Natur, speziell der Tierwelt, gegenüber gestanden als eben der Orientale, als der Inder und Perser, und wie es mit dem hellenischen Altertum hinsichtlich seiner „Freude an der Natur“ steht, haben wir in früheren Untersuchungen gesehen: die naive bei Homer, die sentimentale im Hellenismus, welcher die Jagd weit empfindsamer als das Mittelalter zu einem Mittel machte, mit der freien Natur vertraut zu verkehren, sie zu suchen im Gegensatze zu der städtischen Unrast und Überkultur; und wir werden sehen, wie spät erst nach dem Niedergang der lateinischen Dichtung, dieses letzten Reflexes antiker Empfindungsweise, in der europäischen Litteratur die Höhe und Reife, die Innigkeit und Tiefe griechischen Naturgefühls und die Empfindsamkeit des Hellenismus und der römischen Kaiserzeit wieder erreicht wurde und — ob der germanische Geist trotz seines angeborenen Sinnes für die freie Natur und für Jagd und Tiere und Pflanzen und trotz seiner angestammten Innerlichkeit und Subjektivität ohne die Befruchtung seitens der antiken Dichtungen einen künstlerischen Ausdruck für diese Empfindung gefunden hätte. Gervinus kannte die antike Litteratur zu oberflächlich, und in seiner Neigung, zu synthetisieren, geistreich zu apriorisieren — die seiner ganzen Zeitrichtung durch die Hegelsche Manier aufgedrückt ist und zum Glück immer mehr schwindet — that er dem Altertum bitter unrecht und hob das deutsche Mittelalter ungebührlich hoch. Es klingt wie eine schwache Konzession, wenn er an anderer Stelle sagt[1]: „Die Freude an der Natur, welche der neueren Zeit im Gegensatz zum Altertum eigentümlich ist, die sich in den frühesten Gedichten des ganzen Mittelalters ausspricht, und worin übrigens das Altertum in seinem Absinken der germanischen

[1] A. a. O. S. 132.

Natur entgegenkam, diese Freude an der Natur, am Beobachten des pflanzlichen und tierischen Lebens ist die Seele dieser (Tier-) Dichtungen. Das Altertum kannte in allen seinen Poesien, wie in seiner bildenden Kunst nur den Bezug auf Heroen und Götter; sein Blick war stets aufwärts gerichtet." Wer hat wohl je fester auf seiner Erde gestanden als der Hellene, wer freudiger sein Leben genossen, ohne viele Skrupel, ohne Herzensangst vor den Gewalten dadroben? Nein, es sollte der Germane nach jahrhundertelanger Entwickelung seiner Litteratur es erst dem Hellenen gleichtun an lebenswarmer Empfindung und ausdrucksvoller Darstellung des Naturschönen. —

Es beruht auf übertriebener Überschätzung der vaterländischen Dichtung, wenn man unsere beiden deutschen Epen der Nibelungen und der Gudrun der Ilias und der Odyssee zur Seite stellen will. Wie so oft, ist auch hier das zu weit getriebene Vergleichen vom Übel. Wer mag sich dem Reiz der wortkargen, aber plastischen Schilderung, der markigen Charakteristik der Helden, dem furchtbaren Gange ihrer Schicksale in den Nibelungen zu entziehen, wer der Anmut jener lieblichen, so harmonisch ausklingenden Nordseedichtung? Und doch, jene zaubervolle Naivetät, jene höchste Kunstvollendung, verbunden mit der schlichtesten Naturwahrheit, wie sie uns in den griechischen Epen entgegentritt, wird nicht im Entferntesten erreicht — sei es nun in der Komposition, in der Darstellungsweise des Ganzen oder im einzelnen Ausdruck. Welche sinnliche Schönheit, welche plastische Kraft wohnt in der Fülle von Gleichnissen bei Homer sowie in den das Ornament der Erzählung bildenden Schilderungen der Tages- und Jahreszeiten! Welch klares Auge und welch warmes Herz bekundet er für die Reize der gewaltigen wie der lieblichen Naturphänomene! Wie dürftige, rohe Anfänge bietet uns in dieser Hinsicht die Nibelungendichtung! Auch das homerische Epos kennt noch nicht die sympathetische Naturbetrachtung, welche die Natur mitklagen und mitjubeln läßt, welche ihr die eigene Seele leiht und in die Natur hineinschaut wie in die Seele eines Freundes,

sondern objektiv tritt in der Form des epischen Gleichnisses das Naturbild dem Geschilderten gegenüber — aber welche Beobachtungstreue, welche Innigkeit und welche reiche, Himmel und Erde und Meer umfassende Abwechslung!

Es giebt kaum in der Weltlitteratur ein Epos, das so karg in Zeit- und Ortsschilderung wäre, wie das Nibelungenlied; es ist also schwer, „das gemütliche Naturgefühl des Deutschen“ in seinem Nationalepos nachzuweisen. Inder und Perser und Griechen machen sämtliche Erscheinungen der Natur zum Gegenbilde menschlicher Handlungen und Zustände und flechten die lieblichsten, wie ein selbständiges Ganze dastehenden Genrebilder aus dem Naturleben, aus Pflanzen- und Tierwelt in die Erzählung ein in Form von Gleichnissen oder umfassenderen Schilderungen — und der Deutsche in seinen volkstümlichen Epen?! Die elementare Natur spielt keine Rolle im Nibelungenlied, nicht einmal als Rahmen. Die Bezeichnung der Zeit ist so nüchtern wie denkbar: „Am siebenten Morgen zu Worms an den Strand Ritten schon die Kühnen“ (av. II), „An einem Pfingstmorgen zogen sie heran“ (V) oder: „Vor des Abends Nahen, als sank der Sonne Licht und es begann zu kühlen“ (X) oder: „Er mußte hängen, bis der lichte Morgen durchs Fenster warf den Schein“. Dies letztere ist noch der poetischste Ausdruck; sonst heißt es auch: „Der Tag war zu Ende, es kam heran die Nacht“ (XXX).

Wer möchte leugnen, daß oft gerade in der Knappheit ein Reiz liegt, eine große Wirkung sogar? Aber im Vergleich zu dem Reichtum der wegen ihres Mangels an Natursinn viel geschmähten Griechen ist aus diesen wenigen Arabesken wohl kaum auf das vielgerühmte deutsche Naturgefühl zu schließen! Auch die Ortsschilderungen sind nicht individueller: „Vom Rheine sie durch Hessen mit ihren Helden ritten Nach dem Sachsenlande; da wurde bald gestritten“ (III), „Auf einem Berge fand er eine Burg gelegen“ (VIII), oder: „In einem weiten Pallas, der war gar wohlgethan, Vor dem die Donau unten die Flut vorübergoß“ (XXI). Selbst die Erzählung von der Jagd und der Ermordung Siegfrieds

ist ganz nüchtern und dürftig in Bezug auf das Landschaftliche gehalten: „An einem kalten Brunnen verlor er bald das Leben . . Da ritten sie von dannen in einen tiefen Tann . . . Da ließ man herbergen bei dem Walde grün, Wo sie da jagen wollten, auf breitem Angergrund . . Man hörte widerhallen den Berg und den Tann . . Der Brunnen war lauter, kühl und auch gut . . Da fiel in die Blumen der Kriemhilde Mann . . Die Blumen allenthalben wurden vom Blute naß“ (XVI).

Keine Spur von irgend einer — denkt man an die indische und griechische Dichtung (Adonis!) — so nahe liegenden sympathetischen Naturanschauung, welche den Blumen und Bäumen und Bergen ein mitempfindendes, mitklagendes Herz leiht — wie auch die altnordische Sage es so rührend thut bei Balder's Ende!

Auch die Tierwelt ist von keiner Bedeutung im Epos — man denke denn an den Traum Kriemhildens von dem Falken, den zwei Aare greifen, oder von den zwei wilden Schweinen, die auf Siegfried einstürmen, oder an das viele Wild, das die Helden im Walde jagen, oder an die zwei wilden Panther, denen gleich die Helden durch den Klee laufen (XVI).

Selbst solche bildlichen Wendungen wie rosenrot, schneeweiß u. ä. sind vereinzelt, wie: „Ihr schönes Antlitz wurde vor Freuden rosenrot“ (IV); von einer gewissen Zartheit aber die Gleichnisse von der lieblichen Kriemhild (V):

> Da kam die Minnigliche. wie das Morgenrot
> Tritt aus trüben Wolken . .

und:

> Wie der lichte Vollmond vor den Sternen schwebt,
> Des Schein so hell und lauter sich aus den Wolken hebt,
> So glänzte sie in Wahrheit vor andern Frauen gut. —

Man hat das Wehen des Nordwindes und das Rauschen der Nordsee im Gudrunliede spüren wollen — es ist das nicht viel mehr als eine schöne Phrase. Das finstre, ungestüme Meer, die wilden, grundlosen Wellen, der Strand, der vom Blute der Erschlagenen naß ward, werden wohl genannt, aber auch nur ge-



nannt. Und wenn der alte Wate zu den Helden, welche mit ihm die unglückliche Königstochter befreien sollen, spricht:

Die Luft ist so heiter, so sternenreich und klar,
Auch scheint der Mond so prächtig, des freu' ich mich fürwahr,
Nun laßt dies öde Ufer, ihr teuerlichen Helden (XXVI),

so leiht ihm weniger die Freude über die schöne, sternenhelle Nacht die Worte als die Hoffnung auf den Morgen.

Die Örtlichkeit wird ganz kurz bezeichnet, entweder nur: „Es war ein breiter Werder, der hieß der Wülpensand“ u. ä. oder:

Und als emporgegangen der lichte Morgenstern,
Da sehn sie einen Hügel sich heben aus dem Meer
Und sehen vor dem Hügel weiten Wald sich breiten . .
Frische kalte Brunnen, die flossen in dem Tann
Von dem Berge nieder, da freuten sich die wassermüden Mannen (XXIII).

Dagegen liegen die ersten Spuren sympathetischer Naturauffassung in der Schilderung von der Wirkung des Horand'schen Gesanges; er zieht wie Orpheus die Natur, wenigstens die kleine Vogelwelt und die Tiere, in seinen Bann: „Er sang mit so herrlicher Stimme: davon geschwieg der kleinen Vöglein Schallen“ (VI), „Und wieder hub er an zu singen, daß ringsum in den Hagen Alle Vögel schwiegen vor seinem süßen Sange“ . . Die Mägdlein

Saßen da und lauschten, wie selbst die Vögelein
Auf dem Königshofe vergaßen ihr Getön,
Die Tier' im Walde ließen ihre Weide stehn,
Die Würmer, die da sollten in dem Grase gehn,
Die Fische, die da sollten in dem Wasser fließen,
Verließen ihre Fährte: wohl durft ihn seine Künste nicht verdrießen.

Die Zeitschilderungen sind nur selten weniger karg und knapp als im Nibelungenliede: „Als die Nacht ein Ende nahm und es begann zu tagen“ (VI), „Darauf am zwölften Morgen räumten sie das Land“ oder „Um die Zeit des Maien“ oder „An einem kühlen Morgen“ u. ä., etwas reicher: „Es war die Zeit, da Blätter wonniglich entspringen Und der Vögel allerhand ihre Weis' im Wald am Besten singen“ (I). Bestimmter noch und anschaulicher wird

die Zeit, wo der Winter sich wendet und die Vögel des Lenzes Kommen künden, geschildert, da die Königstochter mit ihrer Gefährtin die Gewänder der grausamen Königin an das Ufer des Meeres trägt (I):

Es war die Zeit, wo scheidend des Winters Macht verging
Und wo neu der Vögel Wettgesang anfing,
Frisch mit ihren Weisen nach des Märzes Stunden;
In Schnee und Eise wurden die armen Waisen hier gefunden.
Mit verwehten Haaren sahen sie sie gehn,
Wenn ihre Häupter waren an sich auch noch so schön.
Die Locken waren ihnen zerzaust vom Märzenwinde;
Es regnete oder schneite, so war es weh dem armen Kinde.
Im Meer allenthalben das Eis in Stücken floß,
Das war zum Teil zerschmolzen; ihr Kummer, der war groß

Alles ist plastisch deutlich, aber in der Zeitbestimmung doch auch nur knapp, wenn es dann weiter heißt, als der Morgen der Befreiung anbricht (XXVI):

Schon war aufgegangen nicht hoch der Morgenstern,
Da trat ein holdes Mägdlein in ein Fenster fern;
Sie spähte, ob Zeit es wäre, daß es tagen wollte,
Damit die frohe Märe Frau Gudrun ihr reichlich belohnen sollte.
Da ersah die Jungfrau etwas Morgenschein,
Und bei des Wassers Glänzen, wie das mußte sein,
Sah sie Helme leuchten und viele lichte Schilde.
Die Burg war schon belagert; von Waffen leuchtete rings das Gefilde.

Gleichnisse sind selten: „Es half dem Fechtemeister, daß er Sprünge sprang Wie ein wilder Löwe“ (V), „Auf Waten und die Seinen schoß man da so schwer, Als käm' ein Regenschauer gegossen himmelher“ (XXVIII), ebenso Bilder wie: „Hartmut und seinen Freunden reifte nicht zur Frucht Diese blühnde Hoffnung, daß sie Ruhe schauen Sollten hier am Strande“.

Mit Recht sagt Wilhelm Grimm[1]: „Die vaterländischen Dichter dieser Epoche haben sich nirgends einer abgesonderten Naturschilderung hingegeben, einer solchen, die kein anderes Ziel hat, als den Eindruck der Landschaft auf das Gemüt mit glän-

[1] Bei Humboldt a. a. O. S. 33.

zenden Farben darzustellen. Der Sinn für die Natur fehlte den altdeutschen Meistern gewiß nicht; aber sie hinterließen uns keine andere Äußerung dieses Sinnes als die, welche der Zusammenhang mit geschichtlichen Vorfällen erlaubte“ und weiterhin: „Die Frage, ob der Kontakt mit dem südlichen Italien oder durch die Kreuzzüge mit Kleinasien, Syrien und Palästina die deutsche Dichtkunst nicht mit neuen Naturbildern bereichert habe, kann im allgemeinen nur verneint werden.“ —

Im höfischen Ritterepos überwuchert die abenteuerlichste, phantastischste landschaftliche Natur, welche die erregte Einbildungskraft der Dichter schafft, die wirkliche, gegenständliche, vor unseren Augen sich ausbreitende. Pflanzen und Tiere, Wald und Feld erhalten ins Unglaubliche verzerrte Dimensionen — es ist eine fabelhafte Welt der Wunder und nicht die der Wirklichkeit. An die Enden der Erde versetzt sich der Dichter z. B. in der Alexandersage (vom Pfaffen LAMPRECHT) und läßt den Alexander seinem Lehrer Aristoteles von den Wundern berichten, die er geschaut hat. So kommt Alexander mit seinem Heere in einen dunklen Wald, dessen hohe Bäume ihre Äste weithin strecken und ineinander verschlingen, also daß der Schein der Sonne nicht hindurchdringen kann. Lautere und kühle Quellen rinnen von dem Walde hinab ins Thal. Süßer Vogelgesang durchtönt die Zweige und hallet in den Waldesschatten wieder. Der Boden des Waldes aber ist überdeckt mit einer unübersehbaren Menge noch unaufgeschlossener Blumen von wunderbarer Größe: rosenfarb und schneeweiß sind sie, großen Kugeln gleich, noch fest ineinander gefaltet; da — öffnen sie ihre duftenden Kelche, und aus all diesen aufgeschlossenen Wunderblumen gehen, rot wie das Morgenrot und weiß wie der lichte Tag, Mägdlein heraus von wunderbarer Schönheit, wie zwölfjährig anzusehen, und all die Tausende lieblicher Wesen erheben im Wettstreit mit den Waldvöglein süßen tausendstimmigen Gesang und schweben singend und lachend in zierlichen Reigen auf und ab in den kühlen Waldesschatten. Rot und weiß gekleidet wie die Blumen, aus denen sie geboren sind, sind sie Kinder der grünen

Schatten und der stillen Waldeinsamkeit; bescheint sie die Sonne mit glühendem Strahl, so welken sie, die Blumenkinder, sofort dahin und sterben; aber es sind auch nur Sommerkinder, und ein längeres Leben ist ihnen nicht vergönnt, als den Blumen, die der Mai in das Leben und der Herbst zum Tode ruft: die drei Monate des Sommers gehen hin, und „die Blumen all verderben, die schönen Mägdlein sterben, ihr Laub die Blätter ließen, die Brunnen all ihr Fließen, die Vögelein ihr Singen — die Freuden all zergingen. Unfreude begann mein Herz zu zwingen mit mannigfaltigem Schmerze, da ich täglich die schönen Frauen sterben, die Blumen verderben sah; da schied ich weg mit meinen Mannen, mit schwermütigem Herzen.“

Hochpoetische Anschauung liegt dieser reizenden märchenhaften Erzählung gewiß zu Grunde. Wie schön sind die eingestreuten Vergleiche vom Morgenrot und lichten Tag, wie tief empfunden ist diese Symbolisierung der blühenden und wieder welkenden Blumen — der Kinder der stillen Waldeinsamkeit —, diese Übertragung seelischen Lebens auf das Vegetabilische, diese Umdeutung der duftenden Knospen in liebliche Mädchen. Aber wir haben darin doch nur eine der ersten Vorstufen der ästhetischen Naturbeseelung und der sympathetischen Naturbetrachtung zu sehen, ein Spiel der Phantasie, keine konkrete Anschauung.

Überschwenglich und kühn sind auch die Bilder, Schlachtschilderungen u. ä. Die Heere nahen sich wie brüllende Meere, die Geschosse fliegen von beiden Seiten dicht wie Schnee . . ja nach dem entsetzlichen Blutbade verwandeln Mond und Sonne ihr Licht und wenden sich ab von dem Mord, der da geschehen ist. —

Hartmann von der Aue ist kein poetischer Landschaftsmaler. Auch er schildert nur die in seiner Phantasie existierende wunderbare Natur, wie im „Iwein“ den wilden Wald mit dem Zauberbronnen v. 398: „Ich wandte mich zur Wilde Und fand nach mitten Morgen In dem Walde verborgen Ein weites Feldgereute, Einsam und ohne Ackersleute. Da ersah ich mir zum Leide Eine schwere

Augenweide: Getier allerhande, Die man mir jemals nannte, Wider einander springen". . . v. 568: „Kalt und viel rein Ist derselbe Bronnen; Ihn treffen nicht Regen noch Sonnen, Noch trüben ihn die Winde, Des schirmt ihn die schönste Linde. Sie ist mächtig hoch und also dick, Daß nicht Regen noch Sonnenblick Nimmer je hindurch sich drängt; Ihr schadet der Winter nicht noch kränkt An ihrer Schönheit er ein Haar, Sie grünt und blüht das ganze Jahr . . Über dem Bronnen steht ein wunderherrlicher Stein . . Mit Vöglein war der Baum bestreut, Daß ich die Äste kaum noch sah Und selbst das Laub verschwand beinah. Anmutig klangen die süßen Lieder Und wiedertönend aus dem Wald, Das sehr zu den Stimmen schallt . . Als ich Wasser goß auf den Rubin, Da erlosch die Sonne, die eben schien, Rings verstummte der Vögel Gesang, Ein schwarzes Gewitter zog entlang; Sturmeswolken flogen An den Himmelsbogen Von vier Enden finster und schwer. Es schien der lichte Tag nicht mehr . . Es zückten nun viel balde Rings um mich her im Walde Viel tausend Blitze zumal . . Es erhob sich Sturm, Hagel und Regen . . Der Sturm ward also ungemach, Daß der Wald zusammenbrach" (übers. v. Baudissin).

Ein wirklich persönliches Gefühl für die Natur kommt nirgend zum Ausdruck, auch in den lyrischen Gedichten nicht, denn daß er im Winter sich nach den Blumen sehnt, sagt nicht viel, wie in der „Winterklage" — die zugleich einen Ersatz für Vogelgesang und Lenzeslust in der Frauenliebe findet: Swes fröude hin ze de bluomen stât, Der muoz vil schiere trûren gegen de swaeren zît: iedoch wird eines wîbes rat Diu die vil langen naht bi liebem manne lît, Sus wil ouch ich den winter lanc Mir kürzen âne vogelsanc: sol ich des enbern, dêst âne minen danc.[1]

Auch Wolfram von Eschenbach ist nur karg in Naturschilderungen; die Zeit wird bestimmt mit Worten wie: Da die Dämmerung begann, oder: Da der Abend anbrach . ., bei des Morgens lichten Schein . ., Da schon der Tag zum Abend bog u. dgl.

[1] Hartmann von Aue, herausg. von Pfeiffer, II, Leipzig 1867, nr. 12. Im Erek (Pfeiffer, IV, 3471) heißt es einmal: vil schône der tac uf gie.

Minnewerben und Abenteuer, Artus' Tafelrunde und der heilige Gral, alle die ritterliche Romantik drängt die Wirklichkeit in seinem Interesse völlig zurück. Wird aber einmal ein Wald oder Garten geschildert, so ist er auch mit allen Wundern oder Herrlichkeiten der Welt ausgestattet, wie in X „Orgeluse“[1]: „Die Veste schien ein löblich Werk . . Den Berg umgab ein Garten, Edler Bäume drin zu warten; Granaten, Feigen, Öl und Wein Und andre Früchte süß und fein Zog man in der Fülle drin . . ein Brunnen aus dem Felsen schoß.“ Doch all dies Prächtige hätte keinen Reiz, wenn ihn ein schönes Weib ihm nicht verliehen hätte: „Da fand er, was ihn nicht verdroß, Eine Frau so schön und klar, Daß er entzückt vom Anblick war, Aller Frauenschöne Blütenflor.“

Die Vergleiche sind spärlich und nicht sehr poetisch. So schließt II „Herzeleide“: „Sich begoß des Landes Frau Mit ihres Herzens Jammertau; Ihre Augen regneten auf das Kind; Getreuer war kein Weib gesinnt. Seufzer, Lachen kennt ihr Mund Beides wohl in einer Stund. Des Sohnes Geburt erfreut ihr Herz; In der Klage Furt ertrank ihr Scherz“, und X, 514: „Die ist bei der Süße sauer Wie bei Sonnenschein ein Regenschauer“, XII, 601: „Wohl standen da viel Blumen licht, Doch glichen sie der Farbe nicht, Die er an Orgelusen sah.“ — Sonst haben seine Helden besonders lebhaften Sinn für die liebe Vogelwelt. Der junge Parzival ist von ihrem Singen ganz bezaubert: „Ihm schuf wenig Sorge Als über ihm der Vöglein Sang, Der ihm das Herz so süß durchdrang: Das dehnt ihm sein Brüstlein aus. Mit Weinen lief er in das Haus“; und XI „Arnive“ 553 heißt es: „Auch fand er ein geöffnet Thor Nach einem Baumgarten gehn: Er trat hinein, sich umzusehn, Auch wohl um Luft und Vogellieder.“ —

Niemand wird hierin Spuren eines besonders innigen Naturgefühls erblicken.

Mit seiner lebhaften, sinnlichen Phantasie, seinem offenen

---

[1] Übers. von Simrock, Stuttg. 1861, 505.

Auge für alles Schöne zeigt Gottfried von Strassburg[1] auch eine entschiedenere Neigung zur Natur als seine Vorgänger. Grünte im Nibelungenlied kaum das Gras und Kraut, und bewegten wir uns bei Hartmann und Wolfram fast ausschließlich in Wundergärten, so zeigt sich bei Meister Gottfried unzweifelhaft ein Fortschritt zur malerischen Darstellung und sympathetischen Auffassung des Landschaftlichen.

Zunächst auch bei ihm nur knappe Zeitbestimmungen: „Und als es gegen Abend kam", „Nun war der Tag auch angebrochen." Voilà tout! Die Vergleiche wiederholen sich. Die schönen Frauen werden „die Wunderros im Maien", „die sehnende weiße Rose" genannt, Isolde und Isote aber die Sonne und die Morgenröte: „Was alle Welt von Schönheit sagt, das ist dawider wie ein Wind . . Da schöpfen die Augen Wonne, Sehn, wie die neue Sonne Nach ihrem Morgenrot, Isolde nach Isote, Aufging daher von Develin Und morgenlich in die Herzen schien. Die Wonnige, Sonnige, Sonnengleiche Erleuchtet alle Reiche."[2] Brangäne ist dagegen der Vollmond: „Inmittelst schwebt auch zur Stund Die stolze Brangäne, mit lichtem Strahl Der schöne Vollmond in den Saal."[3] Von der erschrockenen Liebenden wird gesagt: „Ihr rosenfarbener Mund erblich, Auf ihrer Haut erstarben Die lichten Lebensfarben, Womit ihr Leib gezieret war, Da ward in ihren Augen klar So trübe wie die Nacht der Tag." Für den unwiderstehlichen Zauber der Frauenschöne findet er das Bild[4]: „Kiel ohne Anker und sehnender Mut . . Wanken beide hin und her (Auf ungewissem Meer) Und treiben vor der Fluten Stoß . . Die junge süße Königin Zog die Gedanken hin Aus manches Herzens Schiffe Wie der Magnet zum Riffe Die Barken mit Sirenensang." Die Minne ist eine wucherhafte Pflanze, deren Sonne nie vergeht[5];

[1] Tristan und Isolde, Gedicht von Gottfried v. Strassb., übertragen und beschlossen von Hermann Kurtz, Stuttg. 1864.

[2] S. 208 u. 209, S. 274: So kam die Königin Isot, Das wonnigliche Morgenrot, Mit ihrer Sonne an der Hand, vergl. 277, 289, 441.

[3] S. 279, auch 289.

[4] S. 204. [5] S. 298.

die Märe „versüßt das Gemüte wie Maientau die Blüte"[1]; „das ist der stete Freundesmut, der allstund wohl und sänftlich thut, Der die Rosen bei dem Dorne trägt, Zu der Mühsal den Frieden legt."[2] Wie diese Vergleiche uns schon etwas weiter führen, mit ihrer sinnigen Betrachtungsweise, so bietet der Anfang des Gedichtes, „Riwalin und Blancheflur", eine schöne, von inniger Naturfreude durchwehte, offen und bewußt die Lenzeswonne bekundende Schilderung des Frühlings; aller Reiz der Maientage liegt über den Zeilen, die der Dichter dem Preise des Wonnemondes weiht[3]:

Nun war das schöne Fest bereit, Angesetzt und besprochen,
Die blühenden vier Wochen,
Wo der viel süße Mai einzieht, Bis daß er wieder von hinnen flieht,
Bei Tinkapol auf grünem Plan, Daß sich die Festgenossen sahn,
Auf einer wonnevollen Au, Wie sie kein Aug im Lenzesblau
Zuvor gesehen oder seit. Die süße sanfte Maienzeit
Hatte an sie mit süßer Hand Ihre süße Unmäßigkeit gewandt.
Da waren kleine Waldvögelein, Die der Ohren Freude sollen sein,
Blumen und Blüten, Gras und Kraut, Und was das Auge gerne schau
Was edle Herzen erfreuen soll, Des war die Sommeraue voll.
Man fand da, was man wollte, Was der Maie bringen sollte,
Den Schatten zu der Sonnen, Die Linden bei dem Bronnen,
Die sanften linden Winde, Die Markes Hofgesinde
Höfisches Kosen brachten. Die lichten Blumen lachten
Aus dem betauten Grase. Des Maien Freund, der grüne Rase,
Hatte aus Blumen sich gemacht So wonnigliche Sommertracht,
Daß sie die lieben Gäste Empfing mit eignem Feste.
Der Bäume Blust sah jedermann, Der süße, so süßlachend an,
Daß Herz und Mut, befangen ganz, Sich an den lachenden Blütenglanz
Mit spielenden Augen machte Und ihm entgegenlachte.
Das holde Vogelgetöne, Das selige, das schöne,
Dem Herzen und dem Sinne Zu seligem Gewinne
Erfüllte mit Freuden Berg und Thal. Die wonnevolle Nachtigall,
Das liebe süße Vögelein, Das immer soll gesegnet sein,
Das sang aus blühenden Zweigen Mit solchem Lusterzeigen,
Daß manches Herz, manch edles Blut Freude gewann und hohen Mut.
Da hatte die Gesellschaft sich In hohen Freuden wonniglich
Gelagert auf das grüne Gras . . Die Linde gab ein gnüglich Dach,
Und viele barg ihr Zeltgemach Mit blättergrünen Ästen.

Also auch schon in den Anfängen unserer mittelalterlichen Dichtung giebt es helle fröhliche Dichterstimmen, welche mit

[1] S. 209. [2] S. 308. [3] S. 15.

Innigkeit die erwachende Natur feiern; herzlich klingt doch „der viel süße Mai, die süße sanfte Maienzeit, das liebe süße Waldvögelein“, herzlich die Beseelungen — in ihren ersten Anfängen! — „die lachenden Blumen“ und „der grüne Rasen, des Maien Freund“; und mit reichen, volltönenden Worten, die jedenfalls das Gepräge herzlicher Empfindung tragen, sucht der Dichter den Zauber der grünenden, lachenden, tönenden Frühlingswelt wiederzugeben.

Berühmt ist die Beschreibung der Minnegrotte; doch mehr als diese mit ihrem zauberhaften Beiwerk — mit Linden und Bäumen und Blumen und Vogelgetöne, sodaß „Augen und Ohren hatten dort Weide und Wonne, beide“ — muß uns das romantische Liebesleben interessieren, wie es der Dichter mit dem Naturleben verwebt und verquickt. Da heißt es von den einsam und allein und doch so innig beglückt Dahinlebenden, deren Mannen und Gefolge Baum und Sonne und Brunnen und Gras und Vögel sind:[1]

Sie hielten Hof, sie hatten Gut, Darauf die Freude all beruht.
Ihr stetes Ingesinde, Das war die grüne Linde,
Der Schatte und die Sonne, Die Aue und der Bronne,
Blumen und Gras, Laub und Blüt', Was tröstet Augen und Gemüt.
Ihr Dienst das war der Vogelschall: Die kleine reine Nachtigall,
Drossel und Amsel obendrein Und andere Waldvögelein,
Der Zeisig und Galander, Die dienten wider einander
In die Wette und im Widerstreit. Dies Gesinde diente zu aller Zeit
Ihrem Ohr und ihrem Sinne. Ihre Hochzeit war die Minne . .
Die Liebenden . . waren zu allen Zeiten Einander an der Seiten.
Des Morgens in dem Taue, So schwebten sie zur Aue,
Da Blumen und Gras zuhanden Vom Tau erkühlet standen.
Die kühle Prärie im Morgenschein, Die mußte dann ihr Vergnügen sein.
Sie lauschten unterm Gange Dem süßen Vogelsange.
Und alsdann nahmen sie einen Schwang Hin da der kühle Bronne klang,
Und lauschten seinem Klange, Seinem Gleiten und seinem Gange
Zur Ebne mit stillen Fluten; Da saßen sie und ruhten
Und lauscheten dem Gießen Und schauten auf das Fließen,
Und war das ihre Wonne. Als aber die lichte Sonne
Begann sich zu erheben, Die Hitze herabzuschweben,
So gingen sie zur Linden Nach den linden Winden;
Die spendeten ihnen aber Lust Außen und innerhalb der Brust.

[1] S. 424.

Sie erfreuten Sinn und Augen hie. Die Linde süßete für sie
Luft und Schatten mit ihrem Blatte. Die Winde machte ihr süßer Schatte
Gar süß, kühl und gelinde. Die Ruhebank der Linde,
Das war von Blumen und Grase Der bestgemalte Rase,
Der je um eine Linde war.

Neben der eigenen Herzensminne ist es also Liebe zur Natur, Liebe zu Blumen und Baum, zu Vogelsang und Bachesrauschen, zu Lindenschatten und Windeskühle, was die beiden selig Genießenden mit Freude und Wonne erfüllt. Ebenso zart und sinnvoll ranken Liebe und Naturgefühl ineinander, in der folgenden Schilderung[1]:

Desselben Morgens war Tristan dort Und sein Gespielen geschlichen fort,
Bei Händen traut befangen, Und kamen hingegangen
Gar früh und in dem Taue Auf die geblümte Aue
Und in das wonnigliche Thal: Galander und Nachtigall zumal
Begannen zu organieren, Ihr Gesinde zu saluiren;
Sie grüßten fleißig die Holden, Tristanden und Isolden.
Die wilden Waldesvögelein, die hießen sie willkommen sein
Gar süß in ihrem Lateine. Manch süßem Vöglein kleine,
Dem waren sie da hoch willkommen. Sie hatten sich alle angenommen
Gar wonnige Unmuße: Den Gelieben zwein zum Gruße
Sangen sie von dem Reise Ihre wonnebringende Weise
In manchen Wandelungen, Mit mancher süßen Zungen.
Sie empfing der kühle Bronnen . .
Der gegen ihre Augen schön entsprang Und schöner in ihren Ohren klang,
Raunend ihnen entgegen ging, Mit seinem Raunen sie empfing:
Er raunete gar süße Gegen sie seine Grüße.
So grüßten sie auch die Linden Mit den viel süßen Winden,
Erfreuten außen und innen Ihre Ohren und ihre Sinnen.
Die Bäume mit ihrer Blüte, Die Aue, die licht erglühte,
Die Blumen, das imgrüne Gras Und alles, das da blühte, das
Sah ihnen lachend ins Angesicht. Auch grüßte sie, funkelnd im Morgenlicht,
Der Tau mit seiner Süße: Der kühlte ihre Füße
Und sänftete ihre Herzen gar.

So spiegelt also mit Lachen und Grüßen die Natur die Liebe wieder, die in ihr die beiden selig Unseligen mit einander genießen, und so versteht es Meister Gottfried das Leblose zu beleben und auch die starre Natur in den Dienst und in den Bann der Minne zu ziehen. —

[1] S. 435.

Die Liebe ist also der fruchtbare Boden geworden, auf dem die duftige Blume sinnigen Naturempfindens erblüht ist — in den ersten Ansätzen eines sympathetischen Naturgefühls, das sich allerdings noch in ganz bestimmten engen Grenzen hält. Die Frage liegt daher nahe, ob der Minnesang selbst, die Liebeslyrik des 13. Jahrhunderts, die Keime zur Entfaltung bringt.

Die Lyrik ist die eigentliche Stätte, allwo das in die Natur mit Liebe und nachfühlendem Verständnis sich versenkende Gemüt seinen Empfindungen auch in dieser Hinsicht den innigsten Ausdruck geben kann. Das Naturbild wird zum Symbol des Innern oder der äußeren Natur wird eine Seele geliehen und so verschmelzen Natur und Geist, Außen- und Innenwelt; oder aber die landschaftliche Scene, das Sommer- oder Herbst-, Frühlings- oder Winterbild ist nur Hintergrund, nur Rahmen, nur Ornament. Wie das deutsche höfische Epos seine Stoffe aus Frankreich erhielt, so ward auch der deutsche Minnesang angeregt durch die provenzalischen Troubadours. Die nationalen Unterschiede springen deutlich hervor. Bei dem lebhaften glühenden Südfranzosen ist alles sinnlich frischer, derber, aber auch kampfesmutiger, bei dem träumerischen Deutschen alles einförmiger oder matter und schwermütig weicher. Dort stolzes dreistes Werben, Kampf und Siegestriumph, hier Sinnen und Minnen und Schwärmen. Bei dem Provenzalen trägt alles mehr den Stempel der Gelegenheit, des lebensvollen Moments, bei dem deutschen Minnesänger bleibt alles mehr und mehr stereotyp, monoton, sowohl das Naturbild mit Mai und Vöglein, Sonne und Wiesengrün, Wasserrauschen und Windeswehen als auch die Liebesempfindung selbst in ihrer Sehnsuchtsklage.

Die spärlichen Liederreste der Troubadours[1] verraten nicht selten eine feinfühlige Verquickung oder eine treffende Gegenüberstellung des Seelischen und Natürlichen, sei es nun im Kontrast oder in Harmonie.

---

[1] Friedr. Diez, Leben und Werke der Troubadours, Zwickau 1829.

Herbst ist draußen, und Herbst im Herzen — das liegt in den Versen des Bernart von Ventadour (1195 †): „Sehe ich das Laub von den Bäumen fallen, wer sich auch darüber grämen mag, mir gefällt es höchlich; man wähne nicht, ich verlange nach Blättern und Blüten, seit sie, die Teure, sich stolz gegen mich zeigt", aber umgekehrt: „Kält' und Schnee wird Blüt' und Grün Vor den selgen Blicken". Selig wacht der Glückliche auf in der Nacht, wenn der Nachtigall Ruf ihn weckt: „Vom süßen Sang der Nachtigall Des Nachts, wenn ich entschlummert bin, Erwach' ich, nichts als Lieb' im Sinn, Von Wonneschauer ganz durchbebt." Im Liebessehnen seufzt er: „Gott, dürft' ich 'ne Schwalbe sein, Durch die Lüfte schweben, Wollt' mich in ihr Kämmerlein Mitternachts begeben." Doch der Verstoßene klagt:

Seh' ich die Lerche, die mit Lust Die Flügel auf zur Sonne schwingt
Und dann herabschwebt unbewußt, Vor Wonne, die ihr Herz durchdringt;
Ach, welche Wehmut faßt mich an, Wenn ich ein Wesen fröhlich seh',
Es nimmt mich Wunder, daß mir dann Das Herz nicht schmilzt vor Sehnsuchtsweh.

Eine rührende, echt modern-sympathetische Empfindungsweise! Er neidet der Lerche ihre Fröhlichkeit, da er selbst so traurig ist; der Kontrast thut ihm weh; er kann es nicht fassen, daß nicht alles in der Welt seinen Verlust mit ihm beklagt, mittrauert — „Das aber kann ich nicht ertragen, Daß so wie sonst die Sonne lacht, Daß wie in deinen Lebenstagen Die Uhren gehn, die Glocken schlagen, Einförmig wechseln Tag und Nacht" singt Theodor Storm im herben Schmerz, da er die Gattin verloren

Daß Lenz und Liebe zusammen gehören, das spricht Bernart mit den Versen aus:

Im Mond April, wenn grün sich schmückt
Der Anger und die Gärten blühn
Und frisch und klar die Wasser ziehn
Und alle Vöglein sind beglückt;
Düfte, die aus Blüten dringen,
Und des Vögleins süßes Singen —
Das ist's, was dann mich neu entzückt.
Dann such' ich mich mit Vorbedacht zu freun der Liebe Süßigkeit.

Ganz ähnlich singt Arnold von Marueil (um 1200):

Süß, wenn Lüfte mich umwallen Im April, eh' Mai erwacht,
Häher dann und Nachtigallen Singen durch die heitre Nacht,
Jeder Vogel seine Sprache Fröhlich spricht, was ihm gefällt,
In der Kühle früh am Tage, Seinem Weibchen zugesellt.
Und da alles seinem Triebe Folgt, wenn sich das Grün erneut,
Kann auch ich mich meiner Liebe Nicht entziehn, die mich erfreut.

Er nennt seine Geliebte „das holdeste Geschöpf, welches die Natur hienieden hervorgebracht hat, holder, als ich es aussprechen kann, schöner als ein schöner Maientag, als Märzsonne, Sommerschatten, Mairose, Aprilregen, Blume der Schönheit, Spiegel der Liebe, Schlüssel des Ruhmes.“ Auch Bertran de Born bekennt:

Mich freut des süßen Lenzes Flor, Wenn Blatt und Blüte neu entspringt,
Mich freut's, hör' ich den muntern Chor Der Vöglein, deren Lied verjüngt
Erschallet in den Wäldern u. s. f.

Alle diese Sänger fühlen also nicht nur die Lenzesfreude, sondern sie singen und sagen von ihr; nicht indirekt ist die Wonne an der Natur, speziell am Mai mit seinem Vogelgezwitscher und lachenden Blättergrün, aus den Liedern zu erschließen — wie bis in die alexandrinische Zeit hinein in der griechischen Lyrik —, sondern sie gestehen ein, daß nichts sie so entzückt, wie Maientag und Märzensonne und Sommerschatten. —

So rühmen auch die deutschen Minnesänger[1] den Frühling mit seinem Vogelsang oder die Blumen im Verein mit der Minne; wie in einem namenlosen Liede: „Mich dunket niht sô guotes Noch so lobesam So diu liehte rôse Und diu minne mînes man. Diu kleinen vogellîn Diu singent in dem walde Dêst manegem herzen liep“. Der Sommer wird begrüßt: „Sich vrôwent aber di guoten, Dass der sumer komen sol. Seht, wie wol daz manegem herzen tuot.“

Doch auch jenes bei den Troubadours aufgewiesene Motiv klingt an:

[1] Des Minnesangs Frühling von Lachmann-Haupt, 2. Ausg. von Wilmanns, Leipzig 1875.

Mich dünket winter unde snê Schoene bluomen unde klê,
Wenn ich în umbevangen hân,

und der Kürenberg läßt eine Frau singen:

Swenne ich stân aleine In mînem hemede Und ich gedenke ane dich,
Ritter edele, So erblüejet sich min varwe Als rôse an dorne tuot.

Sommerfreude und Winterklage sind die Grundakkorde, die immer und immer wieder angeschlagen werden; doch von einer innigen Durchdringung und Verquickung des Landschaftsbildes mit der Frauenminne ist kaum eine Spur. Es wirkt äußerst monoton, immer wieder die Blumen und die kleinen Vögel als Boten des Frühlings anrufen oder die liebe Frouwe preisen zu hören als lichter denn die Sonne und als lenzbringend im Winter oder die Öde der grauen Schneetage erheiternd.

So grüßt Dietmar von Eist den Frühling:

Ahi nu kumet uns diu zît Der kleinen vogellîne sanc.
Es gruonet wol diu linde breit, Zergangen ist der winter lanc.
Nu sieht man bluomen wol getân Ueben an der heide ir schîn.
Des wirt vil manec herze frô: Des selben troestet sich daz mîn.

In einem andern Liede mahnt ihn das Vogelsingen und Rosenblühen an eine glückliche Vergangenheit und an die Frau, die er im Herzen trägt:

Ûf der linden obene Dâ sanc ein kleines vogellîn.
Vor dem walde wart ez lût: Dô huop sich aber das herze mîn
An eine stat da'z ê dâ was. Ich seh die rôsebluomen stân;
Die manent mich der gedanke vil, Die ich hin z'einer frouwen hân. —

Eine Frau läßt er zu einem Falken sagen:

So wôl dir, Valke, daz du bist! Du fliugest swar dir liep ist:
Du erkiusest in dem walde Einen boum, der dir gevalle.
Alsô han ouch ich getân: Ich erkôs mir selbe man:
Den welten mîniu ougen. Daz nident schoene frouwen u. s. w.

Im Winter klagt er: „Sô wê dir sumerwunne! Daz vogelsanc ist geswunden. Also ist der linden ir loup. — Sich hât verwandelôt diu zît. Geswigen sint die nahtegal, Si hânt gelân ir suezes singen Und valwet obenân der walt.“ —

Das schöne Uhland'sche Motiv des „Frühlingsglaubens", daß mit dem Grünen und Blühen dadraußen es auch wieder licht und hoffnungsfreudig im bekümmerten Herzen wird:

Die linden Lüfte sind erwacht . .
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden!

finden wir, wenn auch in gewisser Starrheit und Verschleierung, bei Heinrich von Veldegge:

Ich weiz vil liebiu maere: Die bluomen springen an der heide,
Die vögel singent in dem walde. Dâ wilent lac der snê,
Da stât nu grüner klê, Er touwet an dem morgen.
Swer wil, der fröwe sich: Niemen noet es mich:
Ich bin unledig sorgen —,

und im anderen Liede:

Swenn diu zît also gestât, Daz uns komt bluomen unde gras,
Sô mac sîn alles werden rât, Dâ von mîn herze truric was.

Das Scheiden all der Sommerpracht stimmt ihn wieder traurig:

Sît diu sunne in lichten schîn Gegen der kelte hât geneiget
Und diu kleinen vogellîn Ires sanges sint gesweiget,
Trûric ist das herze mîn . . . Es habent diu kalten nehte getân,
Daz diu löuber an der linden Winterlîche valwe stân u. s. w.

Ulrich von Guotenburc verwebt wenigstens zu einem hübschen Vergleiche das Naturbild mit dem, was er für die Geliebte empfindet. Die Liebe ist der Mai seines Herzens:

Si ist mîn sumerwunne: Si saejet bluomen unde klê
In mînes herzen anger: Des muos ich sîn, swiez mir ergê,
Vil rîcher fröiden swanger, Der schîn, der von ir ougen gât,
Der tuot mich schône blüejen, Alsam der heize sunne tuot
Die buome in dem trouwe . . Ir schoener gruoz, ir milter segen
Mit eime sanften nîgen, Daz tuot mir einen meien regen
Reht an daz herze sîgen. —

Heinrich von Rugge trauert auch darüber, daß mit dem kalten Winter der grüne Wald kahl und stumm geworden — „ouch hât diu liebe nahtegal vergessen, daz si schône sanc . . die vogele trurent überal"; er verlangt nach dem Sommer: „Ich gerte

ie wunneclicher tage . . Ich hörte gerne ein vogellîn, Daz hüebe wunneclichen sanc. Der winter kan nicht anders sîn Wan swaere und âne mâze lanc. Mir waere liep, wolt er zergân.“ —

Wie der Mond sein Licht von der Sonne empfängt, so fällt aus den Blicken der Geliebten helles Leuchten in das Herz des Heinrich von Morungen:

Wi waere si mir danne also ze herzen komen?
Ich muoz iemer dem gelîche spehen,
Als der mâne sînen schîn Von des sunnen schîn empfât:
Also kument mir dicke Ir wol liehten ougen blicke
In mîn herze dâ si vor mir gât.

Er nennt sie des lichten Maien Schein, seinen österlichen Tag —

So ist diu liebe frowe mîn Ein wunnebernder suezer meije,
Ein wolkenloser sunnen schîn,

er verspricht ihr die Treue: „Mîn staeter muot gelichet niht dem winde“. — Auch Reinmar wird es leichter ums Herz, als der Winter Abschied nimmt:

Ich sach vil wunneclichen stân Die heide mit den bluomen rôt . .
Zergangen ist der winter lanc; Do ich daz gruene loup ersach,
Dô liez ich vil der swaere mîn.

In großem Leid aber seufzt er: „Ez muos mir staete winter sîn“. —

Wir sehen also: Die Schilderungen der Natur bewegen sich ebenso wie die Symbolisierungen des Natürlichen bei den Minnesängern in ganz engen Grenzen. Eine individuelle Auffassung des Landschaftlichen fehlt völlig; ein Naturgefühl, das die Natur um ihrer selbst willen sucht, ist ihnen nicht aufgegangen, selbst die Vergleiche und die kontrastierende oder harmonierende Gegenüberstellung von Natur und Gemütsstimmung sind einförmig, wie überhaupt die Naturbilder häufiger stereotype, starre Arabesken sind als verwoben und verflochten mit der lyrischen Empfindung. Lenzesfreude und Winterklage sind die vorherrschenden Motive und als landschaftliche oder elementare Figuren dienen der Wald und die Blumen, der Klee, die heitere Sonne, auch wohl einmal

der Mond, dann die Waldvögelein, besonders die Nachtigall, die Rosen und Lilien.

„Die Minnesänger reden oft genug von dem milden Mai, dem Gesang der Nachtigall, dem Tau, welcher an den Blüten der Heide glänzt: aber immer nur in Beziehung der Gefühle, die sich darin abspiegeln sollen. Um trauernde Stimmungen zu bezeichnen, wird der falben Blätter, der verstummenden Vögel, der in Schnee vergrabenen Saaten gedacht.“ So W. Grimm. Eben derselbe schrieb mit Recht an Humboldt: „Die Frage, ob der Kontakt mit dem südlichen Italien oder durch die Kreuzzüge mit Kleinasien, Syrien und Palästina die deutsche Dichtkunst nicht mit neuen Naturbildern bereichert habe, kann im allgemeinen nur verneint werden. Man bemerkt nicht, daß die Bekanntschaft mit dem Orient dem Minnesang eine andere Richtung gegeben habe. Einer der ältesten lyrischen Dichter war Friedrich von Hausen. Er kam in dem Heere Barbarossa's um. Seine Lieder enthalten vielfache Beziehungen auf die Kreuzfahrt, aber sie drücken nur religiöse Ansichten aus oder den Schmerz, sich von der Geliebten getrennt zu sehen. Von dem Lande fand er, und alle die an den Kreuzzügen Teil nahmen, wie Reinmar der Alte, Rubin, Neidhart und Ulrich von Lichtenstein, nicht Veranlassung etwas zu sagen. Reinmar kam als Pilgrim nach Syrien, wie es scheint, im Gefolge Herzogs Leopold VI. von Österreich. Er klagt, daß die Gedanken an die Heimat ihn nicht loslassen und ihn von Gott abziehen. Die Dattelpalme wird hier einige Male genannt, wo der Palmenzweige gedacht ist, welche fromme Pilger auf der Schulter tragen sollen. Ich erinnere mich auch nicht, daß die herrliche Natur Italiens die Phantasie der Minnesänger angeregt habe, welche die Alpen überstiegen. Walther von der Vogelweide, der weit umhergezogen, hatte nur den Po gesehen; aber Freidank war in Rom. Er bemerkt bloß, daß in den Palästen derer, welche sonst dort herrschten, Gras wachse.“[1]

---

[1] Bei Humboldt a. a. O. S. 36.

In der That, auch die größten unter den Minnesängern, selbst der Meister der Lyrik des 13. Jahrhunderts, WALTHER, überschreitet den engen Kreis der herrschenden Naturanschauung nicht. So heißt es in seiner „Frühlingssehnsucht“ (1)[1]:

Uns hat der winter geschadet über al:
Heide und walde die sint beide nû val,
Dâ manic stimme vil suoze inne hal.
Saehe ich die megde an der strâze den bal
Werfen, sô kaeme uns der vogele schal u. s. f.

Und in „Frühling und Frauen“ (nach SIMROCK):

Wenn die Blumen aus dem Grase dringen,
Gleich als lachten sie hinauf zur Sonne,
Des Morgens früh an einem Maientag,
Und die kleinen Vöglein lieblich singen
Ihre schönsten Weisen: welche Wonne
Hat wohl die Welt, die so erfreuen mag?
Man glaubt sich halb im Himmelreiche;
Wollt ihr hören, was sich dem vergleiche,
So sag' ich, was mir wohler doch
An meinen Augen öfters that
Und immer thut, erschau' ich's noch. —
Denkt, ein edles schönes Fräulein schreite
Wohlbekleidet, wohlbekränzt hernieder,
Sich unter Leuten wandelnd zu erbaun, —
Hochgemut im fürstlichen Geleite,
Etwas um sich blickend hin und wieder,
Wie Sonne neben Sternen anzuschaun:
Der Mai mit allen Wundergaben
Kann doch nichts so Wonnigliches haben
Als ihr viel wonniglicher Leib:
Wir lassen alle Blumen stehn
Und blicken nach dem werten Weib.[2] —

Wie wir hier den einfachen Gedanken: ein schönes Weib ist herrlicher anzuschauen als der prächtigste Maientag, in anmutiger Weise ausgedrückt finden, so weiß er doch auch der Winterklage einen etwas individuelleren Ausdruck, als sonst wohl üblich, zu geben in dem „Wintersüberdruß“:

---

[1] Walther von der Vogelweide, herausgegeben von FRANZ PFEIFFER, Vierte Aufl., Leipzig 1873, S. 7. [2] a. a. O. S. 17.

Rot, blau und glänzend war die Welt
Und grün, im Wald und auf dem Feld:
Die kleinen Vöglein sangen Lieder.
Nun schreit die Nebelkrähe wieder.
Die schöne Farbe wich der grauen;
Bleich ist die Welt nun anzuschauen,
So mancher rümpft die Augenbrauen.[1]

Auch ihn bringt die Liebe der Herrin in einen Freudentaumel, daß ihr Anblick selbst zur Winterszeit ihn mitten in den Frühling versetzt[2]:

Der kalte winter was mir gar unmaere: Ander liute dûhte er swaere,
Mir was die wîle als ich enmitten in dem meien waere . .

Auch sonst hat er manches sinnige Bild, manchen hübschen Vergleich aus dem Naturleben, doch selbst bei ihm überwiegt der stereotype Schmuck der Minnepoesie — Heide und Blumen und Gras und Nachtigallen. Am lieblichsten aber spielen sie hinein in jenes reizende Lied, welches die Perle der Sammlung ist; denn es trifft in unnachahmlicher Naivetät den Volkston und bleibt, obwohl von sinnlich frischester Liebeslust durchglüht, doch umstrahlt von dem Zauberlichte der Unschuld — wie das Hohelied der Bibel —:

Unter der Linde An der Heide, Wo ich mit meinem Trauten saß,
Da möget ihr finden
Die Blumen gebrochen und das Gras.
Vor dem Wald mit süßem Schall. Tandaradei!
Lieblich sang im Thal die Nachtigall.
Ich kam gegangen zu der Aue, Da fand ich meinen Liebsten schon.
Ich ward empfangen, Heilige Fraue! Daß ich noch selig bin davon.
Ob er mir auch Küsse bot? Tandaradei! Seht, wie ist mein Mund so rot.
Da ging er machen Uns ein Bette Aus süßen Blumen mancherlei.
Des wird man lachen Noch, ich wette, So jemand wandelt dort vorbei.
Bei den Rosen er wohl mag, Tandaradei, Merken, wo das Haupt mir lag.
Wie ich da ruhte, Wüßt' es einer, Behüte Gott, ich schämte mich
Wie mich der Gute herzte, keiner Erfahre das als er und ich
Und ein kleines Vögelein, Tandaradei! Das wird wohl verschwiegen sein.

Wir sehen demnach: die Reiselitteratur der Kreuzfahrer kommt über den reinen Nützlichkeitsstandpunkt gegenüber der

[1] S. 8. [2] S. 49.

Natur, über die Freude und Bewunderung der Fruchtbarkeit und Anmut kaum oder doch nur selten hinaus; das deutsche Volksepos erwähnt der Naturerscheinungen nur ganz selten, selbst die Form des Gleichnisses wird höchst spärlich verwendet. Hierin zeigt sich ein Fortschritt im höfischen Kunstepos, und leise klingt die sympathetische Naturauffassung in den Schilderungen Gottfried's durch, welche in der Lyrik bisweilen einen kunstmäßigen Ausdruck gewinnt, indem der Dichter seine eigene Stimmung mit derjenigen in der Natur in Parallele setzt; im übrigen sind die Schilderungen der Minnesänger einförmig. Der Reiz der Natur selbst ohne alle Nebenrücksichten, die Freude an ihr um ihrer selbst willen ist der Zeit noch nicht erschlossen. —

Doch wir betrachteten bisher nur die Litteratur — aber auch in der bildenden Kunst, speziell in der Malerei, kann sich der Sinn für Naturschönheit offenbaren; und da der Volksgeist immer ein einheitlicher Organismus ist, werden auch Poesie und Malerei in ihren Grundrichtungen sich nicht ausschließen oder wesentlich von einander abweichen, sondern vielmehr sich gegenseitig erläutern und ergänzen oder auch bedingen. Gerade was den Natursinn betrifft, kann man die These als überall wiederkehrende Norm aufstellen, daß nur dann sich eine Landschaftsmalerei entwickelt, wenn die Natur um ihrer selbst willen gesucht wird, und daß das Landschaftliche auch in der Malerei nur die Rolle des Nebensächlichen, des Hintergrundes hat, so lange es auch in den poetischen Schilderungen der Litteratur nur als Ornament dient; nimmt aber das Elementare der Außenwelt einen weiteren Raum in Prosa oder Poesie ein und wird es zum Selbstzweck der Darstellung, so ist auch die Geburtsstätte für die Landschaftsmalerei bereitet. — Folgen wir in Kürze dem Entwicklungsgange der Malerei, wie ihn Woltmann und Woermann in ihrem trefflichen Buche gezeichnet haben[1], so wird auch wo das Gesagte nicht tiefer in unser Thema einschneidet, dasselbe

[1] Geschichte der Malerei, Bd. I, Altertum von Woermann, Mittelalter von Woltmann, Leipzig 1879, vergl. S. 145, 218, 240, 342, 358, 402, 426.

doch das bisher Ausgeführte in bemerkenswerter Weise illustrieren, namentlich was die Entwickelung zum Individuellen hin betrifft.

Die Malerei der ersten Jahrhunderte steht völlig unter dem Banne des Christentums. Die Technik ist nicht verschieden von der antiken; aber das Christentum stellte sich doch anders zur Kunst, als das klassische Altertum es gethan hatte. Ihm widersprach seinem Ursprunge und Wesen nach die Bilderverehrung der antiken Religionen; erst durch heidnische Einflüsse drang dieselbe allmählich in den christlichen Kultus ein. Auch ist es eine leicht erklärbare, besonders aus der jüdischen Mutterstätte herzuleitende Thatsache, daß das Christentum anfangs überhaupt kein Kunstbedürfnis hatte. Erst als das spezifisch Jüdische gehoben war und auch gebildete Griechen und Römer das Christentum angenommen hatten, mußte auch diese Einseitigkeit fallen. In den Coemeterien und Katakomben der ersten drei Jahrhunderte begegnet uns rein dekorative Kunst, leichtes Weingerank mit Eroten, aber auch Reste von Landschaften z. B. im ältesten Teile des Coemeterium der Domitilla in Rom; Hirten, Fischer und biblische Darstellungen bilden den Deckenschmuck. Das Deckenbild aus S. Lucina (2. Jahrh.) enthält in der Mitte wahrscheinlich den guten Hirten, ringsum, alternierend, je zwei Bilder von diesem und der betenden Madonna, sonst aber innerhalb reizender Felderteilung Zweige mit Blättern und Blumen, Vögel, Masken und schwebende Genien.

Auch in der byzantinischen Malerei wirkt das Antike noch nach, wie besonders in einem Psalterium nebst Kommentar mit 14 großen Bildern: David als Hirte, eine schöne Frauengestalt, die Melodie darstellend, lehnt sich mit dem linken Arm auf seine Schulter, der Kopf einer Nymphe lauscht gegenüber aus dem Gebüsche hervor, und vorn unter einem Felsen ruht in kühner Stellung der Berggott Bethlehem, daneben Schafe, Ziegen am Wasser, eine Landschaft mit antiken Gebäuden, Brunnen und Bergen bildet den Hintergrund; die Auffassung ist hochpoetisch.

Personifikationen kehren auch sonst wieder, und in ihnen lebt noch antike Schönheit und Anmut mitten unter den strengen christlichen Gestalten fort.

Mit dem Ende des zehnten Jahrhunderts beginnt die Periode des romanischen Stils, die im dreizehnten abschließt. Der glänzende Aufschwung, den die Baukunst nimmt, wirkt auch bahnbrechend für die übrigen Künste; der an der Gesetzmäßigkeit der Architektur geschulte Geist sucht auch bei der Gestaltung der organischen Natur nach Gesetzmäßigkeit der Erscheinung und kann bei der alten Unsicherheit und Willkür der Formen nicht bestehen bleiben. Da es ihr aber an selbständigem Naturgefühl — im weitesten Sinne des Wortes — fehlt, behandelt die mittelalterliche Kunst die aus der Natur[1] genommenen Erscheinungen nicht nach deren eigenen Gesetzen, sondern überträgt auf sie das Gefühl für architektonische Ordnung und Gesetzmäßigkeit. — Mit der Entwickelung des gothischen Stils, vom 13. Jahrhundert an, wird die Kunst ein bürgerliches Geschäft, ein Erwerbszweig. Die Künstler stehen mitten im Leben, sie verkehren mit der Natur und nehmen ihre Eindrücke auf; ihre Phantasie ist von der Dichtung mit neuen Vorstellungen und Empfindungen erfüllt worden und wird immer aufs Neue von der Festlust der Zeit, der selbst alle Vorkommnisse im kirchlichen Leben und im Staatsleben zum Schauspiele wurden, genährt. Ein Zug der Lebenslust, der üppigen, oft derbsinnlichen Genußfreude durchdringt alle Klassen und bleibt selbst dem geistlichen Stande nicht fremd. Die bisherige Kunst hat wesentlich nur einen Ausdruck gekannt: den der Feier, der kirchlichen Strenge, der gottbewußten Erhabenheit. Diese ist jetzt erloschen. Die starke religiöse Empfindung, welche das ganze Mittelalter durchdringt, waltet auch jetzt noch, ja sie ist der Zeitstimmung entsprechend sogar zu einer erregten Begeisterung gesteigert. Aber der Mensch unterwirft sich ihr nicht mehr blindlings, jedes eigenen Willens sich entäußernd, sondern nimmt sie

[1] D. h. die Natur als Inbegriff aller körperlichen Erscheinungen.

in sein Bewußtsein auf. Freilich bleibt die Naturkenntnis auch jetzt noch eine sehr bedingte; der Maler gelangt noch nicht dazu, die Natur zu ergründen und zu bewältigen, aber er öffnet ihr gegenüber so weit das Auge, wie das Empfindungsleben, auf dessen Darstellung er ausgeht, es verlangt; denn nicht um ihrer selbst willen, sondern nur als das Mittel, um bestimmte Empfindungen auszudrücken, werden die Dinge der Wirklichkeit wiedergegeben — ganz analog der Poesie, wie wir gesehen haben. Ja, es machen sich Anfänge des Realismus kenntlich, wenn auch das Individuelle z. B. in der Darstellung von Tieren nicht erreicht wird. Eine neue französische Schule erblüht seit Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Die Beobachtung des Lebens wird genauer und schärfer, meist auf das Milde und Anmutige gerichtet. Erst am Schlusse der Periode hat der malerische Sinn das Bedürfnis, auch den Hintergrund auszubilden, durch Bäume von konventioneller Form, Hügel, Gebäude gotischen Stils und blauen Himmel die reale Umgebung anzudeuten, wobei in der Linienperspektive nur getastet wird, während die Luftperspektive gänzlich fehlt. In den Initialen und den Randverzierungen waltet der frühere Geschmack fort; das Dornblattmuster, dem sich nach und nach kleine farbige Blümchen einfügen, wird von Vögeln, gelegentlich von Engeln, belebt.

Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts ist in dem kölnischen Tafelbilde die Auffassung subjektiver und von lyrischer Empfindung durchdrungen. Der poetische Sinn kommt ganz besonders in Madonnenbildern rein idyllischen Charakters zur Geltung, für welche überraschend anmutige Situationen erfunden werden. Da ist Maria nicht thronend und feierlich dargestellt, sondern traulich sitzt sie mit dem Kinde innerhalb eines Gartengeheges auf blumigem Rasen, dessen Halme und Blümchen schon sauber und natürlich ausgeführt sind, mag sich auch im Hintergrunde statt der Landschaft der Goldgrund entfalten, und um sie sammeln sich Heilige. Ein Bildchen im städtischen Museum zu Frankfurt a/M. (Prehn'sches Kabinet Fig. 118) zeigt Folgendes: Im Rosengarten,

den eine Mauer mit Zinnen gegen außen abschließt, unter Obstbäumen, die von Vögeln belebt werden, sitzt die heilige Jungfrau und liest in einem Buche; ein Tisch mit Speise und Trank steht neben ihr. Während sie ganz in fromme Betrachtung versunken ist, warten drei heilige Damen ihres Gesindes der weltlichen Geschäfte; eine schöpft Wasser am Brunnen, eine zweite pflückt Kirschen, eine dritte nimmt sich unterdessen des Christuskindes an und unterrichtet es im Citherspiel. Das Ganze ist zweifellos von echtem Gefühl eingegeben und das Landschaftliche nicht ohne Verständnis der Hauptbegebenheit angefügt. —

Also auch die Malerei, soweit sie das Landschaftliche zur Behandlung heranzieht, kommt trotz mancher Anzeichen von individuellerem und realistischerem Bestreben über mehr oder weniger der Hauptdarstellung angepaßte Hintergründe nicht hinaus, Baum und Fels und Wiese und Blumen sind nur Rahmen, nur Ornament — wie in der Lyrik der Minnesänger.[1]

---

[1] Auch Ludwig Kaemmerer resumiert in seinem Buche „Die Landschaft in der deutschen Kunst bis zum Tode Albrecht Dürer's" Leipzig 1880 — welches mir erst jetzt während der Korrektur zugeht — das über die Malerei der voreyckischen Periode Gesagte S. 40 also: „Das Einzelstudium der Natur hat begonnen, aber die Versuche, die einzelnen Elemente zu einem perspektivisch vertieften landschaftlichen Bildhintergrunde zu verschmelzen, verraten in allen Stücken noch die Unsicherheit und Befangenheit dilettantischer Kunstübung."

Viertes Kapitel.

Der Individualismus und das sentimentale Naturgefühl in der Renaissance.

Wohl immer haben die Lebenden die Zeit, der sie angehörten, in gewissem Sinne als eine Übergangsepoche empfunden, denn allemal wird Altes überwunden und stirbt ab und wird Neues gewonnen. Aber es giebt Grenzsteine auf dem Wege der gesamten Kulturentwickelung, welche einen ganz bestimmten Abschnitt markieren und eine Scheide ziehen zwischen dem, was bisher gewesen und gegolten, und dem, was dann zu gelten beginnt. Einen solchen Wendepunkt bezeichnet in der antiken Welt der Hellenismus, im Mittelalter die Renaissance.

Es ist sehr lehrreich, die großen Übereinstimmungen beider Zeiten zu vergleichen, auch wenn man die Verschiedenheiten eines hellenischen und eines italienischen, eines antiken und eines modernen Menschen festhält — die allerdings nicht absolute, sondern nur relative sind.

Hellenismus und Renaissance gewinnen an Klarheit und Schärfe ihrer kulturgeschichtlichen Umgrenzung, wenn man die verwandten Symptome, die ihre Zeit bewegen, in Parallele setzt — auch hinsichtlich ihres Naturgefühls.

Sie sind Epochen, in denen die Eiskruste, welche bisher über dem Denken und Empfinden der Menschheit lag, wie unter dem belebenden Hauche eines Frühjahrswindes sich löst; wohl ist die Weltanschauung, welche fortan zu herrschen beginnt, keine absolut neue; das Wachstum der Völkerkultur ist immer ein orga-

nisches; sondern das Neue besteht wesentlich in einer Verquickung und Steigerung verschiedenster schon vorhandener Momente, verbunden mit neu hinzuströmenden, naturgemäß an das Alte sich anschließenden.

Das ionisch-dorische Griechentum weitete sich zur Zeit Alexanders des Großen zu einem hellenisch-asiatischen Reiche aus, und die Schranken des germanisch-romanischen Mittelalters fielen zur Zeit der Kreuzzüge und der Entdeckungen. Hellenismus und Renaissance vermitteln den Übergang vom Antiken und von Mittelalterlichen zum spezifisch Modernen; die römische Kaiserzeit ward die Erbin des Hellenismus, die Reformationszeit die Erbin der Renaissance. Beide wurzeln in der Vergangenheit und treiben Schösse und Keime, deren Blüten die Zukunft zeitigen sollte. Im Hellenismus verschmilzt Orientalisches mit nationalem Griechentum, in der Renaissance ruft der mit germanischen Elementen versetzte italische Volksgeist die Wiedererweckung des Altertums und durch diese Mischung eine neue Kultur hervor. „Außerhalb Italiens", sagt Burckhardt[1] bei Darlegung der wichtigsten Umwandlungsfaktoren, „handelt es sich um eine gelehrte, reflektierte Benutzung einzelner Elemente der Antike, in Italien um eine gelehrte und zugleich populäre sachliche Parteinahme für das Altertum überhaupt, weil dasselbe die Erinnerung an die eigene alte Größe ist. Die leichte Verständlichkeit des Lateinischen, die Menge der noch vorhandenen Erinnerungen und Denkmäler befördert diese Entwickelung gewaltig. Aus ihr und aus der Gegenwirkung des inzwischen doch anders gewordenen Volksgeistes der germanisch-lombardischen Staatseinrichtungen, des allgemein europäischen Rittertums, der übrigen Kultureinflüsse aus dem Norden und der Religion und Kirche erwächst dann das neue Ganze: der modern italische Geist, welchem es bestimmt war, für den ganzen Occident maßgebendes Vorbild zu werden." — Kommen wir von den national-griechischen Werken der Künstler

[1] Die Kultur der Renaissance in Italien, dritte Auflage, von L. Geiger, Leipzig 1877, S. 221.

und Dichter, von Homer und Sophokles und Phidias zu den Alexandrinern Theokritos und Kallimachos und zu den pergamenischen Darstellungen, so ist der Sprung ein ebenso bedeutender, als wenn wir uns vom Nibelungenliede und den Minnesängern zu Dante und Petrarka wenden. In beiden Fällen fühlt man sich wie in eine neue Welt versetzt, in der alles und jedes den Stempel der Umwandlung trägt, in eine neue Welt der Anschauungs- und Empfindungsweise, in politisch-socialer wie in künstlerischer Hinsicht. Entwerfen wir uns ein Bild der wichtigsten kulturhistorischen Momente des Hellenismus z. B. nach den trefflichen Untersuchungen von Helbig,[1] so ist es erstaunlich, wie fast jede einzelne Erscheinung wiederkehrt zur Zeit der Renaissance, die uns Burckhardt so meisterlich geschildert hat.

Die Entdeckung des Individuums, der Individualismus, ist das tiefgreifendste Kennzeichen beider Epochen. Im Hellenismus fallen die Schranken des Stammes und des Standes — und was ist die befreiende That der Renaissance? Der Schleier, der die mittelalterliche Welt im Glauben, Fühlen und Denken verhüllte, sinkt herab, jenes feine Gewebe, gesponnen aus mystischem Glauben und Wahn, löst sich auf; das Ich fühlt sich als selbständige, in sich berechtigte Erscheinung gegenüber dem Allgemeinen, gegenüber dem Staat, der Kirche, dem Volk und der Korporation, jenen Elementen, in denen das Einzelwesen im Mittelalter völlig, ohne Rest aufging.

Im Hellenismus entwickeln sich monarchische Staaten; doch nicht mehr einem Ganzen dienen alle, sondern die einzelnen Individuen fangen an, bestimmt durch innere oder äußere Interessen einzelne Kräfte in einseitiger und konzentrierterer Weise auszubilden; anstatt der früher vorwiegend politischen Interessen führen

---

[1] Untersuchungen über die kampanische Wandmalerei, Leipzig 1873, besonders Cap. XVII die äußeren Bedingungen der hellenischen Kunst, XVIII die Gesellschaft, XIX das Interessse für die Wirklichkeit, XX die Auffassung der Mythen, XXI die Sentimentalität, XXII der Sinnenreiz, XXIII das Naturgefühl.

jetzt die privaten Interessen, der private Beruf die Individuen zusammen; selbst der physiognomische Charakter des damaligen Geschlechts trägt dies individuelle Gepräge. „Während die Porträts der vorhergehenden Epoche eine gewisse Übereinstimmung des Ausdrucks verraten, bieten die Porträts seit der Zeit Alexanders des Großen eine Fülle der individuellsten Erscheinungen dar. Zeitgenössische Typen von solcher Verschiedenheit, wie sie der schwungvolle Kopf Alexanders des Großen mit seinem Ausdrucke stürmischer Thatkraft, die durchgearbeitete Gelehrtenphysiognomie des Aristoteles und das Gesicht des Menander mit dem ihm eigentümlichen Zuge ironischer Beobachtung darbieten, sucht man in der vorhergehenden Epoche vergeblich."[1] Und bei Burckhardt lesen wir[2]: „Mit Ausgang des 13. Jahrhunderts beginnt Italien von Persönlichkeiten zu wimmeln; der Bann, welcher auf dem Individualismus gelegen, ist so völlig gebrochen, schrankenlos spezialisieren sich tausend einzelne Gesichter; die Gewaltherrschaft entwickelt im höchsten Grade die Individualität des Tyrannen, des Kondottiere selbst, sodann diejenige des von ihm protegierten, aber auch rücksichtslos ausgenützten Talentes, des Geheimschreibers, Beamten, Dichters, Gesellschafters."

Die politische Indifferenz erzeugt besonders bei den Verbannten ein hochgradiges Kosmopolitentum. „Meine Heimat ist die Welt" sagt Dante; „nur wer alles gelernt hat, ist draußen nirgends ein Fremdling, auch seines Vermögens beraubt, ohne Freunde, ist er doch der Bürger jeder Stadt und kann furchtlos die Wandlungen des Geschickes verachten" sagt Ghiberti.

Wie im Hellenismus bekundet sich in der Renaissance in künstlerischer und wissenschaftlicher Hinsicht das Bestreben, die Dinge in ihrer Realität zu erfassen; man wendet sich mit Fleiß in den Künsten zu den Details; zugleich beruht der Naturalismus speziell des Nackten in der Kunst auf dem sinnlichen Raffinement der Galanterie und Erotik; die Sinnlichkeit blüht und glüht in

[1] Helbig a. a. O. S. 186. [2] a. a. O. S. 162.

der hellenistischen Kunst nicht minder als in der Zeit Boccaccio's. Doch vor allem ist das absichtliche Schwelgen in der Empfindung, die Sentimentalität, eine charakteristische Eigentümlichkeit der hellenistischen Epoche; unglückliche Liebe ist das immer wieder variierte Thema der Dichter, und ein Zug der Schwermut, der Melancholie liegt auf mancher Physiognomie aus jener Zeit. Und was giebt Petrarca immer wieder die Leier in die Hand? Seine Empfindsamkeit, sein schwermütiges Schwelgen im Schmerz.

Die Anschauung fremder Länder hatte in Griechenland einen Aufschwung der Naturwissenschaften, besonders der Geographie, Astronomie, Zoologie und Botanik herbeigeführt; dem Streben nach Universalität, welches dem Individualismus der Renaissance ebenso eigen ist wie die ehrgeizigste Ruhmsucht, kam die Erweiterung des physischen und geistigen Horizontes durch die Kreuzzüge und sodann durch die Entdeckungen zu Hilfe; Dante ist nicht bloß der größte Dichter seiner Zeit, er ist auch Astronom; Petrarca ist Geograph und Kartograph, und Ende des 15. Jahrhunderts stand Italien mit Paolo Toscanelli, Luca Baccioli und Lionardo da Vinci in Mathematik und Naturwissenschaft ohne allen Vergleich als das erste Volk Europas da. Die weite Verbreitung des naturwissenschaftlichen Interesses beruht zum Teil auch auf dem früh geäußerten Sammlersinn, der vergleichenden Betrachtung der Pflanzen und Tiere; Italien rühmt sich der frühesten botanischen Gärten, und ungleich wichtiger ist es, daß Fürsten und reiche Privatleute bei der Anlage ihrer Lustgärten von selbst auf das Sammeln möglichst vieler verschiedener Pflanzen und Spezies und Varietäten derselben gerieten.[1]

Leon Battista Alberti, der ein reiches theoretisches Wissen mit technischen und künstlerischen Fertigkeiten aller Art vereinigte, bekundet ein fast nervös zu nennendes, höchst sympathisches Mitleben mit allen Dingen. Beim Anblick prächtiger Bäume und reicher Erntefelder mußte er weinen; mehr als einmal, wenn er

[1] Burckhardt II, 10.

krank war, hat ihn der Anblick einer schönen Gegend gesund gemacht. Einen schönen Weg definiert er dahin, er müsse „bald Meer, bald Gebirge, bald fließenden See oder Quelle, bald trockene Felsen oder Ebene, bald Wald und Thal darbieten.“[1] Er liebt also die Abwechslung; immerhin aber ist es bezeichnend, daß er Gebirge und Felsen im Kontrast zur Ebene — schön findet!

Zur Zeit des Hellenismus wird die sonst nur von Macedoniern geübte Jagdliebhaberei ein Sport, dem die Großen mit dem Pompe asiatischer Könige huldigen in den *παράδεισοι*. Die Schriftsteller entlehnen mit Vorliebe ihre Vergleiche der Jagd — und welche sind bei Petrarca zahlreicher als diese? Die Tiere gelten in der Renaissance vielfach als Symbole für das Gedeihen der Städte, werden abergläubisch gehegt, wie die Löwen in Florenz. —

Genug, das Aufblühen der Naturwissenschaften, das gesteigerte Interesse an der Wirklichkeit und die Empfindsamkeit erzeugten im Hellenismus und ebenso in der Renaissance eine sentimentale Naturanschauung; die Entdeckung der landschaftlichen Schönheit als eines Mittels reinsten, unvermischten Genusses fällt dem Hellenismus im Altertum wie der Renaissance im Mittelalter zu, ja diese bietet die Weiterführung und Steigerung des hellenistischen Naturgefühls. Burckhardt hat übersehen, daß auch schon zur Zeit des Hellenismus die landschaftliche Schönheit um ihrer selbst willen gesucht und geschildert wurde; aber mit vollem Recht sagt er[2]: „Die Italiener sind die frühesten unter den Modernen, welche die Gestalt der Landschaft als etwas mehr oder weniger Schönes wahrgenommen und genossen haben . . ., auf der Höhe des Mittelalters um das Jahr 1200 existiert ein völlig naiver Genuß der äußeren Welt und giebt sich lebendig zu erkennen bei den Minnedichtern der verschiedenen Nationen;

---

[1] Burckhardt a. a. O. I, p. 198 fin. Anm., de re aedificatoria l. VIII, c. 1: si modo mare, modo montes, modo lacum fluentem fontesve, modo aridam rupem aut planitiem, modo nemus vallemque exhibebit.

[2] Vergl. Burckhardt a. a. O. I, S. 222, dagegen S. 323 Anm.

dieselben verraten das stärkste Mitleben in den einfachsten Erscheinungen, als da sind der Frühling und seine Blumen, die grüne Heide und der Wald. Aber es ist lauter Vordergrund ohne Ferne.“ Erkannten wir auch Spuren sympathetischen Naturempfindens bei den Minnesängern, wurde auch mit vollem Bewußtsein das Lob der Natur und ihrer einzelnen allerdings sehr stereotypen Erscheinungen gesungen, das Individuelle der Landschaft, das Charakteristische in Formen und Farben, in der Beleuchtung u. s. w. wird mit keiner Silbe angedeutet.

Selbst die Carmina Burana führen nicht viel über die Minnesänger in dieser Hinsicht hinaus, doch verdienen sie wohl, etwas näher beleuchtet zu werden.

Sie gehören wahrscheinlich noch dem 12. Jahrhundert an; und sind diese lateinischen Poesien fahrender Kleriker auch gemeinsames europäisches Produkt, so werden die besten Stücke wohl kaum einem Italiener, sondern einem Franzosen zuzuschreiben sein. Die lateinische Dichtung lebt in ihnen wieder auf, in einer Frische, wie sie in der karolingischen Renaissance nicht erreicht wurde, in der Form mittelalterlich, aber von einer sprühenden Lebenslust und Sinnlichkeit, wie sie wohl kaum ein Nordländer jener Zeit besaß; ja die Genußfreude und Weltlust artet nicht selten in Frivolität aus; aber der frische Hauch, der sie durchweht, verrät das Kommen jenes Völkerfrühlings, jenes Wiedererwachens nach dem schweren mittelalterlichen Wintertraum; welch ein Abstand der Naturanschauung, wie wir sie in der ersten Blütezeit des Mönchswesens fanden, und derjenigen, welche in den farbenprächtigen Schilderungen dieser Lieder sich kundgiebt! Denn mochte auch das Auge, das an das Dämmerlicht der Kirchen und an die kahlen Wände der Klosterzellen gewöhnt war, doppelt empfänglich sein für das heitere Blau des Himmels und das lachende Leben in Feld und Wald, der stete Kampf mit der Sinnlichkeit mußte die Mönche befangen machen; sie mußten in der Natur mehr die Gefahr der Verlockung als die herrlichen und zur Bewunderung und Freude geschaffenen Werke Gottes

sehen; „sie durchwanderten die Natur in scheuer Besorgnis, und die geängstete Phantasie malte ihnen Schreckgestalten oder wunderbare Befreiungen vor.“[1] Und sahen wir auch, wie in der karolingischen Zeit das idyllische Behagen an den kleinen schlichten Reizen des Naturlebens, besonders im Klostergarten, sich kundgab, diese höchst weltlichen Lieder der vagantes clerici zeigen, daß für sie die Natur „längst entsündigt und von jeder dämonischen Einwirkung befreit“ ist, ja vielmehr — bevölkert mit den anmutigen Gestalten der alten Mythendichtung und geschaffen zu Lust und Frommen des Menschen, im weitesten und naivesten Sinne des Wortes. Wenngleich auch hier die Frühlingslieder den größten Raum einnehmen, so sind die Schilderungen in mancher Hinsicht wechselreicher und bunter als bei den Minnesängern. Alle atmen aber immer Lebens- und Naturfreude.

Da freut sich der Dichter[2]: „Nun beginnt der Frühling; mit Frühlingsblumen mannigfach kleidet sich die Erde; zur Freude regt an das Herz das Konzert der Vögel . ., es ist die Zeit der Fröhlichkeit.“[3] Die Lieder 98—118 jubeln immer wieder darüber, daß der starre Winter dahin ist, daß die Blumengöttin ihren Schoß öffnet, den der kalte Frost verschlossen hatte, daß mit süßem Rauschen der Favonius den Frühling gebracht hat, der Hain sich mit Laub kleidet, die Nachtigall wieder singt, die Wiesen in mannigfachen Farben wieder prangen: „Süß ist es zu wandeln durch die waldige Landschaft, süßer ist es Lilien und Rosen zu pflücken, aber — am süßesten ist es, mit einem holden Mädchen zu kosen.“[4]

---

[1] Vergl. Schnaase, Geschichte der bildenden Künste, 4. Band, 1850, S. 70 ff.

[2] Carmina Burana, Gedichte einer Handschrift des XIII. Jahrhunderts aus Benedictbeuren, Bibliothek des litterarischen Vereins zu Stuttgart, 1847, Bd. XVI, S. 117, nr. 33.

[3] Iam ver oritur, Veris flore variata Tellus redimitur. Excitat in gaudium Cor concentus avium Voce relativa . . Tempus est laetitiae.

[4] Flora iam pandit gremium vernali lenitate, quod gelu triste clauserat brumali feritate; dulce venit strepitu favonius cum vere, . . . fronde nemus induitur; Iam canit philomena, cum variis coloribus iam prata sunt amoena

Ein anderes legt ein ähnliches Bekenntnis ab — denn Liebe und Natur sind die beiden bestgestimmten Saiten auf der Leier dieser Vaganten —: „Unter dem anmutigen Laubdach zu ruhen, wenn die Nachtigall klagend flötet, ist lieblich, lieblicher noch ist, zu tändeln auf dem Rasen mit einer schönen Jungfrau . . . o welchen wechselvollen Schwankungen ist das Herz des Liebenden unterworfen! Gleich dem schwanken Kahn auf den Wellen, der des Ankers entbehrt, wogt es zwischen Furcht und Hoffnung hin und her."[1] Das liebe Mädchen wird mit dem Schönsten in der Natur geschmückt und verglichen; die Augen leuchten wie Sterne, die weiße Farbe wetteifert mit Lilien und Schnee, der Mund mit Rosen, ein Kuß verscheucht die Wolke aller Sorgen; in der blumentragenden Zeit des Sommers unter schattigem Baum zu sitzen, während die Vögel im Haine singen, und die Beredtsamkeit seiner „Thisbe" zu genießen und von dem holdesten Verkehr der Liebe zu plaudern, sodaß auf der zweifelnden Wage des Herzens leichte, lose Liebe und Keuschheit hinundherschwanken, oder dem willigen Mädchen, der Blume unter den Blumen, der Rose der Rosen, dem Stern der Sterne für Liebesgunst zu danken — das ist dem Dichter erwünscht und das am liebsten variierte Thema.[2]

---

spatiari dulce est per loca nemorosa; dulcius est carpere iam lilium cum rosa, dulcissimum est ludere cum virgine formosa, vergl. nr. 44, 49: Laetabundus rediit Avium concentus, Ver iocundum prodiit . . Novo flore faciem Flora renovatur. Risu Iovis pellitur Torpor hiemalis.

[1] Nr. 6: Fronde sub arboris amoena, Dum querens canit philomena, Suave est quiescere, Suavius ludere in gramine Cum virgine speciosa . . . O in quantis Animus amantis Variatur vacillantis! Ut vaga ratis per aequora, Dum caret anchora, fluctuat inter spem metumque Dubia sic Veneris militia. — Derselbe Dichter hebt an mit sybaritischer Wollust: Dum Dianae vitrea Sero lampas oritur Et a fratris rosea Luce dum succenditur, Dulcis aura Zephyri, Spirant omnes aetheri, Nubes tollit, Sic emollit Vi chordarum pectora Et inmutat Cor, quod nutat, Ad amoris pignora. Laetum iubar hesperi Gratiorem Dat humorem Roris soporiferi Mortalium generi.

[2] 41: Sic beati spes alitur, Flagrans oris tenelli, Dum acclinat basium Scindit nubem omnium curarum etc. 43: Florigero tempore Sub umbrosa residens arbore, Avibus canentibus in nemore, . . meae „Thisbes" adoptato Fruebar eloquio, Colloquens de Veneris Blandissimo commercio . . in trutina mentis dubia Fluctuant contraria Lascivus amor et pudicitia

Am anmutigsten ist die Dichtung von „Phyllis und Flora“. Da heißt es: „In dem blütenreichen Teile des Jahres, wo der Himmel rein ist und der Erde Schoß sich mit bunten Farben malt, da verließ der Schlaf die Augen von Phyllis und Flora, als der Bote der Morgenröte die Sterne vertrieben hatte; beide Mädchen glichen von Angesicht dem Morgenlichte . . gelinde rauschte der Wind, und da war ein herrlicher Platz mit grünem Rasen, und im Rasen selbst floß ein Bach, lebendig und ausgelassen mit geschwätzigem Rauschen; damit aber den Mädchen der Sonne Glut weniger schade, stand neben dem Bächlein eine stattliche Pinie, geschmückt mit Laub, weit die Äste ausstreckend, und nicht konnte von außen die Glut eindringen; dort lagerten sich die Jungfrauen, und das Gras bot ihnen den Sitz.“ Hernach „beschließen sie zu dem Hain des Amor zu gehen; beim Eingang desselben murmelt ein Gewässer, der Wind trägt von dort den Duft von Myrrhen und Balsam herüber, man hört hundert Pauken und Cithern; alle Stimmen von Vögeln tönen dort: die Stimme der Amsel läßt sich süß und lieblich hören, die schwatzhafte Lerche, die Turteltaube und die Nachtigall u. s. w. Unsterblich würde der Mensch, der dort bliebe; jeder Baum freut sich seines Obstes, die Wege duften wie Myrrhe, Zimmt und Amomum (Balsam); man konnte den Herrn aus seinem Heim erschließen.“[1] Gewiß vermißt man auch hier noch die eigentliche Landschaft, aber wie prächtig

50: Vidi floram floridam, Vidi florum florem, Vidi rosam madii, Cunctis pulchriorem Vidi stellam splendidam Cunctis clariorem, Per quam ego degeram semper in amorem.

[1] Nr. 65, De Phyllide et Flora: Anni parte florida, celo puriore, picto terrae gremio vario colore, dum fugarat sidera nuntius Aurorae, liquit somnus oculos Phyllidis et Florae . . ambae virgines . . respondent facie luci matutinae. 6: Susurrabat modicum ventus tempestivus, locus erat viridi gramine festivus, et in ipso gramine defluebat rivus, vivus atque garrulo murmure lascivus. Ut puellis noceat calor solis minus, fuit iuxta rivulum spatiosa pinus, venustata foliis, late pendens sinus; nec intrare poterat calor peregrinus. Consedere virgines, herba sedem dedit . . 59: Ad Amoris destinant ire paradisum . . Ad ingressum nemoris murmurat fluentum, ventus inde redolet myrrham et pigmentum, audiuntur tympana cytharaeque centum. 63: Sonant omnes volucrum linguae voce plena; vox auditur merulae, dulcis

ist alles Einzelne ausgemalt, welche sinnliche Frische liegt auch über diesen Schilderungen! — Aber die tiefere Wirkung der Landschaft deutet sich zuerst bei Dante an; Dante und Petrarca spinnen die Fäden des Hellenismus weiter, und so treffen wir im weiteren Verlaufe der Renaissance ebenso wie in der hellenistischen Zeit, nur noch individueller und subjektiver, die Sentimentalität der Liebesleidenschaft im Bunde mit der idyllischen Naturfreude, das bewußte Aufsuchen der Einsamkeit und das Schwelgen in dem Frieden der Landschaft, auch dort dann Schwermut und Wehmut, Ruinen- und Gräberpoesie. Zugleich aber schwärmte man für Ruinen aus alter Zeit, diese stummen Zeugen der Vergangenheit; ja man setzte künstliche in die prächtigen Gartenanlagen hinein, um die elegische Stimmung zu steigern. Seit den Tagen des Hellenismus hatte niemand Berge bestiegen der schönen Aussicht wegen — Dante ist der erste unter den Modernen. — In der divina commedia schildert der Himmel und Erde, Hölle und Paradies durchirrende Dichter nur selten die reale Natur, höchstens in Gleichnissen. Doch unnachahmlich malt er, wie Humboldt sagt, am Ende des ersten Gesanges des Purgatorio den Morgenduft und das zitternde Licht des sanft bewegten fernen Meeresspiegels, v. 115:

Schon jagt Aurora's lichter Rosenschimmer
Die Frühe vor sich hin, und weit gedehnt
Sah ich das Meer in zitterndem Geflimmer.[1]

Grandios ist die Schilderung des Wolkenbruchs und des Anschwellens der Flüsse im fünften Gesange (109: Zu Fluten wurde nun die schwarze Luft, Zum Strombett rann, was von den Regengüssen der Grund nicht trank, hervor aus Thal und Kluft); voll poetischen und individuellen Reizes ist die des irdischen Paradieses (Purg. XXVIII):

---

et amoena, corydalus garrulus, turtur, philomena; 66: immortalis fieret ibi manens homo; arbor ibi quaelibet suo gaudet pomo; viae myrrha, cinnamo fragrant et amomo — coniectari poterat dominus ex domo.

[1] L'alba vinceva l'ora mattutina. Che fuggia innanzi, si che di lontano Conobli il tremolar della marina.

Begierig, schon in den geweihten Schatten
Des dichten grünen Hains umherzuspähn,
Die sanft gedämpft den Glanz des Morgens hatten . .
Naht' langsam ich den Laubgewinden
Und fühlte mich von Wohlgeruch umweht.
Von einem Lufthauch, einem steten, linden
War leiser Zug an meiner Stirn erregt,
Nicht schärfer als von leisen Frühlingswinden.
Er zwang das Laub, zum Zittern leicht bewegt,
Sich ganz nach jener Seite hinzuneigen,
Wohin der Berg den ersten Schatten schlägt.
Doch nicht so heftig wühlt er in den Zweigen,
Daß es die Vögel hindert, im Gesang
Aus grünen Höhlen alle ihre Kunst zu zeigen.
Nein, wie der Lüfte Hauch ins Dickicht drang,
Frohlockten sie ihr Morgenlied entgegen,
Wozu begleitend Laubgeflüster klang,
Wie Zweig' um Zweige flüsternd sich bewegen
Im hohen Fichtenwald an Chiassi's Strand,
Wenn frei sich des Sirocco's Schwingen regen.
. . Da sich die Bahn durch einen Bach verschlossen,
Des kleine Wellen nach der Linken leicht
Die Gräser bogen, die dem Bord entsprossen,
Das reinste Wasser, das die Erde reicht . . —

Und in der glühenden Beschreibung des himmlischen Paradieses singt er[1]:

Ich sah das Licht als einen Fluß von Strahlen
Glanz wogend zwischen zweien Ufern ziehn,
Und einen Wunderglanz sie beide malen
Und aus dem Strom lebend'ge Funken sprühn;
Und in die Blumen senkten sich die Funken
Gleichwie in goldne Fassung der Rubin.
Dann tauchten sie, wie von den Düften trunken,
Sich wieder in die Wunderfluten ein,
Und der erhob sich neu, wenn er versunken.

Kleine plastische Bilder voll lebenswahrer Treue sind die zahlreichen Gleichnisse, die er allen Sphären des Naturlebens entnimmt und die, wie die obigen Schilderungen, ein scharfes Auge und ein

[1] E vidi lume in forma di riviera Fulvido di fulgore intra duo rive,
Di pinte di mirabil primavera. Di tal fiumana usciam faville vive.
E d'ogni parte si mettean ne' fiori, Quasi rubin, cheoro circonscrive.
Poi, come inebriate dagli odori, Riprofundavan se nel miro gurge,
E s'una entrava, un' altra n'uscia fuori.

liebevolles Aufnehmen der Natureindrücke bekunden. Blumen und Vögel, Meer und Sturm, Himmel und Sterne werden als Gegenbilder verwandt. Im Inferno (V, 29) heißt es: „Der Ort brüllet, wie das Meer thut im Orkane, Wenn es geschlagen wird von Gegenwinden“. Oft vergleicht er das Dichten mit der Schifffahrt wie Purgat. I, 1: „Durch bessere Wasser hin zu fahren, ziehet Nun auf die Segel meines Geistes-Schiffleins, Das hinter sich so grauses Meer verlässet“, vgl. Paradis. II, 1, und Inf. VII, 13: „Gleichwie vom Winde die geblähten Segel Verwickelt fallen, wenn der Mast zerschellt ist: So fiel zur Erden das grause Untier“. Es begegnen uns Sternenhimmel und Sonne: Purg. II, 13: „Gleichwie ganz nahe vor der Frühe Durch dichte Nebel Mars in rot erschimmert, Tiefher im Westen über des Meeres Fläche“ . ., vgl. Purg. XVII, 52, XIX, 10; der Wald und die Blumen: Inf. IX, 67: „Der Schall kracht, . . nicht anders als von einem Sturmwind, Der ungestüm durch sich entgegne Gluten Den Wald zerpeitscht und sonder einen Aufhalt Gezweig zerspellt und abreißt und entführet“; II, 127: „Gleichwie die Blumen, von der nächtigen Kühle gesenket, sich wieder öffnen, von der Sonne Glut erhellet, und sich aufrichten von den Stielen, also erhub ich mich aus meiner matten Tugend“[1]; 112: „Gleichwie vom Herbste sich die Blätter lösen, Eins nach dem andern, bis der Ast am Ende Der Erd' all seine Kleider wieder hingiebt“ . .

Stare, Tauben, Frösche, Stier, Falke, Fische, Lerche, Krähen werden zu Vergleichen herangezogen[2]; besonders individuell ist derjenige von der zärtlichen Vogelmutter[3]:

---

[1] So Kopisch. Streckfuss übersetzt geschmackvoller:

Gleichwie die Blum' im ersten Sonnenlicht,
  Beim nächt'gen Reif gesunken und verschlossen,
Den Stiel erhebt und ihren Kelch entflicht;
  So hob die Kraft, erst schmachtend und verdrossen,
In meinem Herzen sich zu gutem Mut.

[2] Inferno V, 40, V, 82, IX, 76, XII, 22, XVII, 127, Parad. V, 100, XX, 73, XXI, 34.

[3] Parad. XXIII. 1.

Gleichwie der Vogel im geliebten Laube,
Wo er im Nest bei seinen süßen Kleinen
Geruhet in der Nacht, die alles birget,
Mit brennender Begier der Sonne harrend,
Starrend hinaus, daß lichte Dämm'rung komme,
Um Futter aufzusuchen, seine Kleinen zu ernähren,
Wobei die schweren Müh'n ihm lieblich dünken . .
So war empor gerichtet meine Herrin.

Auch Bienen, Delphine, Frösche, Schnee, Meteor, Sonnenstrahlen werden als Parallelen verwandt, meistenteils mit individueller Färbung, mit sinniger Detailmalerei.[1]

Doch den bedeutungsvollsten Schritt zum Modernen hin thut Petrarca, dessen Wichtigkeit für die Frage des Naturgefühls merkwürdigerweise sowohl Humboldt in seiner berühmten Skizze im 2. Bande des Kosmos und seinem Kommentator Schaller als auch Friedlaender entgangen ist. Namentlich wenn man vom Hellenismus sich zur Betrachtung Petrarca's wendet, muß es einem dünken, als ob nicht anderthalb Jahrtausende Hellenismus und Renaissance trennen, sondern als ob die im Hellenismus zuerst angeschlagenen Töne nunmehr erst zur deutlichen Melodie verbunden werden. Aus der Verquickung des italischen Volksgeistes des 13. Jahrhunderts mit der Antike entsteht das spezifisch Moderne. Auch das Naturgefühl hat seine Wiedergeburt und erfährt hinsichtlich der Auffassung des Landschaftlichen sowie in seiner Sentimentalität eine Weiterbildung. Viele hellenistische Motive, wie die römischen Dichter der Kaiserzeit sie übermittelten, finden wir bei Petrarca wieder — so reichen sich in ihm das Altertum und die neu erstehende Zeit die Hand —, aber zugleich ist seiner Eigenart ein Etwas beigemischt, das im Altertum erst leise anklingen konnte, erst im Entstehen begriffen war — es ist die moderne Subjektivität, der moderne Individualismus, der zum antiken sich verhält wie die voll erschlossene Blüte zur schlummernden Knospe. Petrarca ist einer der ersten, die wirk-

[1] Parad. XXXI, 7, Inferno XXII, 19, Purg. XXX, 85, Parad. XV, 13, XVII, 123.

lich den Namen eines modernen Menschen verdienen, — modern in seiner ganzen Empfindungs- und Denkweise, in seiner Sentimentalität, seiner Melancholie, modern darin, „daß er mehr als die meisten vor und nach ihm sich selbst zu erkennen und das Erkannte anderen darzustellen sucht“ (Geiger). Hettner sagt mit Recht einmal, als Motto für seine Kanzonen und Sonette könne jener (Goethe'sche?) Satz aus der Frankfurter Gelehrten-Zeitung von 1772 dienen: „Er hat sein Herz entdeckt.“ Er empfindet mit völlig klarem Bewußtsein, welch unselig selig Ding ein empfindsames Herz ist, er belauscht es in allen seinen Regungen, ja er hätschelt es wie ein krankes Kind. Wärme und Innigkeit der Empfindung paart sich bei ihm mit unerhörter, eitler Selbstüberschätzung, mit unwahrer Phrase, mit maßloser „Freigeisterei der Leidenschaft“. Er empfindet sehr wohl jene sentimentale Krankheit, die er acedia nennt, und möchte von ihr geheilt sein. — Dies Wort hat seine eigene Geschichte. Bezeichnet es bei den Griechen wie Apollonios[1] Sorglosigkeit, Nachlässigkeit und mit dem Genetiv *νόοιο* verbunden soviel wie *λύπη* Betrübnis nach der Erklärung des Scholiasten, so wird es im Mittelalter zur „Unlust am geistlichen Gut, soweit es eine göttliche Gabe ist“, zu jener Klosterkrankheit, die ein mönchischer Berichterstatter definiert als „eine aus Geistesverwirrung entstehende Traurigkeit oder Ekel und eine unmäßige Geistesbekümmernis, durch welche die geistliche Fröhlichkeit vernichtet und der Geist wie aus einem Verzweiflungsabgrunde in sich selbst gekehrt wird“; bei Dante bezeichnet es jenen Zustand: „trüb in dem süßen, sonnenheitern Luftkreis“, Unlust am Guten und Schönen. Vortrefflich definiert den modernen Begriff, den das Wort bei Petrarca annimmt, Geiger dahin, daß es weder geistliche Sünde noch weltliches Leiden ist[2], „sondern echt menschlich, gerade dem Tüchtigsten eigentümlich, der Kampf zwischen Wesen und Schein, die An-

[1] Argon. II, 219, III, 260, 298; vergl. Cic. ad Att. IV, 18, 3.

[2] Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland, Berlin 1882. (Oncken, Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen II, 8) S. 26.

strengung, die Öde der Alltäglichkeit durch philosophisches Denken auszufüllen, der unselige Zustand, die Verzweiflung, welche durch einen Vergleich der sicheren Ruhe der Meisten und der qualvollen Unruhe des eigenen Innern entsteht, das Bewußtsein, daß die Wirkungen des Strebens und Schaffens den Anstrengungen nicht entsprechen, die Erkenntnis, daß das Menschenleben ein ewiger unwürdiger und variierter Kreislauf, in welchem der Schlechte voraneilt und der Bessere zurückbleibt — Pessimismus, Melancholie, Weltschmerz — jenes qualvolle, jeder bestimmten Bezeichnung spottende und wegen seiner engen Verknüpfung mit der strebenden und irrenden Menschennatur unheilbare Gefühl — das Verlangen, die Menschen zu fördern und doch von ihnen entfernt zu sein, ernster Thätigkeit sich hinzugeben und doch der Beschaulichkeit sich zu widmen." Petrarca kennt auch jenes Gefühl, das Goethe mit „Wonne der Wehmut" bezeichnet — die dolendi voluptas. So bekennt er Kanzone IV, Str. 5:

Wohl manchem — seltsam! — mag es Lust gewähren,
Wie häufig sich erwiesen, Das sorgsam zu erkiesen,
Was Seufzer sammelt in gedrängtem Schwarme.
So freut's auch mich, wenn meine Thränen fließen,
Und drängt mich, zu begehren, Daß schwanger sei von Zähren
Mein Auge stets, sowie mein Herz von Harm.
So kann ich nur genesen, Wo reichlicher mir strömt des Leidens Quelle,[1]

und Son. 189: „Nur immer Weinen giebt mir Freud' und Frieden".[2] Weltschmerzliche Zerrissenheit vereinigt sich in charakteristischer Weise mit dieser Lust des Schmerzes, Kanzone XX, Str. 6:

O Welt, o Wahnes Leere! O Schicksal du, wohin wollt ihr mich ziehen? . .
Ich schöpfe Schmerzen nur aus Lieb' und Treue . .
Ja, wenn ich's recht erkannte,
Ist's ein Geschenk der Gnade, bald zu enden . .
Und doch, Kanzone, von der Stelle

---

[1] Ich folge Carl Foerster, Francesco Petrarca's italienische Gedichte übersetzt in 2 Teilen, Leipzig und Altenburg 1818—1819.

[2] Lagrimer sempre é'l mio sommo diletto.

Nicht wank' ich; Flucht und feiger Tod entadeln;
Ja selbst muß ich mich tadeln
Ob solcher Trauerweis', so freundlich munden
Mir Thränen, Schmerz und Wunden.
Sklaven der Liebe! all der Erde Reiche
Haben kein Gut, das meinem Wehe gleiche![1]

Und XXIV schließt:

Weh, nur die Klage hat auf Erden Weile.[2]

Mit diesem so modern gesteigerten Innenleben und vor allem mit dem ganz sentimentalen Liebesleben verquickt sich nun aufs innigste das intimste Mitleben mit der Natur. Seine Gedichte sind durchflochten von Bildern und Vergleichen. Bald ist die Liebe der Frühlingshauch, der das Eis seines Herzens löst, I, 2:

Schon war der Jugend Blütenzeit vergangen,
Ein starrer Frost war mir ins Herz gezogen;
Den Eingang sperrend jedem milden Triebe
Hielt er's mit einer Demantrind' umfangen . .
(Str. 6): Und nimmer so im Sonnenstrahl erweichte
Der Schnee, wie da zerrann mein ganzes Wesen[3]

Bald fühlt er sich wie ein Lorbeer, der frisch und stolz grünet, bald wie ein Hirsch, der von der Welt scheidet, irrend unstät von Wald zu Wald zu ziehen, bald wie eine Flamme, die ein Blitz entzündet.

Die Liebe ist ihm wie heitere Mittagsbläue in seiner Nächte Grauen (Kanz. IV), oder sie bricht wie leuchtend Himmelslicht in sein Herz, wie der junge Lenz, der die Blumen sprießen läßt, nachdem die Welt so lange im Winterkleid erstarrt war (IX).

Wie griechische und römische Dichter, spielt auch er mit Naturunmöglichkeiten, Son. XLIII:

Ach lau und schwarz wird eh' des Schneees Helle,
Flutlos das Meer, der Fisch auf Alpen hangen
Und Sonne sinken, wo hervorgegangen
Tigris und Phrat aus ein und selber Quelle,
Bevor ich Fried' und Waffenruh' (mit Amor) gefunden. —

[1] Servo d'Amor che queste rime leggi, Ben non h'al mondo, che'l mio mal pareggi. [2] Ahi null' altro che pianto al mondo dura.

[3] Ne giammai nere sotto al Sol disparre, Com'io sentii ne tutto venir meno . .

Um die zahllose Menge seiner Gedanken zu bezeichnen, bedient er sich derselben Vergleiche wie die alten Dichter, Sestine VII:

Nicht so viel Tiere bergen Meeresfluten,
Nicht sieht der Sterne überm Kreis des Mondes
So viele ja die heiterste der Nächte,
Nie wohnen so viel Vögel im Gebüsche,
Nie gab's so viel der Halm' an feuchter Stelle,
Als mir Gedanken kommen jeden Abend.

Doch die Liebe ist zu allen Zeiten die beste Interpretin der Natur, und zwar eine weit tiefere im Leid als im Glück.

So auch bei Petrarca. Zahllose Lieder klagen von Liebesleid. In den Tagen des seligen Genießens aber findet sich weit schwerer das den Bann lösende, das Unsagbare kündende Wort. In dem Auge der Geliebten spiegelt sich aller Reiz der Natur verschönert wieder, Son. 111:

Nie sah so freundlich ich die Sonne walten
Am Himmel, wenn die Nebel sich verzogen,
Nach Regenschauer nie des Himmels Bogen
So viele Farben in der Luft entfalten;
Wie ich in Flammen sah sich umgestalten
Das Auge, dem kein Ding auf Erden kann die Wage halten.[1]

Die Augen der Geliebten sind seine Sterne, Son. 126:

Aus schönem Himmel ruhig heiterer Brauen
Mein treues Sternenpaar so funkelnd sprühet,
Daß andres Licht nicht leitet noch durchglühet
Den, der sich hoher Liebe will vertrauen.
Welch Wunder, wenn sie in der Gräser Nicken
Wie eine Blume sitzt oder wenn leise
Den grünen Rasen drückt des Busens Weiße![2]

Die Blumen, auf denen sie ruht, die Luft, die ihre Wangen umfächelt, beneidet er, Son 128:

---

[1] Nè così bello il Sol giammai levarsi, Quando il ciel fosse più di nebbia scarco, Nè dopo pioggia vidi 'l celeste arco Per l'aere in color tanti variarsi . .

[2] Del bel seren delle tranquille ciglia Sfavillan sì le mie due stelle fide . . .

Glückselige Blumen ihr, die oftmalen
Madonna sinnend drückt, o lichte Sprossen,
Ihr Höh'n, wo sich ihr süßes Wort ergossen
Und schönen Fußes Spuren noch sich malen . .
Du Schattenwald, von Sonnenlicht durchflossen, . .
Wie neidet' ich so holde Nähe euch!

Wie die Nais bei Theokritos, zieht auch seine Geliebte die Natur in den Zauberbann ihrer Schönheit; schon von dem kleinen Kinde strömte neues Leben und Schönheit auf die umgebende Natur über, Kanz. XXV, Str. 6:

Kriechend und schwanken Schrittes schon ließ Reben
Sie grünen, Steine umweben
Mit frischer Klarheit, Wasser leuchten; Wiesen
Gab Glanz und Stolz mit Händchen sie und Füßen:
Mit Blumen rings die Flur ihr Auge schönte;
Ruhe gebot sie Wind und Stürmen allen
Mit ungefügem Lallen der Zunge, — die sich kaum der Milch entwöhnte(!).

Ähnlich Son. 131:

So oft ihr weißer Fuß durch frische Wiesen
Die süßen Schritte ehrbarlich beweget,
Scheint, was in Blumen sich und Gräsern reget,
Rings zu entströmen ihren Füßen.[1]

Ist sie fern von ihm, redet und giebt Zeugnis von ihr alles Weben und Leben in der Natur, Son. 142:

Ich höre sie, wenn Zweig' und Weste flüstern
Und Blätter, wenn der Vögel Klagen steigen
Und Wellen murmelnd ziehen durch die Matten.
Der Öde Schauer und einsames Schweigen
Gefielen so mir nie in Waldes Schatten;
Nur meine Sonne darf sich nicht verdüstern.[2]

Und wie Goethe singt:

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer Vom Meere strahlt,
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer In Quellen malt . .

---

[1] Come 'l candido pié per l'erba fresca I dolci passi onestamente move; Virtù, che'n torno i fiori apra e rinnove, Delle tenere piante sue per ch'esca.

[2] Parmi d'udirla udendo i rami, e l'orc; E le frondi, e gli augei lagnarsi, e l'acque Mormorando fuggir per l'erba verde. Raro un silenzo, un solitario D'ombrosa selva mai tanto mi pi acque Se non che del mio Sol troppo si perde, vergl. Son. 160 u. 182.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen Die Welle steigt,
Im stillen Haine geh' ich oft zu lauschen, Wenn alles schweigt . .,

so bekennt PETRARCA, in allen Jahreszeiten ihrer zu gedenken, der einzig Geliebten, Kanz. XV, 2:

Drum wenn die Erd' in jugendlicher Fülle
Von neuem sich mit frischem Grün bekleidet,
Seh' ich wie einst an ihm ich mich geweidet,
Das Mägdlein, nun zum holden Weib entfaltet.
Wenn sengend drauf empor die Sonne steiget,
Das heiße Jahr dann gleichet
Der Liebe Glut, so durch die Herzen waltet . .
Zur Zeit, wo bessre Sterne Kraft gewinnen,
Die Kält' entfliehet vor des Westes Hauche,
Wenn Blatt und Veilchen sich der Knosp' entrungen,
Hab' ich die Veilchen, Blätter nur im Auge,
Mit denen einst bei meines Kriegs Beginnen
Amor bewehrt mich so, wie jetzt, bezwungen,
Und jene Rinde, die so hold umrungen
Den süßen Leib, die kindlich zarten Glieder, . .
So denk' ich immer wieder der demutvollen Frauen,
Der Knospe, vor den Jahren aufgeblühet,
Von der mein Weh entstand, vor der es fliehet.
Seh' zarten Schnee ich fern auf Bergen leuchten
Im Mittagstrahl, dann, wie dem Sonnenlichte
Der Schnee, so muß der Lieb' ich unterliegen. . .
So oft durch heitre Lüft' ich sahe flammen
Nach nächt'gem Guß der Wandelsterne Schimmer,
Wann über Tau und Schollen Lichte flogen,
Hatt' ich vor mir des holden Auges Flimmer . .
Wenn weiße Rosen irgendwo mit roten
In goldenen Gefäßen bei einander stehen,
Mein' ich ihr lieblich Angesicht zu sehen —
Doch wenn des Westes Hauchen
Vorüber weiß' und gelbe Blüten führet,
Hab' ich den Ort vor Augen
Und jenen Tag, da flatternd ich erkannte
Die goldnen Locken und so schnell entbrannte . .
Als wollt' ich nennen all der Sterne Zahlen,
In klein Gefäß das Meer zusammenschichten,
So möcht' es sein, wollt ich auf enger Seite
Noch weiter so nach Herzenslust berichten,
Wie sie, der Frauen Blüte, in tausend Strahlen
Nach allen Seiten rings ihr Licht verbreite . .

Wer möchte trotz dieser Geschwätzigkeit, mit welcher er Vergleiche und Schilderungen aneinander reiht, das Moderne, das

Reflektierte verkennen? Doch am beredtesten, aber zugleich auch am innigsten wird er, als seines Lebens Sonne niedergegangen ist, als die holde Blüte geknickt ist. Für letzteres findet er immer wieder neue Bilder aus dem Naturleben in der Kanzone 24. Am Fenster stehend, sieht er in seiner grübelnden Phantasie wechselnde Gestalten auftauchen. Er sieht ein Wild von zwei Hunden zerrissen, ein Schiff von Stürmen zertrümmert werden, in einem Wäldchen den Blitz einen schlanken Lorbeerbaum fällen —

Im selben Busch floß eine klare Quelle
Aus einem Felsen, deren süße Fluten
Mit lieblichem Gemurmel vorwärts drangen;
An still versteckter dunkler Schattenstelle
Nicht Ackersmann noch Hirten jemals ruhten:
Nur Nymphen da und Musen friedlich sangen —
Da plötzlich klaffet eine Höhle und rafft dahin
So Quell als Ort — drum will mein Herz in Wehen
Und beim Gedanken schon in Schmerz zergehen;
Durch Wiesen zog ein Mägdlein, wunderhold,
Drauf sank von einer Schlang' am Fuß gestochen
Die Blume hin, gebrochen.

Spiegelte in den seligen Tagen des Besitzes die Natur sein Glück wieder, sodaß Innen- und Außenwelt harmonierten — „Als ich sie sah, es war der Lenz im Jahr und meinem Leben" —, so kontrastiert jetzt im Leid die lachende, klingende Frühlingswelt mit seiner traurigen Gemütsstimmung, Son. 268:

Der Zephyr kehrt, die schöne Zeit zu bringen
Und Gras und Blumen, seine süßen Kleinen;
Und Prokne schwatzt und Nachtigallen weinen;
In Weiß und Rot will sich der Lenz verjüngen.

Die Wiese lacht, in Lüften tönt ein Klingen:
Zeus freut der Tochter sich, der klaren, reinen;
Luft, Erd' und Flut der Liebe voll erscheinen,
Und Liebestriebe jedes Tier durchdringen —[1]

Doch mir ach! kehren Seufzer nur und Klagen —
Der Vöglein Singen und der Blumen Neigen

[1] Zefiro torna, e 'l bel tempo rimena, E i fiori e l'erba, sua dolce famiglia; E garrir Progne; e pianger Filomena; E primavera candida e vermiglia. Ridono i prati, e 'l ciel si rasserena; Giove s'allegra di mirar sua filia; L'aria e l'acqua e la terra è d'amor piena; Ogni animal d'amorsi riconsiglia.

Und schöner Frauen ehrbar hold Betragen
Wie Wüste mir und reißend Wild sich zeigen.

Die klagende Nachtigall scheint ihm in nächti er Stille sein eigenes Leid zu erzählen, Son. 269:

Die Nachtigall dort, die so zärtlich weinet,
Weil teurer Gatte oder Söhne fehlen,
Himmel und Flur in süßer Lust vereinet;
So sinnig klagend tönt's aus ihrer Kehlen —
Und, mich die ganze Nacht begleitend, scheinet
Sie mir mein hartes Schicksal zu erzählen . .

„Rings durch Thäler meine Seufzer tönen, die meines Lebens Ungemach erzählen“ klagt er in der ersten Kanzone, und VIII, Str. 3 ruft er:

O Hügel, Thäler, Wälder, Fluren, Bäche,
Die Zeugen meines Jammers ihr gewesen,
Wie oft habt ihr den Tod mich rufen hören!

und XIII, Schluß:

Hier, denk' ich, war ihr reizend Licht zu sehen!
Wenn Blum' und Halm' ich pflücke,
Scheint alles mir entsprossen
Dem Boden, wo sie einst gepflegt zu gehen,
Wo zwischen Fluß und Höhen
Sie einen Sitz im Grünen,
Mit Blumen frisch umbreitet,
Zuweilen sich bereitet.

Die Tote umschwebt ihn stets, Son. 237:

Wenn Vöglein klagen und in grünen Zweigen
Mit lindem Säuseln Sommerlüftchen beben,
Wenn dumpfen Murmelns leichte Wellen steigen
Und um beblümte, frische Ufer weben,

Sitz' ich und schreib' in Liebe hingegeben,
Und die der Himmel uns geruht zu zeigen
Und Erde barg, seh' ich dann noch am Leben
So fernher meinen Seufzern hold sich neigen:

„Warum ach! vor der Zeit sich so verbluten?“
Spricht sie voll Mitleids.

Aber auch die Natur mahnt ihn dann wieder, sich seinem Schmerze nicht zu sehr hinzugeben, Son. 238:

Von Liebe spricht zu mir, was ich da sehe,
Quell, Luft, Zweig, Vogel, Fisch und Gras und Blumen,
Allbittend, daß ich liebe noch wie ehe.[1]

Doch sonnenlos scheint ihm die Welt, nun, da die Geliebte geschieden, Son. 293:

Du ließest ohne Sonne, Tod, die Erde . .
Wohl sollten Luft und Meer und Erde klagen.

So empfindet der Dichter Glück und Leid wie ein moderner Mensch, und in allen seinen Gemütsregungen, mag er jubeln vor Glück oder weinen in seinem Schmerz, zieht er die Natur in den Kreis seiner Gedanken, findet in ihr ein harmonisches oder kontrastierendes Gegenbild und beseelt sie mit seiner eigenen freudigen oder leidvollen Stimmung. Sie ist seine Freundin, die Balsam auf sein wundes Herz träufelt, der er sein Leid klagt — ja sie soll mit ihm weinen und klagen um die Verlorene, wie einst alles in ihr nur ein Ausdruck des Wesens, ein Ausfluß der Schönheit der Geliebten gewesen ist. —

Seit den Tagen des Hellenismus ist er der erste Mensch, der mit vollem Bewußtsein den Reiz der Einsamkeit, der stillen, unbelauschten, in Wald und Thal empfindet. So heißt es Son. 239:

Wie oft in süßer Einsamkeit mit Stöhnen,
Fliehend Welt und mich selbst . .,
Bad' ich das Gras und meine Brust in Thränen.[2]

Der Schiller'sche Gedanke:

Die Welt ist vollkommen überall
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual

findet sich schon bei Petrarca, Kanzone XVII:

Von Bild zu Bild, von Berg zu Berg enteile
An Amor's Hand ich; denn betretne Stelle
Gewährt mir keine Seligkeit hienieden.

[1] L'acque parlan d'amore e l'ora e i rami, E gli augelletti e i pesci e i fiori e l'erba Tutti insieme pregando ch'i! sempr'ami.

[2] Quante fiate al mio dolce ricetto Fuggendo altrui e s'esser puó me stesso Vo con gli occhj bugnando l'erba e 'l petto . .

Nur zwischen Höh'n, am Bach, in stiller Weile,
Im Schattenthal, an blumenreicher Quelle
Erringt die Seele sich den Frieden . .
Auf Bergeshöh'n, wo Wälder finster ranken,
Nur find' ich Ruh; feindlich meinem Herzen
Ist jede Wohnung . .
Wo sich der hohen Pinie Schatten dehnen,
Da ruh' ich, und gleich auf dem nächsten Steine
Entwerf' ihr schönes Bild ich in Gedanken.[1] —

Fernab vom Weltgetriebe denkt er dann der Geliebten mit Sehnsucht; bald möchte er am klaren Quell, auf grünen Matten träumen, daß sie ihm in Silberwölkchen unter Buchenzweigen so wunderschön erschiene, bald drängt es ihn hinauf — „Dann mess' ich mit dem Blick mein ganzes Wehe, Und allgemach in Thränen niedersteigen Die trüben Nebel, die mein Herz umhangen" — er mißt die Entfernung, die ihn von ihr trennt — „Dort jenseit jener Alpen, Kanzone, wo der Himmel heiter lächelt, Wirst du mich wiedersehn, am Silberbach, Wo unterm Blütendach Ein süßer Duft aus Lorbeerzweigen fächelt; Da weilt mein Herz und die es mir entwunden." — Wer gedächte nicht des Goethe'schen Liedes: „Kennst du das Land, Wo die Citronen blühn . . der Lorbeer hoch und still die Myrte steht? . . Dahin, dahin möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn." — Er sucht die menschenlose Einsamkeit, wie er Son. 27 sagt:

Einsam und sinnend zieh' ich durch die Lande,
Die ödesten, mit langsam trägem Schritte,
Und ringsum schweift zur Flucht mein Blick, wo Tritte
Der Menschen irgendwo zu seh'n im Sande,[2]

und Son. 220:

Stets sucht' ich Einsamkeit vor allen Dingen —
Die Ströme wissen's, Felder und Gebüsche.

---

[1] Di pensier in pensier di monte in monte
Mi guida Amor; ch'ogni segnato calle Provo contrario alla tranquilla vita. Se 'n solitaria piaggia rivo o fonte Se 'nfra duo poggi siedi ombrosa valle, Joi s'acqueta l'alma sbi gottita . . Per alti monti, e per selve aspre trovo Qualche riposo; ogni abitato loco E 'nemico mortal degli occhj miei . .

[2] Solo e pensoso i più deserti campi Vo misurando a passi tardi e lenti; E gli occhi porto per fuggire intenti Dove vestigio uman l'arena stampi.

Liebe zur Einsamkeit und Sinn für Naturschönheit bedingen oder steigern sich immer gegenseitig; bei Petrarca — wie auch bei Dante — kommt aber auch noch das wissenschaftliche Interesse für die Natur hinzu und die Anregung zu geistiger Arbeit, welche er durch die Natur erhält. „Der Naturgenuß ist für ihn der erwünschteste Begleiter jeder geistigen Beschäftigung; auf der Verflechtung beider beruht sein gelehrtes Anachoretenleben in Vaucluse und anderswo, seine periodische Flucht aus Zeit und Welt."[1] Er schrieb ein Buch de vita solitaria „über das Leben des Einsamen"; an dem ruhigen Flüßchen Sorgue, in dem romantischen Vaucluse genoß er die Einsamkeit und Schönheit der Umgebung in dem Maße, daß er sie aller Herrlichkeit der Welt vorzog. Ebendaher schreibt er: „O könntest du ahnen, mit welcher Lust ich frei und weltflüchtig, zwischen Wald und Bergen, Quellen und Flüssen und zwischen Büchern geistvoller Menschen atme."[2]

Wohl gelingt es ihm noch wenig, die Natur getrennt von seiner eigenen Stimmung zu schildern, wie am Ende des 6. Gesanges des Gedichtes Africa den Golf von Spezzia und Porto Venere; aber selbst die Berge sind, wie wir schon sahen, ihm in ihrer Öde schön; so nennt er die an der Riviera di Levante: „Hügel, ausgezeichnet durch angenehmste Wildheit und bewundernswerte Fruchtbarkeit."[3]

Die Schönheit der Landschaft von Reggio reizt ihn, wie er selbst sagt,[4] ein Gedicht fortzusetzen; er schildert mit hellen Farben den Sturm zu Neapel[5] 1343, das Erdbeben in Basel.[6] Und wie ebenfalls schon aus einer Kanzone uns entgegentrat, schwärmt er für die freie Fernsicht von hohen Bergen. Da löst

[1] Burckhardt a. a. O. S. 16.

[2] VII, 4 epist. famil. ed. Fracassetti vol. I, p. 367: Interea utinam scire posses, quanta cum voluptate solivagus ac liber, inter montes et nemora, inter fontes et flumina, inter libros et maximorum hominum ingenia respiro, vergl. p. 316 f., 334 f.

[3] Itinerar. syr. p. 577, Burckhardt II, 81 Anm.

[4] Loci specie percussus, Burckhardt I, 200.

[5] Epp. famil. I, p. 263 f.

[6] Epp. senil. X, 2 und de rem. utr. fort. II, 91.

sich ihm von der Seele der Alp, der ihn drückt; in der leichteren Luft wird es ihm freier und linder um die Brust. Er ist in dieser Hinsicht einer der ersten Vorgänger Rousseau's, zeigt aber diesen „romantischen" Sinn noch in charakteristischer Beschränkung. In einem für die Zeit und die Persönlichkeit des Schreibers äußerst interessanten Briefe schildert er dem Dionisio da Borgo San Sepolcro, den 26. April 1335, die Besteigung des Ventoux unweit Avignon, welche er 32 Jahre alt unternimmt und bei welcher er den reinsten Genuß empfindet, ohne daß seine Umgebung ihn begreift; als sie durch die Schwierigkeiten des Weges sich hinaufgearbeitet haben und die Wolken unter sich ziehen sehen, ist der Eindruck des Bildes auf ihn ein geradezu überwältigender. So lehrt uns dieser Brief zunächst, daß Petrarca gemäß seiner sonstigen Empfindungsweise, gemäß dem Sinne für Einsamkeit und Waldesstille, die letzte Konsequenz seines Naturgefühls gewinnt, wenn ihn nun auch die einsam in den Himmel aufragenden Berghäupter anlocken. Und voll und ganz empfindet er nicht nur den Reiz des Bergsteigens trotz aller seiner Schwierigkeiten — „der Tag war lang, die Luft schmeichelnd lind, die Seele frisch, der Körper stark und gewandt, alles das half uns beim Wandern, allein die Beschaffenheit des Terrains hinderte uns"[1] — sondern er genießt auch voll und ganz den Reiz der romantischen Aussicht: „Zu allererst stand ich staunend da, getroffen von dem ungewohnten Lufthauche und von der freien Aussicht überwältigt; ich schaue mich um: unter meinen Füßen schwebten die Wolken; schon weniger unglaublich wurden mir der Athos und der Olymp; ich wende meine Blicke nach der Seite Italiens; nahe schienen mir die schneebedeckten Häupter der Alpen, obgleich sie doch so fern sind . . die Bucht Massilia's, . . die Rhone selbst . . lagen vor unseren Augen."[2] Auch das ist durchaus modern, daß die

[1] Dies longa, blandus aer, animorum vigor, corporum robur ac dexteritas . . euntibus aderant, sola nobis obstabat natura loci.

[2] Primum omnium spiritu quodam aeris insolito et spectaculo liberiore permotus stupenti similis steti; respicio: nubes erant sub pedibus; iamque

weite Umschau über Berge und Lande und Fluß und Meer ihn zur Umschau über sein vergangenes Leben und seine eigene Innenwelt anreizt; vor seine Seele tritt seine ganze Jugend mit allen Thorheiten; er erinnert sich, daß es an demselben Tage zehn Jahre sind, seit er jung aus Bologna gezogen, und wendet sehnsüchtig den Blick nach Italien; er schlägt die Bekenntnisse des Augustinus auf, und sein Auge fällt auf die Stelle im zehnten Abschnitt: „Und da gehen die Menschen hin und bewundern hohe Berge und weite Meeresfluten und mächtig daherrauschende Ströme und den Ozean und den Lauf der Gestirne, vergessen sich aber selbst darob.“ Sein Bruder, dem er diese Worte vorliest, kann nicht begreifen, warum er hierauf das Buch schließt und schweigt. — Seine Empfindung ist plötzlich umgeschlagen!

Schon beim Beginn der Bergbesteigung ist er sich wohl bewußt, daß er etwas Ungewöhnliches, ja für seine Zeitgenossen (außer Dante) Unerhörtes unternimmt, und rechtfertigt sich mit der Erinnerung an Philipp V. von Macedonien und denkt, was an einem königlichen Greise nicht getadelt werde, sei auch bei einem jungen Manne aus dem Privatstande zu entschuldigen. Als er nun aber oben, völlig versunken in bewundernde Betrachtung, zufällig die auf ihn so zutreffende Augustin-Stelle aufschlägt, stutzt er und zürnt sich, daß er Irdisches so bewundere, und wendet den Blick in sein Inneres zurück,[1] woran sich dann eine theologische, nach dem Sinne des Adressaten, seines Beichtvaters, gefärbte Auseinandersetzung anschließt. Und somit eröffnet uns dieser Brief, mit seiner Mischung reinen, modernen Naturgenusses[2] und

---

mihi minus incredibiles facti sunt Athos et Olympus . . dirigo dehinc oculorum radios ad partes Italicas . . Alpes ipsae rigentes ac nivosae iuxta mihi visae sunt, cum tamen magno distent intervallo . . Massiliae fretum . . Rhodanus ipse sub oculis nostris erat . .

[1] Obstupui . . iratus mihimet, quod nunc etiam terrestria mirarer, qui iampridem discere debuissem nihil praeter animum esse mirabile, cui magno nihil est magnum.

[2] Du Bois-Reymond läßt diesem keine Gerechtigkeit widerfahren, verkennt überhaupt völlig das Naturgefühl Petrarca's, wenn er in seinem an originellen Gedanken, aber auch an summarischen, übertreibenden Urteilen

dogmatisch-asketischer Rückbesinnung, einen Blick in ein zwiespältiges Herz eines an der Wende zweier Zeiten stehenden Menschen; es reagiert gleichsam der mittelalterliche Geist wider die aufkeimende moderne Empfindung.

Jedenfalls ist diese Bergbesteigung die erste mit bewußtem Genuß ausgeführte, von der wir seit den Tagen des Hellenismus ausführlichere Kunde haben. Aus der Zeit vor Alexander wird uns nichts derartiges von einem Griechen berichtet, sondern bezeichnender Weise von einem Orientalen, dem Perserkönig Dareios, der auf seinem Zuge gegen die Scythen im Gebiete von Chalcedon einen mit dem Zeus Urios-Tempel geschmückten Berg bestieg und von hier aus die Aussicht über den Bosporos genoß. (Herod. IV, 85.) Im Jahre 181 v. Chr. bestieg Philipp V. von Macedonien den Haemus,[1] und APOLLONIOS RHODIOS schildert in anschaulicher Weise das Panorama, welches die Argonauten bei Besteigung des Dindymon überschauen, indem ihr Blick über Thracien, den Bosporus, das mysische Hügelland, den Lauf des Aisepos und die Nepeiaebene dahinschweift.[2] An anderer Stelle vergegenwärtigt er die Aussicht vom Gipfel des Olympos[3] — es sind „die ältesten landschaftlich aufgefaßten Schilderungen von Fernsichten, welche die erhaltene klassische Litteratur darbietet.“ Ihnen schließt sich die obige Petrarca's an.

---

reichen Vortrage „Kulturgeschichte und Naturwissenschaft“ (Deutsche Rundschau Bd. XIII S. 225), um die Stellung des mittelalterlichen Menschen zur Natur zn veranschaulichen, jenen Brief Petrarca's wiedergiebt und mit den Worten schließt: „Voll Scham und Reue, ohne ein Wort mehr über die Lippen zu bringen, steigt er vom Berge herab. Der Ärmste hat einen Augenblick seines Seelenheils uneingedenk dem unschuldigsten Genuß sich hingegeben, statt düster in sein Inneres sich zu versenken, hinaus in die lockende Sinnenwelt geschaut. So seelenkrank war damals die abendländische Menschheit, daß dies genügte, um einen gewissenhaften, fein fühlenden, nicht sehr kräftig denkenden Mann wie Petrarca in den schmerzlichsten Widerspruch mit sich selber zu versetzen.“ Auch dies zugegeben — obgleich es zu tragisch ausgemalt wird —, so war die Welt eben jetzt im Begriff, sich von dem auf ihr lastenden Banne zu lösen. Und gerade Petrarca giebt davon Zeugnis.

[1] LIV. XL, 22, HELBIG a. a. O. S. 279.

[2] Argon. I, 1103 f. [3] III, 164 ff.

Überhaupt werden wir nicht irre gehen, wenn wir zur Erklärung dieses sentimentalen und subjektiven, dieses halb idyllischen halb romantischen Naturgefühls, mit dem plötzlich, scheinbar unvermittelt ein Mensch auftritt, nicht bloß die charakteristische Eigenart des Petrarca, welche in der neu erstehenden Zeit wurzelt und wesentlich von dem aufkeimenden Individualismus genährt wird, sondern auch den Einfluß der römischen Litteratur, die Wiedergeburt der Antike in Rechnung ziehen: die Naturanschauung der Renaissance berührt sich aufs engste mit derjenigen der Kaiserzeit und somit auch des Hellenismus; und auf der Verquickung der spezifisch-italienischen Geistesrichtung mit der antiken Empfindungsweise beruht die Thatsache, daß die ersten modernen Menschen auf italischem Boden erstehen. In vielen Punkten lassen sich direkte Analogien bei Petrarca und den römischen Dichtern nachweisen — in ihrer Schule sind ihm die Augen geöffnet über die Wunder der Natur, dort hat er gelernt, Bild und Wort, Landschaftliches und Geistiges ineinander zu fügen.

Boccaccio führt uns nicht eben viel weiter; das Idyllische tritt uns in der Schilderung eines Hains im Ameto[1] und in der Fiammetta besonders entgegen, wo ein Lob des Landlebens[2] und eine Beschreibung der Frühlingsspiele der florentinischen Jugend

---

[1] Vergl. auch De genealogia Deor. XV, 11, wo er eine Anzahl landschaftlicher Einzelheiten, Bäume, Wiesen, Bäche, Herden, Hütten u. s. w. aufzählt und beifügt, diese Dinge „animum mulcent“, ihre Wirkung sei, „mentem in se colligere“, Burckhardt II, S. 80 Anm.

[2] Begeistert schreibt „de laude ruris“ auch Poggio. Er rühmt den Frieden und die Ruhe und den Naturgenuß auf dem Lande, fern von den hochgehenden Wogen des politischen Lebens, fern von der Unrast und Verderbtheit der Stadt. Opera 1513, p. 112, Poggii Florentini liber epistolarum: P. Fl. ornatissimo atque optimo suo Cosmo de Medicis S. P. D.: Si unquam mihi antea rei rusticae cura et vita exercitio dedita iocunda visa est et sua vis: nunc his paucis diebus, quibus in solo natali vixi procul a Curiae molestiis constitutus iucundissimam ac suavissimam iudicavi: dulcis ocii honesti negocii et modestae voluptatis plenam. Cognovi enim hoc vivendi genus, quod multi praeclari viri posthabitis rerum civilium fluctibus elegerunt quam maxime expetundum: cum in eo vitam quietam liberam honestam frugalitati coniunctam agere valeamus: ut non mirer Horatii ruris vivendi cum in urbe esset cupiditatem . . Nam ut omittam quas utilitates ex agricultura percipi-

sich findet; im Decamerone wird ein schönes Thal also geschildert[1]: „Nachdem sie eine kleine Weile gewandert waren, erreichten sie das Frauenthal. Der Eingang in dasselbe schlängelte sich auf der einen Seite durch eine enge Schlucht, welche ein klarer Bach durchrieselte. Das Thal bot einen entzückenden Anblick dar und atmete in der heißen Jahreszeit eine belebende Frische. Dem Anschein nach war es zwar ein bloßes Werk der Natur: doch bildete es ein so vollkommenes Rund, als ob es mit einem Zirkel abgemessen wäre. Umher erhoben sich sechs kleine Berge, und auf dem Gipfel eines jeden stand ein schöner Palast, in der Gestalt eines Ritterschlosses. Die der Mittagssonne zugewandte Seite der Terrassen war überall mit Weinstöcken, Ölbäumen, Mandeln, Kirschen, Feigen und anderen Obstbäumen bepflanzt. Die andere, den nördlichen Wegen entgegenliegende prangte mit Eichen, Buchen und anderen herrlich gewachsenen und frisch grünenden Waldbäumen. In dem Thale selbst standen überall Fichten, Tannen, Cypressen und Lorbeerbäume in so reizender Gruppierung und schöner Ordnung, als ob die Bäume nach der Anweisung des besten Landschaftsmalers gepflanzt worden wären, und so nahe bei einander, daß sie selbst am heißen Mittag nur wenige oder gar keine Sonnenstrahlen auf den Boden fallen ließen, welcher mit zartem Moose bedeckt und mit purpurfarbigen und anderen Blumen geschmückt war. Was noch zur Verschönerung des herrlichen Anblicks beitrug, war ein Staubbach, der zwischen zweien von den Bergen über Felsblöcke herabstürzte und durch das Rauschen seines Falles das Ohr ergötzte. Von ferne erschien er wie ein flüssiges Silber, das aus einem engen Behältnis in perlenden Tropfen hervorsprühte“ u. s. f.

Viel mehr als einen Ansatz von landschaftlicher Schilderung um ihrer selbst willen können wir in dieser phantasievollen

---

mus; ut non recenseam quaestus uberrimos quos largitur: quanta voluptas et quies ruris quanta curarum remissio quanta naturalis oblectatio quanta virtus in eius vitae ratione versatur!

[1] Übers. von Ortlepp, Stuttg. 1841, II, S. 243.

Beschreibung nicht finden. Auch in den lyrischen Gedichten Petrarca's bot sich bei seiner Freigeisterei der Leidenschaft, bei seiner übermächtigen Empfindüng des Liebesglückes und Liebesleides weniger Gelegenheit, in dieser Hinsicht es dem Hellenismus gleich zu thun. Doch auch diese Seite der Naturauffassung fand ihre Weiterbildung in der Renaissance. Der Erste, der die Schönheit der (italienischen) Landschaft — der wirklichen, nicht der in der Phantasie geborenen — nicht bloß mit wenigen Zeilen preist, sondern geradezu in ihren wunderbaren Reiz mit innigster Wonne sich versenkt, und nicht bloß sie seinen eigenen wechselnden Stimmungen gegenüberstellt, sondern — beschreibt, wie ein moderner Mensch, das ist Papst Pius II. Piccolomini (Enea Silvio). Er gehört zu den Männern der Weltgeschichte, welche die geistigen Bestrebungen und Empfindungen der Zeit in sich wie in einen Brennpunkt sammeln. Bei ihm steigert sich der Sinn für Naturschönheit zu einem Enthusiasmus, der sich bis auf das Geringste erstreckt und der in feinsinniger Darstellung einen Ausdruck findet, wie er bei keiner anderen Nation der Zeit begegnet.

Altertum und Natur sind seine Leidenschaft. Seine Kommentarien enthalten die schönsten Naturschilderungen, die vor Rousseau und Goethe geschrieben sind.[1]

Natur- und Heimatgefühl durchschlingen sich in seinem begeisterten Lobe der reizenden Hügelgelände um Siena herum. So schreibt er[2]: „Begonnen hatte die liebliche Frühlingszeit, und um Siena herum lachten alle Hügel, bekleidet mit Laub und

---

[1] Burckhardt hat zuerst auf diese Seite in dem Wesen des großen Mannes aufmerksam gemacht, a. a. O. S. 20 und S. 81 Anm.; mir ist nur die Ausgabe aus dem Jahre 1614, Frankfurt, zur Hand: Pii Secundi Pontificis Maximi commentarii rerum memorabilium.

[2] Coeperat vernum suave tempus, et circa Senas omnes ridebant colles vestiti frondibus ac floribus, et luxuriantes in agris assurgebant segetes: situs ipse Senensis agri maxime civitati vicinus, supra quam dici possit, amoenum habet aspectum, colles clementer elevati aut domesticis arboribus vitibusque consiti aut ad fruges arati iucundissimis imminent vallibus, in quibus vel sata virent vel prata, et rivi decurrunt perennis aquae . . Adsunt et frequentes

Blumen, und üppig erhoben sich auf den Äckern die Saaten; sogar die Lage des der Stadt zunächst gelegenen Landes gewährt einen schönen Anblick: sanft ansteigende, mit heimischen Bäumen und mit Wein bedeckte oder zum Korntragen umgepflügte Hügel ragen über den lieblichsten Thälern hervor, in welchen Saaten oder Wiesen grünen und unablässig Quellen rinnen; dort ziehen sich auch zahlreiche Waldungen hin, natürliche und künstlich angelegte, in welchen aufs süßeste die Vögel musicieren und sich kaum eine Anhöhe findet ohne ein prächtiges Landgut eines Städters. Frohen Sinnes durchschritt die Gegend der Pontifex."

Und immer wieder trieb es den alternden Papst hinaus aus den Mauern der Stadt, der Paläste und Kirchen, aus den Kreisen der Höflinge und Schmeichler in die freie Natur; immer wieder fand er neue Gründe zur Verlängerung seiner Villeggiaturen — trotz Murrens seiner Kurialen, die um schweres Geld in elender Herberge wohnen oder in kleinen Flecken und Klöstern weilen mußten, wo selbst für den Lebensunterhalt nur dürftig gesorgt war,[1] trotz Mäusegewimmels in zerfallenen Klöstern, trotz undichter Dächer, durch welche der Regen troff. Die mönchische Idylle in der Einsamkeit einer herrlichen Landschaft sagte seinem Herzen in einem Grade zu, der seiner Umgebung ein Rätsel war. Von seinem Sommeraufenthalt in Tibur berichtet er V, 138: „Zwischen der Villa und Tibur liegen die schönsten Wein- und Ölgärten, und zwischen den ersteren kann man Bäume jeder Gattung finden, besonders Granatbäume mit Früchten von außerordentlicher Größe und Schmackhaftigkeit. Allüberall um die Stadt herum ziehen sich die schönsten grünen Wälder, in welche der Pontifex oft hinausschritt mit seinen Kardinälen, um seinen Geist zu erfrischen, bald auf einer Rasenbank unter Olivenbäumen,

---

silvae seu natura seu arte paratae, in quis dulcissime modulantur aves, neque tumulus est, in quo cives suburbana praedia non magnifice aedificaverint. Per ea loca laetus transiit Pontifex . .

[1] Vergl. Voigt, Enea Silvio de' Piccolomini, als Papst Pius II., und sein Zeitalter, Dritter Band, Berlin 1863, S. 569.

bald auf grüner Wiese am Rande des Anio ruhend, um die durchsichtigen Wellen zu betrachten. Es giebt Wiesen in einem abseits gelegenen Thale, von vielen Quellen durchrieselt: dort ruhte Pius oft an den rauschenden Bächen, unter schattigen Bäumen . . er wohnte in Tibur bei den Minoriten auf einem Hügel, von dem er auf die Stadt und das gefällige Grün der Gärten hinabschauen konnte, und es gab nichts, was ihn so entzückte."[1]

„Am Ende des Sommers", erzählt er VI, 167, „hatte Pius seine Zimmer in einem Hause, hoch über dem Anio; der herrlichste Ausblick bot sich von dort dar, ebenso wie von einem nahen Berge jenseits des Flusses, der mit grünem Laubwald noch bedeckt war; rings am Rande des Stromes waren Wiesen oder Weingärten; dort, nicht weit von Vicovaro ließ der Papst auf der Straße sein Frühstück herrichten, an einer krystallhellen Quelle — denn es ist kaum glaublich, wie viele klare Bäche in den Anio sich ergießen, wie viele unermüdlich rinnende Wasser an beiden Ufern rauschen . . In süßem Gemurmel hüpft der Bach dahin, das Wasser ist krystallklar, durchsichtig bis auf den Grund, kalt und süß. An dieser Quelle frühstückte der Pontifex, frisches Wasser zum Trunke schöpfend, ebenso die Kardinäle . . die den Segen verlangende Menge wird gespeist . . und nicht ohne außerordentlichen Genuß verbrachte er einen großen Teil seiner Reise."[2] Im Mai 1462 zog er hinaus ins Bad von Viterbo; sein Herz berauscht sich an dem Frühlingszauber; mit vollen Zügen genießt

[1] Undique circa urbem aestivo tempore amoenissima vireta, in quae laxandi animi gratia Pontifex cum cardinalibus saepe exivit et modo in aliquo gramine sub olivis consedit, modo in viridi prato super Anienis labium, unde spectaret perlucidas aquas. Prata sunt in valle reducta, multis aquarum fontibus rigata . . Pius in his pratis et circa scaturientes fontes ac circa umbrosas arbores saepe quievit . . habitavit Tibure apud Minores loco edito, unde urbem licebat inspicere et in subiectam planiciem Anienis cursum et hortorum per placida vireta nec aliud erat quod oblectaret.

[2] Aestate iam peracta . . cubiculum ei in aedibus fuit, quae Anieni supereminent, ex quo gratissimus reddebatur aspectus et simul ex propinquo monte trans flumen adhuc viridi et frondoso nemore cooperto . . non sine ingenti voluptate magnam itineris partem peregit.

der greise Mann die Schönheit der sich verjüngenden, blühenden, singenden Lenznatur: „Der Weg nach Sorianum führte auf den anmutigsten Wegen dahin, der Ginster blühte in großer Menge, sodaß ein Teil des Feldes safranfarben erschien, während der andere, von mannigfachem Gebüsch und Kräutern bedeckt, bald purpurne, bald weiße oder tausend andere Farben dem Auge darbot. Es war im Maimonat, und alles grünte; dort lachten die Felder, hier der Wald, in dem die Vöglein lieblich musicierten. Der Pontifex bewohnte eine Burg; fast jeden Tag ging er beim ersten Morgengrauen auf die Felder hinaus, um die vor der Tageshitze so angenehme Morgenluft zu atmen und die grünenden Saaten und den blühenden Lein zu betrachten, welcher gerade damals die Farbe des Himmels nachahmend die Beschauer mit höchstem Entzücken erfüllte . . Er besuchte das Kloster San Martino; einst sangen Gläubige dort Gott ihre Loblieder; jetzt halten Krähen und Holztauben dort Wache, und bisweilen läßt der Uhu mit todbringendem Rufe seine Klagen ertönen; noch steht das herrliche Cenaculum, das Übrige ist zerfallen; die Lage ist äußerst anmutig; Kastanienwälder und Kornfelder und Weingärten ringsum; der Blick reicht über Siena hinaus bis zum Monte Amiata und Monte Argentaro.“ [1]

In der Ebene herrscht die Pest; der Anblick der Menschen, die ihm wie einem Gotte zuströmen, rührt ihn zu Thränen bei dem Gedanken, wie wenige von den Kindern der Hitze und der

[1] VIII, p. 206: Sorianum petiit per vias eo tempore amoenissimas, in quibus cum genestae ingens vis esset eaque florida crocea magna pars agri videbatur, pars virgultis aliis aut herbis tecta diversis modo purpureos modo candidos, sive alios mille colores obiecit oculis. Virebant omnia Maio mense et tum agri tum silvae ridebant, in quis aves dulce modulabantur . . Primo diluculo egrediebatur in agros, pergratam, priusquam incalesceret, capturus auram ac virentes spectaturus segetes et florentia lina, quae tum caelestem imitata colorem ingenti delectatione aspicientes afficiebant . . p. 211: . . nunc cornices excubant et palumbae et nonnunquam suos intonat planctus ferali carmine bubo . . situs amoenissimus est . . Prospectus Senas versus ad Amiatam usque protenditur, inspicit et Argentarium montem in occidentali plaga.

Seuche entgehen werden. Er wendet sich zu einem Kastell, das reizend am Bolsener See gelegen; „in dem Weingarten ist ein schattiger Rundgang unter dichten Reben; Felstreppen, von Weinlaub beschattet, führen steil nieder ans Gestade, wo zwischen den Klippen die immergrünen Eichen stehen, stets belebt vom Gesang der Drosseln.“ Mit Jagd auf Vögel, mit Fischfang und Rudern vertreibt er sich die Zeit; von seinem pompösen Palaste in Pientia hat er im Süden den Monte Amiata vor sich, „das lieblichste Panorama“:[1] „Sieht man nach Westen hin, wird der Ausblick über Ilcinum und Siena hinaus durch die Pistorischen Alpen begrenzt, nach Norden hin bietet sich eine Mannigfaltigkeit von Hügeln und ein liebliches Grün von Wäldern dar, bis zu 5000 Schritt sich erstreckend; das schärfer sehende Auge reicht bis zum Apennin und Cortona.“ Auf halber Höhe des Berges schlägt er im Kloster San Salvatore sein Quartier auf. In der herrlichen Sommerkühle, zwischen den alten Eichen und Kastanien, auf dem frischen Rasen, wo kein Dorn den Fuß ritzte, kein Insekt und keine Schlange sich lästig oder gefährlich machte, genoß der Papst der glücklichsten Stimmung. —

Wer wollte nicht zugestehen, daß in den angeführten Schilderungen ein durchaus modernes Empfinden zum Ausdruck gelangt? Was nur irgend eine Landschaft reizvoll macht, wird von dem „silvarum amator“, wie er sich selbst nennt, mit Entzücken wahrgenommen und geschildert, seien es nun grünende Wälder, bunte Saaten und Kornfelder, hohe Berge und tiefliegende Seen oder rauschende Bäche oder schattige Lauben am murmelnden Flusse oder der Farbenkontrast des blauwogenden Flachses und des gelben Ginsters oder endlich die weite Fernsicht über Land und Meer, über Stadt und Berg und Thal. Und je mehr das Alter sich naht, desto reger wird der Sinn

---

[1] IX, 232: Aspectus gratissimus obicitur . . Respicientis ad occidentalem plagam ex altioribus habitaculis prospectus ultra Ilcinum et Sienas et in ipsis Pistoriensibus alpibus terminatur. Ad aquilonem perspicienti varietas collium et silvarum iocunda viriditas sese offert, ad quinque milia passuum protensa; fertur et in Appenninum acrius intuentis acies et . . Cortonam respicit. Vergl. vom Monte Oliveto X, 263.

für die Einsamkeit in der Natur, für alle die einzelnen malerischen Momente, auf denen der Zauber einer schönen Landschaft beruht. Wie bewundert er das hoch über Weinbergen und Ölhalden thronende Todi mit seiner weiten Rundschau[1]: „Wohin man sich wenden mag, hat man die lieblichste Fernsicht; man kann Perusia sehen und das ganze dazwischen liegende Thal mit seinen hochragenden Kastellen, mit seinen fruchtbaren Fluren und dem Tiberstrom, der einer Schlange gleich in den mannigfachsten Windungen Tuscien von Umbrien trennt, an Bergen dahinrauschend wie unwillig, daß er aufgehalten werde; unterhalb der Stadt erblickt man nicht ohne Genuß Hügel, mit Wein- und Ölgärten bedeckt, und nicht minder entzücken das Auge die entfernteren, mit Wäldern und Weiden geschmückt; im Sommer ist alles grün, im Winter erglänzt oft alles blendend von Schnee.“

Schließlich mögen wir ihn noch auf einem Ausflug ins Albaner Gebirge begleiten[2]: „Bis Ostia hatte er die angenehmste Fahrt; die Flußufer grünten hier und da, indem der Mai alles mit lustigem Grün und bunten Blumen bekleidet, außer wo alte Ruinenreste geblieben sind, welche an den meisten Orten wie Wände das Bett des Flusses einschränken.“ Als er nach Porto gekommen, erwacht der Sturm: „In der Nacht begann das Meer, das schon an den voraufgehenden Tagen immer unruhig und unbefahrbar gewesen war, weit über Gewohnheit aufgeregt zu werden; ein

---

[1] X, p. 270: Prospectus quocunque te vertas gratissimus occurrit: licet Perusiam videre et omnem quae media iacet vallem castellis refertam late patentibus ac frugiferis agris et amne Tiberi nobilem, qui anguis in morem varios agens flexus Tusciam ab Umbria dividit multosque sub ipsa civitate montes ingreditur, per quos murmurans, tanquam invitus coerceatur, ad inferiorem descendit.

[2] XI, p. 301: Navigationem amoenissimam peregit . . Nocte mare . . longe plus solito conturbari coepit, tempestas exoritur valida, auster ab imis sedibus pelagi aquas ievolvit, fluctus immensi everberant litora, audisses quasi gemens et ululans mare. Vis tanta ventorum fuit, ut nihil ei resistere posse videretur; saevire inter se ipsos et alter alterum nunc fugare nunc fugere: silvas et obstantia quaeque subvertere, coruscare crebris ignibus aether, intonare caelum et fulgura e nubibus terrifica ruere . . nox obscurissima, quamvis crebri micarent ignes, . .

heftiger Orkan bricht los: der Südwind rührt aus den Tiefen des Meeres die Wasser auf, ungeheure Wogen peitschen die Ufer, man konnte hören, wie das Meer gleichsam ächzte und heulte; die Winde rasen gegen einander, bald siegt der eine, bald flieht er; Wälder und alles, was sich ihnen entgegenstellt, werfen sie nieder, der Äther leuchtet in häufigen Feuerstrahlen, der Himmel dröhnt vom Donner; obwohl häufige Blitze leuchteten, verdoppelte die schwarze Finsternis der Nacht den Schrecken, und eine solche Menge Wasser strömte vom Himmel, daß man es nicht mehr Regen, sondern eine Sintflut nennen konnte, als ob der Schöpfer des Erdkreises beschlossen hätte, wieder das Menschengeschlecht mit Fluten zu ertränken."

Mit dieser grandiosen Meeressturmschilderung kontrastiert die friedliche der Gebirgsseen, so des Albanersees: „Wunderbar lieblich ist seine Lage, rings umgeben von ziemlich hohen Felsen, spiegelklar; die Natur, die so weit mächtiger als die Kunst ist, machte die Reise äußerst angenehm; das Wasser des Nemi-Sees wirft, krystallklar, das Bild des Beschauers zurück, ein tiefes Thal füllend; der Abstieg ist bis zum See hinab bewaldet; weiterhin ziehen sich Felsen hin, aber die ganze Ebene und jeder Fels ist bis zur Spitze mit Fruchtbäumen bedeckt: da sind Kastanien-, Nuß- und Hasel-, Birnen- und Pflaumenbäume; unter ihnen sind schattige Gänge und der Sonne unzugängliche grünende Wiesen ohne hemmende Dornen; nichts möchte man Lieblicheres in der Sommerhitze finden als diese schattigen Laubgänge, ganz geschaffen für Dichter; ja nirgends wird ein dichterisches Gemüt erwachen, wenn es hier stumpf bliebe; man könnte hier den Wohnsitz der Musen und Nymphen suchen oder, wenn dem Märchen etwas Wahres zukommt, den Versteck Diana's."[1] In dem herrlichen Gebirge besucht er noch andere Seen, besteigt

[1] XI, 307: Mira est eius lacus amoenitas, undique rupibus cingitur altioribus . . aquae perspicuae . . iter natura gratissimum praebuit quamvis arte superior . . Nemorensis lacus . . aqua in modum vitri perlucida intuentis reddit imagines, vallem profundam occupat, descensus a summo usque ad

Berge, ruht auf dem Rasen im Schatten der Bäume und erfreut sich vor allem der Aussicht von dem Monte Cavo, von dem man Terracina, den See von Nemi, das albanische Meer u. s. w. sieht und genau Größe und Formation erkennen kann; dazwischen liegen Wälder und bunte Wiesen mit lieblichen Farben; „am meisten aber gefiel der Ginster, der den größten Teil der Felder bedeckt; Rom bot sich ganz deutlich den Blicken dar und der Soracte und das sabinische Gebiet und der schneeglänzende Gipfel des Apennin und Tibur und Praeneste.“[1]

Genug! Wir sehen, es ist ein durchaus modern empfindender Mensch der Enea Silvio! Es ist völlig moderner Naturgenuss, der ihn in die freie schöne Natur hinaustreibt und ihm den Griffel in die Hand giebt, zu schildern, welchen Eindruck das lieblich Anmutige, sowie das grossartig Erhabene — mit Ausschluss des eigentlichen starren Gebirges — auf sein empfängliches Gemüt gemacht hat. Man wird schwerlich diese Fähigkeit, den Reiz der Landschaft geniessen und schildern zu können, lediglich auf die Einwirkung des Altertums zurückführen können; außer dem jüngeren Plinius wüßte ich keinen Römer der Kaiserzeit, welcher so lebhaft für die Natur geschwärmt habe — auch entzieht es sich unserer Kenntnis, wie viel von der römischen Litteratur dem Papst Pius bekannt gewesen. Dass aber die Wiedererweckung der klassischen Schriftsteller nicht ohne Einfluss auch auf die Richtung des Natursinnes gewesen ist, muss zweifellos zugestanden werden; im übrigen wirkten eben die mannigfachsten kulturhistorischen Momente zusammen, um den modernen Naturgenuß in der Renaissance zu wecken; und in verwandten Zeiten ergeben sich auch immer verwandte Strömungen; Hellenismus, Kaiserzeit und Renaissance ähneln sich in den Be-

---

imum nemorosus . . nusquam excitabitur vatis ingenium, quod hic torpuerit: musarum domicilia dixeris nympharumque tecta et siquid inest verum fabulis Dianae latibula.

[1] p. 309: . . maxime vero genesta placuit, quae flore suo magnam cooperuit camporum partem. Roma deinde in conspectu se tota obtulit et Soracte et ager Sabinus et Apenninum iugum nive candidum et Tibur et Praeneste . .

dingungen ihres Werdens wie in den aus diesen hervorgehenden Erscheinungen; aber zugleich ist ein Kausalnexus zwischen ihnen unverkennbar, und so wurden sie zu den bedeutsamsten Etappen auf dem Wege zum Modernen hin. THEOKRITOS und MELEAGER, PETRARCA und ENEA SILVIO können uns als Repräsentanten des aus dem antiken zum modernen sich entwickelnden Naturgefühls dienen, sie sind die Ahnherren moderner Naturschwärmerei, sie sind Glieder jener Entwicklungsreihe, die hinführt zu ROUSSEAU, GOETHE, BYRON und SHELLEY. Sie bilden die Brücke vom Antiken zum Modernen. —

Die Selbstbiographie des Enea Silvio und die lyrischen Selbstbekenntnisse Petrarca's geben uns ein weit treueres Bild der Empfindungsweise jener Zeitepoche, die wir hier im Zusammenhange noch bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein verfolgen wollen, als die übrige Poesie. Es waltet selbst im Epos eine viel modernere Stimmung, findet sich eine weit reichere Kraft der Schilderung bei ARIOST als etwa in unseren deutschen National- und Kunstepen. Mit geistvollen Strichen hat Wilhelm von Humboldt in seinen „Ästhetischen Versuchen über Goethe's Hermann und Dorothea“[1] die Unterschiede des Volks- und Kunstepos, des Homer und des Ariost aufgezeichnet. Beide, sagt er, sind treue Maler der Welt und der Natur, aber Ariost gefällt mehr durch den Glanz und den Reichtum seiner Farben, Homer zeichnet sich mehr durch die Reinheit der Formen, durch die Schönheit der Komposition aus, Ariost wirkt mehr durch den Effekt, Homer durch die reine Form; aus Homer blickt eine naivere, aus Ariost eine mehr sentimentale Natur hervor, im Homer tritt immer der Gegenstand auf, und der Sänger verschwindet; bei Ariost verlieren wir den Dichter nicht aus dem Auge, er bleibt immer zugleich mit auf der Bühne; bei Homer reiht sich alles fest aneinander, Ariost knüpft seine Fäden locker zusammen, zerreißt sie selbst in mutwilligem Spiel; Homer beschreibt eigentlich nie, Ariost beschreibt immer. —

[1] Braunschweig 1799.

Ariost's Gleichnisse und Naturscenen sind weit subjektiver — weil auf den Effekt berechnet —, weit farbenglänzender als die Homer's. Unleugbar verraten sie aber stimmungsvolle Auffassung der Naturerscheinungen. Ein im Einzelnen schwer definierbarer Schmelz des Modernen liegt über seinen Schilderungen ausgebreitet: eine Mischung von Sinnlichkeit, Sentimentalität und Ritterlichkeit. Gerne schildert er liebliche, einsame Waldwinkel, die zur Liebe locken. So I, 37[1]:

Und sieh, von blüh'ndem Dorn und Rosensprossen
Zeigt ihr ein nah Gebüsch sein stilles Dach.
Durch Eichenschutz der Sonnenglut verschlossen,
Bespiegelt's sich im silberhellen Bach
Und beut, von dichter Schattennacht umflossen,
Im innern Raum ein kühles Laubgemach;
Denn wie die Zweig' und Blätter sich verschlingen,
Kann sie kein Blick der Sonne selbst durchdringen.

Das Wunderpferd trägt im 6. Gesang den Rüdiger in ein Land, wie keines reizender: „Mit anmutigen Hügeln, wohlbebauten Flächen Und weichen Wiesen und krystall'nen Bächen; Dort stehen Palmen, Lorbeer, Myrte und Cypressen, Und singend irrt in den belaubten Hallen Mit sicherm Flug die Schar der Nachtigallen; Mit Rosen und mit Lilien prangt der Rasen, Stets angefrischt durch lauer Lüfte Wehn, Wozwischen bald Kaninchen oder Hasen, Bald Hirsche mit erhobner Stirne gehn.“ Ähnlich XXXIV, 49:

Der Blumen Schar auf diesen frohen Auen
Erzeugt vom Äther, ist wie Äther schier,
Wie Gold, Rubin und Chrysolith zu schauen,
Wie Demant, Hyacinth, Topas, Sapphir.
Des Grases Grün, wär's hier nur anzubauen,
Besiegte sicher der Smaragden Zier.
Nicht minder lieblich ist das Laub an Zweigen.
Die immer Frucht und immer Blüten zeigen.
Die Vöglein singen in belaubter Halle,
Weißschimmernd, rot, grün, gelb und himmelblau.
An reiner Klarheit weichen die Krystalle
Dem stillen See, dem Murmelbach der Au.

[1] Ariosto's Rasender Roland übersetzt von J. D. Gries, 3. Auflage.

Ein sanfter Zephyr mild und lau
Erregt die Luft mit leisem Flügelschlage,
Und nie beschwerlich wird die Glut der Tage u. s. f.

Knapp sind die Schilderungen der Tageszeiten, wie XX, 82: „Noch hatte Sol des dunklen Schleiers Grauen Von Tellus' hartem Antlitz nicht entwandt Und noch Lykaons Enkel von den Auen des Himmels nicht den Pflug zurückgewandt." — Höchst malerisch, stimmungsvoll — wie die der Sappho und des Catullus — sind die Gleichnisse, besonders für Frauenschöne; so I, 42:

Die Jungfrau gleicht der jugendlichen Rose,
Die einsam, in des Gartens sichrer Hut,
Am Mutterstrauch, umhegt von zartem Moose,
Von Herd' und Hirten unbetastet ruht.
Dann huldigt ihr des sanften Wests Gekose,
Die tau'nde Morgenröt' und Erd' und Flut;
Der holde Jüngling, die verliebte Dirne
Begehren sie zum Schmuck für Brust und Stirne.

VII, 10: „Doch ist's Alcina, die vor allen funkelt, Sowie die Sonne jeden Stern verdunkelt; Der Hals ist Schnee und Milch die Brust, vollkommen Geründet jener, diese voll und breit; Ein Äpfelpaar, dem Elfenbein entnommen, Wallt auf und ab, wie bei der Lüfte Streit Am Uferrand die Wellen gehn und kommen." — Bis an die Augen schwimmt er in den „Golfen der Lieblichkeit", die ihm entgegenschwillt. Str. 29 wird der Liebesbund geschildert: „So eng hielt Epheu nie den Baum umschlossen, Um den er seine Wurzeln rings verzweigt, Wie sich umfahn die liebenden Genossen, Der Lipp' entpflückend, Mund an Mund geneigt, Den Blütenhauch, von sanftem Duft umflossen, Als Saba's, Indiens Arom'"[1] entsteigt; XI, 65: „Ihr holdes Antlitz war, wie sich zu zeigen Im Frühling manchesmal der Himmel pflegt, Wenn, während Tropfen sich zur Erde neigen, Die Sonne rings den Wolkenflor zerschlägt. Und wie die Nachtigall aus grünen Zweigen

[1] Noch sinnlicher ist XXV, 69: Des Epheu's vielgebogne Ranken schlagen Sich ums Gebälk mit nicht mehr Knoten her, Als die uns jetzt aufs innigste vereinen An Hals und Hüft' und Brust und Arm und Beinen.

Alsdann die süßen Melodien regt: So badet Amor in den holden Zähren Die Flügel sich im Glanz der Hehren." XXI, 15: „Sie eilt . . beweglich, wie sich Blätter zeigen, Wenn ihnen allen Saft der Herbst benimmt, Wenn kalter Wind sie abreißt von den Zweigen Und vor sich hertreibt, fürchterlich ergrimmt."

Auch dem Meer entnimmt er seine Bilder, XXI, 53: „Wie manchesmal ein Schiff auf hohen Wogen Mit zweien Winden in gewalt'ger Schlacht, Ward es vom Drang des einen fortgezogen, Vom andern wird zum vor'gen Ort gebracht, Und wenn es lang im Kreis umhergeflogen, Am Ende folgen muß der stärkern Macht: So folgt Philander nun, nach langem Schwanken Zuletzt dem minder gräßlichen Gedanken"; XIV, 9: „Sowie die Meeres-well' aus salz'ger Weite, Vom Süd erregt, erst spielend kommt heran, Doch größer als die erste wird die zweite Und noch gewalt'ger folgt die dritte dann, Und jedesmal mehrt sich der Wellen Breite Und wälzt sich höher zum Gestad' heran: So brechen wider Roland sich die Rotten, Die auf ihn los thalab, bergaufwärts treiben." —

Diese Vergleiche zeigen nicht nur treue und individuelle Beobachtung der Naturvorgänge, sondern sind auch ungleich subjektiver, raffinierter als z. B. die bei Dante. Ein Gleiches gilt auch von denen bei Tasso. Wie schön in der sinnigen Detailausführung, aber auch wie sentimental sagt er XVI, 14[1]:

O siehe . . wie die holde Rose
Jungfräulich zart aus ihrer Knospe bricht;
Erst halb enthüllt und halb versteckt im Moose,
Und schöner nur, je scheuer vor dem Licht!
Jetzt öffnet sie die Brust, die hüllenlose,
Dem West — und welkt, und scheinet jene nicht
Nicht jene mehr, vorhin mit Liebestönen
Ersehnt von tausend Buhlen, tausend Schönen.
So schwindet ach! mit eines Tages Schwinden
Des Erdenlebens Blüt' und holdes Grün . .

[1] Torquato Tasso's Befreites Jerusalem übersetzt von J. D. Gries, 4. Aufl., Zweiter Teil, Jena 1824, S. 147.

Nicht minder subjektiv heißt es Str. 18: „Im feuchten Auge funkelt voll Verlangen Ein Lächeln, wie der Strahl im Wasser bebt.“ Vor allem berühmt aber in diesem Gedicht sind die herrlichen Stanzen, welche einen romantisch schönen Garten in der prächtigsten Landschaft so glühend und lebendig schildern, daß „man Erinnerungen an die anmutige Landschaft von Sorrent zu erkennen glaubt.“[1] Jedenfalls zeigen sie uns, wie auch die epische Poesie die Landschaft um ihrer selbst willen zu schildern sucht. Man vergleiche ferner XVI, Str. 9:

Und wie sie nun dem Labyrinth entwallen,
Wird gleich der schönste Garten offenbart:
Hier stille Seen, bewegliche Krystallen,
Dort Bäume, Blumen, Kräuter aller Art,
Besonnte Höh'n und schatt'ge Thaleshallen,
Und Grott' und Wald, von einem Blick gewahrt;
Und was die Schönheit mehrt so holden Werken,
Die Kunst, die alles schafft, ist nie zu merken . .
Wollüst'ge Tön' anmutger Vögel dringen
Wetteifernd aus der grünen Nacht empor;
Auch lockt die Luft mit ihren leichten Schwingen
Aus Laub und Wellen manchen Ton hervor.
Sie murmelt leiser, wann die Vögel singen;
Doch schweigen sie, dann rauscht der Lüfte Chor . .

Doch auch hier ist das Landschaftliche noch umrankt von romantischer Phantastik; Blüten und Früchte, Luft und Getier stehen unter einem magischen Zauber. Von grösserer Bedeutung ist Tasso für die Entwicklung des Naturgefühls durch seine viel nachgeahmten Hirtendichtungen.

Die Arcadia des Jacopo Sannazaro, welche 1504 erschien, hatte das Feld eröffnet für die Hirten-Romane; Sonette und Eklogen sind der Prosa eingewoben; „ein Werk von dichterischer Schönheit und noch grösserer litterarischer Bedeutung“[2]; sinnig und stimmungsvoll sind die Beschäftigungen der Hirten geschildert, wenngleich manche Lieder und Wendungen nicht den Natur-

[1] Alex. v. Humboldt, a. a. O. S. 58.

[2] Vergl. Geiger, a. a. O. S. 258; Ad. Wolff, Die Klassiker aller Zeiten und Nationen, Erster Teil, Berlin 1860.

kindern, sondern gebildeten Menschen angehören; er weiß das Gefühl des Ländlichen in dem Hörer und Leser zu erwecken durch die beredte Schilderung der Natur, die aus einer unverfälschten, nicht aus einer künstlich gesteigerten Begeisterung hervorgeht; er selbst ruft die Muse am Schluß an: „Du hast zuerst die entschlafenen Wälder erweckt und Hirten die Kunst gezeigt, ihre verlorenen Gesänge anzustimmen"; Bembo schrieb seine Grabinschrift:

Streuet Blumen der heiligen Asche; hier ruht Sannazaro,
Mit dir, sanfter Vergil, teilet er Muse und Grab.

Vergil ward auch in seinen ländlichen Lehrgedichten eifrig nachgeahmt. Giovanni Rucellai (1475 geb.) schrieb ein Lehrgedicht „Die Bienen" und beginnt: „Als ich in hohen Reimen eure Gaben Besingen wollt', ihr keuschen Jungfräulein, Ihr holden Englein der berasten Ufer, Erschien mir Schlafendem in erster Frühe Von eurem Volk ein Schwarm, und von den Zungen, So Honig sammeln, tönten laut die Worte: . . Und singen will ich, wie der süße Honig Des Himmels Gab' auf Kräuter und auf Blumen Herabträuft klar und flüssig aus der Luft, Und wie die fleiß'gen arbeitsamen Bienen Ihn einsichtsvoll und emsig für sich sammeln." Luigi Alamanni (geb. 1495) verfaßte ein Lehrgedicht „Vom Landbau" (della coltivazione) — da heißt es I, 935:

O glücklich jener, der in Frieden lebt
Und selber seine frohe Flur bebauet,
Der von dem Umgang andrer abgeschieden,
Gerechtem Boden seine Nahrung dankt,
Und der des Guts in Sicherheit sich freuet;
Hat er Gesellschaft nicht um sich, geschmückt
Mit Edelstein und Purpur, ist sein Haus
Mit fremdem Holz und goldnen Statuen nicht
Verziert; . . So lebst du sicher doch im armen Hause,
Das du aus Holz, dem nahen Wald entnommen,
Und Steinen, die am Orte du gesammelt,
Mit eigner Hand von Grund hast aufgeführt . .
Erwachst du bei des Frührots erstem Schimmer,
Dann tischt dir niemand Neuigkeiten auf. . .

Auf grüner Aue, in des Waldes Schatten,
Am gras'gen Hügel oder längs des Stroms
Ergehst du dich gemächlich oder schnell
Und handhabst nach Belieben Sichel, Beil Und Pflug und Karst. . .
Der eigne Baum, den mit der keuschen Gattin
Und eignen Kindern du gepflanzt, gewährt
Zu jeder Zeit dir Früchte zum Genusse.

Auch diese didaktischen, von den Vergilischen Georgica inspirierten Schriften zeigen deutlich die Vorliebe für das Idyllische, für das Landleben und die schlichten Reize der Flur und des Waldes; Sannazaro's Arcadia fand im 16. Jahrhundert allein 60 Drucke. Tasso trug daher dem herrschenden Geschmacke Rechnung, wenn er mit seinem Aminta[1] die Art, romantische Idyllen zu dramatisieren, veredelte. Das ganze Gedicht trägt den Stempel seiner idealisierenden und romantisch schwärmenden Phantasie, und verkörpert in lyrischem Schwunge seine sentimentale Idee des goldenen Zeitalters und einer idealen Naturwelt. Bis ins Detail erinnert der Aminta an des Longos Hirten-Roman; ja, wir werden an die empfindsamsten Ergüsse bei Kallimachos und Nonnos erinnert, wenn der ganzen Natur Liebesregungen beigelegt werden wie in den Worten Daphne's Akt I, Sc. 1: „Hältst du (Silvia) den Frühling, der jetzt die Welt und die Tiere, den Mann und das Weib zur Liebe ermuntert, für eine feindselige zürnende Jahreszeit? Siehst du nicht, wie alles von wonnevoller Liebe beseelt ist? Betrachte den Tauber, mit welchem lieblichen Girren er seine Gattin schmeichelnd küßt! Höre die Nachtigall, die von Zweig zu Zweig hüpfend singt: Ich liebe, ich liebe. . . Sogar die Bäume lieben. Du kannst sehen, mit welcher Zuneigung, mit welchen wiederholten Umarmungen die Rebe an ihren Gatten sich schmiegt; die Tanne liebt die Tanne, die Fichte die Fichte, die Esche brennt und seufzt für die Esche, die Weide für die Weide, und eine Buche für die andere. Die Eiche, die so rauh und wild scheint, auch sie empfindet die Macht der Liebesglut, und hättest

[1] Aminta, favola boschereccia di Torquato Tasso, übersetzt von Ed. Schaul, Carlsruhe 1808.

du Gefühl und Sinn für Liebe, so würdest du ihre stillen Seufzer hören. Um nicht Liebhaberin zu sein, willst du denn weniger sein als die Pflanzen?“

Man glaubt, Sakuntala und ihre Freundin sich unterreden oder den Akontios klagen zu hören. Ebenso, wenn der Unglückliche jammert II, 1: „Aus Erbarmen habe ich die Felsen und Fluten meine Klagen erwiedern und das Laub über meine Thränen seufzen (!) sehen, aber nie habe ich in der Grausamen und Schönen Mitleid bemerkt.“ — Allerliebst ist die Schilderung, welche Arminta dem Tirsis von seiner erwachenden Liebe giebt. Schon als Knabe, da er kaum die herabhangenden Zweige der Bäumchen mit der kleinen Hand erreichen konnte, um die Früchte zu pflücken, ward er der innigste Freund des lieblichsten Mädchens, der Zierde der Wälder. „In meiner Brust entstand, ich weiß nicht woher, gleich einer von selbst aufkeimenden Pflanze, allmählich eine mir unbekannte Neigung, die mich stets nach meiner schönen Silvia hinzog; die lieblichen Töne ihrer Stimme sind sanfter als das Murmeln eines hellen Baches, der auf reinem Sande seine Gewässer dahinrollt, oder als das leichte Beben der Luft zwischen den Wipfeln der Bäume.“ Er stellt sich, als habe seine Lippe eine Biene gestochen — denn er hat gesehen, wie Silvia den Stich bei einer Freundin mit ihren Lippen heilte —, und sie küßt ihn: „So süß saugen die Bienen den Honig aus keiner Pflanze, als ich ihn damals aus jenen frischen Rosen sog.“ Akt II, Sc. 1 schilt der verschmähte Satyr und seufzt — wie etwa bei Theokritos der abgewiesene Polyphem oder Amaryllis — mit Antithesen, die an Longos mahnen: „Die Wälder verbergen unter ihrem grünen Schatten Schlangen, Löwen und Bären, und in deinem Busen wohnet Haß, Verachtung und Grausamkeit. . . Ach, wenn ich die Erstlinge der Blumen bringe, so schlägst du sie widerspenstig aus, weil vielleicht schönere Blumen auf deinem Antlitz prangen; biet’ ich dir die schönen Äpfel an, so verweigerst du sie zürnend, vielleicht weil dein schöner Busen von lieblicheren Äpfeln strotzt . . und ich bin doch nicht zu verachten, denn ich

sah mich jüngst in dem klaren, ruhigen Meere, als die Winde schwiegen und keine Welle sich bildete. . .“

Also auch die sentimental-idyllische Hirtenpoesie des Hellenismus erhält hier ihre Wiedergeburt und raffinierte Steigerung — ebenso das bei den Alexandrinern und römischen Poeten so beliebte elegische Moment des Preises einer seligen Vergangenheit, wie ihn der Chor singt:

O goldne Zeit! zu preisen, Nicht weil die Flüsse quollen,
Von Milch und Honig die Gehölze träuften, Nicht weil kein pflügend Eisen
Von selbst ergieb'ge Schollen Zerriß und ohne Gift die Nattern schweiften . .
Nein bloß weil . . kein hart Gesetz die Seelen zwang, der Freiheit Töchter,
Ein goldnes nur, geschrieben
Vom Griffel der Natur: „Folgt euren Trieben!“ . .
Lieben wir, denn die Sonne steigt und sinket,
Und nur nach kurzem Schimmer
Birgt sie in Schlaf sich und in tiefe Nacht für immer.

Man zählt über 30 Schäferspiele, welche im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts in Italien geschrieben wurden; der glücklichste Nachahmer Tasso's ist Giovanni Battista Guarini (1537 geb.) mit seinem „treuen Hirten“ il pastor fido.[1] Als Probe, wie er Tasso's Aminta noch überbietet, möge nur Folgendes dienen; Akt I, Scene 1 sagt Linko: . . . „O Kind, blick' um dich, sieh, die Schönheit dieser Welt Ist Amor's Werk! Es liebt das weite Meer; Dort jener Stern, den vor Aurorens Strahlen Du glänzen siehst, auch er fühlt Liebesqualen, Er kommt vielleicht von der Geliebten her, Sieh, wie er blinkt und seine Strahlen funkeln! Es fühlt der Liebe Lust der wilde Leu In seinen Wäldern; der Delphin, der Hai In ihren Meeren sind der Liebe Sklaven, Und jener Vogel, der so lieblich singt, So unruhvoll von Baum zu Baum sich schwingt, Er würde sagen, könnt' er unsre Sprache: Ich lieb', ich liebe! Er klagt es nun in seinen eignen Tönen, Wie es sein Herz im süßen, heißen Sehnen Ihn lehrt!“ —

Der Wald mit seiner Einsamkeit wird gerühmt II, 5:

---

[1] Aus dem Italienischen metrisch übertragen von Merbach, Grimma 1846.

Wie lieb' ich deine Einsamkeit,
Du schöner Wald; du giebst den Müden,
Wie ihn kein andrer Ort verleiht,
In deinem Schatten Ruh' und Frieden.
Dich wiedersehn ist Seligkeit!
Und wär's vom Schicksal mir beschieden,
Mir selbst zu leben, frei nach meinem Sinn,
So gäb' ich euch, ihr grünen Wälder,
Nicht um die Pracht der elisä'schen Felder,
Nicht um die schönsten Zaubergärten hin.
Wie glücklich in bescheidenem Sinn,
Wie reich ist eine Schäferin! —

Außerordentlich reich ist die Liebeslyrik dieser späteren Epoche der Renaissance an höchst stimmungsvollen, aber zugleich sentimentalen Bildern aus der Natur, welche den feinen, oft weichen Zug zur landschaftlichen Umgebung lebendig bekunden. Petrarca dient als Muster; auch die Vittoria Colonna ist von ihm angeregt; auch bei ihr begegnet das Schwelgen in wehmütigen Gefühlen der Erinnerung, des Schmerzes, der Klage, besonders über den Tod des Gatten[1]:

Seh' ich die Erde schön und reich geschmückt
Von tausend bunten, würz'gen Blumen prangen,
Die, wie der Sterne Gold vom Himmel blickt,
In aller Pracht der Farben aufgegangen;

Seh' ich des Waldes scheues Tier, bestrickt
Von angebornem mächtigen Verlangen,
Die Höhlen meiden und die schatt'gen Buchen
Und Nacht und Tag nach dem Gefährten suchen;

Seh' ich der Bäume vielbezweigte Glieder
Mit Blüten angethan und jungem Grün,
Hör' ich der Vögel mannigfache Lieder,
Die lebensfrohen, süßen Melodien

Und lausch' ich dann dem sanften Murmeln wieder,
Mit dem am Blumenstrand die Bäche ziehn,
So daß in Lieb' entflammt gleich einer Braut
Entzückt ihr eignes Werk Natur beschaut:

---

[1] Rime di Vitt. Colonna, Bergamo 1760, p. 71, 72: Quando mira la terra ornata e bella, Di mille vaghi ed odorati fiori . . übersetzt von Carl Witte, s. Schaller, Kommentar zu Humboldts Kosmos II, S. 205.

Dann sag' ich bei mir selbst: wie kurz von Dauer
Ist doch des Erdenlebens Dämmerbild!
Jüngst lag von Schnee bedeckt in kalter Trauer
Dies Thal, das jetzt so blütenreich und mild;

Da war von düstrer Winterluft, von grauer,
Des Firmamentes Herrlichkeit verhüllt,
Und diese Tiere, jetzt so keck und frisch,
Verbargen sich in Felsen und Gebüsch.

Da hörte nicht von frühlingsgrünen Zweigen
Man bunter Vögel sangesreiches Ach,
Des Nordwinds rauhes Wüten hieß sie schweigen,
Der dürrer Äste viel vom Baume brach,

Da mußten sich dem Joch des Eises beugen
So wasserreicher Strom als kleiner Bach,
Und was jetzt lebensfrisch und freudig prangt,
Das siechte damals wie zum Tod erkrankt.

Man erkennt in diesen Stanzen in gleicher Weise ausgeprägt und ausgebildet jenes Verlangen, das Seelenbild wie auch das Naturbild möglichst lange festzuhalten und behaglich — mit Wonne der Wehmut — auszumalen.

Auch Bojardo erinnert an die Klagetöne bei Petrarca (Kanzone I und VIII), z. B. Son. 89[1]:

O schattenreiche Wälder, die meine Klagen
So oft, von Seufzern unterbrochen, sahn,
O lichte Sonne, die von ew'ger Bahn
Du meine Thränen schaust seit manchen Tagen;

O bunte Vögel, scheues Wild, die Plagen,
Die mich zerfleischen, dürfen euch nicht nahn,
O flücht'ger Bach, an dem ich meinen Wahn
Zum öden Felsenthal schon oft getragen;

Ihr stete Zeugen meiner düstren Sorgen,
Gebt jener Stolzen denn wahrhafte Kunde
Von meiner Qual, Euch ist sie nicht verborgen.

Doch, fruchtet Zeugnis wohl aus eurem Munde
Wenn täglich sie mein herbes Leiden schaut
Und schauend nicht den eignen Augen traut?

---

[1] Ombrosa selva, che il mio duolo ascolti . . vergl. Schaller a. a. O.

Auch der große Lorenzo de Medicis (1449 geb.), welcher besonders seine Idyllen mit reichen Naturschilderungen ausgestattet hat, weiß tiefe Empfindungsakkorde mit dem Grundton echten Naturgefühls zu durchdringen — „auch hier jene Wollust des Schmerzes, jenes Behagen an der Verkündung des Unglücks und der Entsagung, auch hier aber jene wundervollen Töne, welche die Sonette des 14. und 15. Jahrhunderts von denen späterer Zeit so vorteilhaft auszeichnen.“[1] Ein zartes Kompliment enthält folgendes Sonett:

Ihr Purpurveilchen, reich an Farbenpracht,
Die ihre weiße Hand im Grünen pflückte,
Woher die Luft, die euch so lieblich schmückte
Der Tau, in dem ihr mir entgegen lacht?

Was gab der Sonne solche Zaubermacht?
Wer fand den Duft, der unsern Sinn erquickte,
Des Reizes Fülle, die das Aug' entzückte,
Natur, die Süßres nie hervorgebracht.

Ihr lieben Veilchen, jene Hand, die euch
Im Schatten unter Tausenden gefunden,
Sie war's, die euch geziert so wunderreich.

Die mir das Herz nahm, wie sie den Gedanken
Den höhren Schwung gab in beglückter Stunde,
Ihr, die euch wählte, dürft allein ihr danken.

(v. Reumont.)

Wir sahen, die Italiener des 13. und 15. Jahrhunderts sind durch und durch von modernem Geist durchweht, ja sie sind die Bahnbrecher der modernen Denk- und Empfindungsweise. Sie fühlen und wissen sich als Individuen, sie reflektieren über ihr inneres Leben, sie genießen die Natur in ihren lieblichen und erhabenen Reizen, sie schildern sie in Poesie und Prosa, sei es nun um der Empfindung ein passendes Gegenbild zu geben, sei es um der Landschaft selbst willen.

Und über allem liegt jener feine Hauch des subjektiv Individuellen, jener im Einzelnen so schwer definierbare Schmelz des

[1] Geiger a. a. O. S. 186.

Modernen, nehme man nun die Gleichnisse und Beseelungen, die reflektierte Gegenüberstellung von Kunst und Natur, die idyllisch-sentimentale Ausmalung des Hirtenglücks und des goldenen Zeitalters, die sympathetische Verschmelzung von Innen- und Außenwelt oder die sinnigen und stimmungsvollen Beschreibungen des Landschaftlichen bis ins kleinste Detail, bis in den intimsten Reiz hinein, sodaß man die Wonne spürt, mit der diese Italiener Mutter Natur ihre lieblichsten Geheimnisse ablauschen.

Eine solche Geistes- und Herzensbildung, eine solche Höhe der Kultur, einen so ausgeprägten Individualismus bietet das übrige gleichzeitige Europa nicht.

Das Naturgefühl der Renaissance findet erst spät seine Weiterbildung, wie es selbst eine solche des Hellenismus und der römischen Kaiserzeit bezeichnet.

Wenden wir uns zunächst von Italien zu dem Volke, das durch die Entdeckungen nicht bloß einen großen ökonomisch-socialen, sondern auch künstlerischen Aufschwung genommen hat, nach Spanien und Portugal, und fragen wir, ob oder in welcher Weise die Reisen in die fernen und bis dahin verschlossenen Weltgegenden die Phantasie durch die wunderbar großen landschaftlichen Eindrücke ergriffen, anregten und befruchteten.

Fünftes Kapitel.

Die Naturbegeisterung der Entdeckungsreisenden und katholische Naturmystik.

Die Entdeckung der Innenwelt, des ganzen tiefen Gehaltes menschlichen Wesens ist die That der italienischen Renaissance. Mit Recht rühmt diese kulturhistorische Großthat Burckhardt, indem er sagt: „Was das leidenschaftliche Seelenleben anlangt, so liegen in der mittelalterlichen Dichtung wohl Ahnungen (wie in GOTTFRIED's Tristan) vor, allein diese Perlen liegen zerstreut in einem Meere des Konventionellen und Künstlichen, und ihr Inhalt bleibt noch immer weit entfernt von einer vollständigen Objektivmachung des inneren Menschen und seines geistigen Reichtums." Die Entdeckung der landschaftlichen Schönheit ist ein notwendiges Accedenz zu dem Erwachen des Individualismus, der Ergründung der Tiefen des Menschentums, denn die Natur erschließt sich voll und ganz nur dem voll und ganz entwickelten Menschen; erst bei reifender Erkenntnis wächst auch das ästhetische Verständnis, nur wer in sich Gedanken- und Empfindungsgehalt hat, weiß die Natur in ihren Reizen zu belauschen und zu deuten und wird auch in dieser Hinsicht ihr Herr und Meister. Auch dieser Gedanke findet sich schon bei einem der philosophischsten Köpfe der Renaissance, bei PICO DELLA MIRANDOLA in seiner Rede von der Würde des Menschen[1]: „Gott hat am Ende der Schöpfungstage den Menschen geschaffen, damit

[1] BURCKHARDT a. a. O. II, S. 72.

derselbe die Gesetze des Weltalls erkenne, dessen Schönheit liebe, dessen Größe bewundere. Er band denselben an keinen festen Sitz, an kein bestimmtes Thun, an keine Notwendigkeiten, sondern er gab ihm Beweglichkeit und freien Willen. „Mitten in die Welt“, spricht der Schöpfer zu Adam, „habe ich dich gestellt, damit du um so leichter um dich schauest und sehest alles, was darinnen ist. Ich schuf dich als ein Wesen, weder himmlisch noch irdisch, weder sterblich noch unsterblich allein, damit du dein eigener freier Bildner und Überwinder seiest; du kannst zum Tiere entarten und zum gottähnlichen Wesen dich wiedergebären. Die Tiere bringen aus dem Mutterleibe mit, was sie haben sollen, die höheren Geister sind von Anfang an oder doch bald hernach, was sie in Ewigkeit bleiben werden. Du hast eine Entwickelung, ein Wachsen nach freiem Willen, du hast Keime eines allartigen Lebens in dir.“ — Und zu einem solchen allartigen Leben entwickelten sich die besten Männer der Renaissance. Doch ihnen ging nicht nur eine neue Welt im eigenen Innern auf, sondern auch die Entdeckung jener fernen, einst geahnten, mit phantastischen Träumen ersehnten Welt, die man seither die neue genannt hat, sowie die wissenschaftliche Erforschung der fremden Weltteile ist die Großthat der Italiener des 14. und 15. Jahrhunderts.

Mochten auch die Motive der Entdeckungsreisenden — wie vordem der Kreuzfahrer — immerhin recht gemischte, ja meist recht egoistische sein: unschwer können wir uns ihre Stimmung rekonstruieren, die sie befallen mußte,[1] als sie die kulturlosen Menschen, ohne Bedeckung ihrer Blöße, ohne den Fluch des

[1] Vergl. PET. MARTYR, de rebus oceanicis, Colon. 1574, p. 22: Nudi, sine ponderibus, sine mensura, sine mortifera denique pecunia, aurea aetate viventes, sine legibus, sine calumniosis iudicibus, sine libris, natura contenti vitam agunt, de futuro minime soliciti; dec. I, 3, p. 45: Aetas est illis aurea neque fossis neque parietibus aut sepibus praedia sepiunt. Apertis vivunt hortis. Sine legibus, sine libris, sine iudicibus suapte natura rectum colunt. Vergl. ferner HIERONYMI OSORII, Lusitani in Algarbiis episcopi, De rebus Emmanuelis Lusitaniae regis invictissimi, Coloniae MDLXXXVI, lib. II, p. 49, die Beschreibung der Brasilianer, p. 63 f.

Geldes, ohne Gesetz, ohne Maß und Gewicht, ohne Richter und Bücher, befriedigt von den Gütern der Natur und sorglos um das Künftige ein goldenes Zeitalter genießen sahen, als sich vor ihnen die üppige Vegetation und das herrliche Klima der Tropenländer erschloß, mit ihren herrlichen fremdartigen Wäldern, mit ihren Schwärmen von glänzend gefiederten, hellsingenden Vögeln, mit dem balsamischen Duft der Gewürzhaine und Blumenfelder, mit der leuchtenden Pracht und Klarheit des sternbesäeten Himmels.

Und doch! Ein anderes ist genießen und empfinden, ein anderes dies Empfinden, diesen Genuß mit Worten wiederzugeben und anderen zu übermitteln. Dessen sind die Reisenden auch selbst sich völlig bewußt und bedauern, daß ihre Sprache oder ihre Sprachkenntnis nicht ausreiche, um von der Schönheit der sich ihren staunenden Blicken darthuenden Scenerie den rechten Begriff zu geben. Auch fällt ferner zur Beurteilung ihrer Berichte ins Gewicht, daß diese meist ganz schlichten, ungebildeten Seeleute in erster Linie begreiflicher Weise den Reichtum und die Fülle an Pflanzen und Produkten, sowie ihre Nützlichkeit bewundern und sich freuen an der günstigen Lage der Häfen und Buchten, über die Größe und Dicke der Baumstämme, die zum Schiffbau sich eignen, über die Ergiebigkeit mit Korn besäbarer Felder u. s. f. Wohl können auch diese in der Darstellung ungewandten Erzähler sich dem Reiz des Neuen und Schönen nicht entziehen, aber sie kommen selten über die dürftigsten Ausdrücke wie „anmutig, hübsch“ u. dergl. hinaus, wenn ihnen nicht ein so eigenartiger und gewaltiger Geist innewohnt wie dem Italiener Christoforo Colombo. —

Marco Polo beschreibt uns seine Reise vom Hochlande des inneren Iran zur Küste von Ormuz[1] in durchaus nüchterner Weise, trotzdem aber nicht ohne Zeichen des Wohlgefallens, das

[1] Ruge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, Berlin 1881 (Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen von Oncken), S. 55; Die New Welt der Landschaften, Insuln u. s. w., Straßb. 1534, Fol. 107.

er an der eigenartigen Beschaffenheit des Landes findet. So heißt es daselbst „von dem lustigen veld und von der statt Cormos“: „Zu letzt kompt man zu eim überaus hypschen veldt, das ist zwo tagreisen lang, und heisset das orth die schöne (der Übersetzer hat also auch Formosa wieder verdeutscht!). Inn disem land sind vil wasser bäch und palmen beum. Es seind auch mangerley vögel mit hauffen da, zuvor papageyen, die diesseit des meeres nicht funden werden. Von denen kompt man zu dem meer Ocean, do ligt am gestaden die statt Kormos, die hat ein guten port, do viel Kaufleut zusammen kommen, die bringen aus India spezerey, berlin, edelgestein, gewant von seiden u. s. f. Sie seehen inn disem land im Wintermonat, und im Mertzen ernden sie, dann sind auch andere frücht zeitig abzulesen, dann nach dem Mertzen verdorren alle beum am laub und gras und findt man den gantzen summer kein grien blat, es sey denn an den wassern.“.. In derselben Weise ergeht er sich auch sonst über die landschaftliche Scenerie; er sah die Wüsten Persiens und die grünen Hochflächen und wilden Schluchten Badachschans, er erzählt von Japan mit seinen goldbedeckten Palästen, von Birma mit seinen goldenen Pagoden, schildert zuerst die paradiesischen Eilandfluren der Sundawelt mit ihren aromatischen Gewürzen, das ferne Java und Sumatra mit seinen vielen Königreichen u. s. f. In erster Linie steht ihm natürlich das Nationale der fremden Völker, ihre Sitten und Gebräuche, und der Nutzen und die Fruchtbarkeit des Landes. — Der Bischof Osorio giebt uns in seiner Geschichte Emmanuel's, Königs von Portugal, manche nicht uninteressante Schilderungen, interessant sowohl wegen der charakteristischen Nüchternheit, gemäß dem vorwiegenden Nützlichkeitsstandpunkt, als auch wegen der durchschimmernden Freude über die Anmut der neuentdeckten Länder. So erzählt er von den Begleitern des Vasca de Gama, daß sie die äußersten Küsten Afrikas bewunderten, indem sie „die Fruchtbarkeit zugleich mit der Lieblichkeit erschauten, denn sie sahen ungeheure Wälder und dichte Haine, unzählige Scharen von Vieh und eine Menge

umherschweifender Menschen."[1] Ganz besondern Eindruck machen die riesigen Palmen auf Mozambique mit den langen Blättern, dem angenehmsten Schatten und ungeheuer großen Kokosnüssen.[2] Melinde wird also geschildert: „Die Stadt liegt in der Ebene, ringsumgeben von dem dichten Grün der Gärten; sie ist reich an Bäumen, besonders Citronen, aus deren Blumen die lieblichsten Düfte weithin ausströmen. Die Gegend ist fruchtbar und fett, sie ist reich nicht nur an Herden, sondern auch an jeder Art von Tieren, welche durch Jagd und Fischfang zur Speise genommen zu werden pflegen."[3] Ebenso wird die Insel Zanzibaris als reich und fruchtbar, durch zahlreiche Quellen und dichte Wälder anmutig, vom Festlande ungefähr 24 000 Schritt entfernt, geschildert,[4] „auf ihr wachsen unter andern sehr hohe Malimedicae frei, von deren Blüten, wenn der Wind sanft weht, auch in entfernte Orte die lieblichsten Düfte sich verbreiten sollen." Brasilien wird ein „fruchtbares und schönes Land" genannt, „und so gesund, daß man kaum ein Heilmittel nötig hat und alle nur vom Greisenalter bezwungen sterben; es wird von vielen großen Flüssen durchströmt, hat zahllose Quellen von süßem und ewig rinnendem Wasser, großenteils mit Wäldern und Berg und Thal geschmückt; die Wälder sind dicht und schattig mit Bäumen, die vorher uns völlig unbekannt waren, wie jener, aus dessen Laub Balsam, oder andere, aus denen rote Farbe gewonnen wird; auch finden sich heilsame Kräuter."[5] Von der Insel Armuza (bei Arabien) heißt es: „Sie ist trocken und unfruchtbar, aber ob-

[1] A. a. O. p. 23: cum . . situum et fertilitatem cum iucunditate perciperent . . [2] p. 25.

[3] p. 29: Urbs est in planitie sita. Cingitur autem undique multiplici hortorum viriditate. Abundat multis arboribus, in primis autem citreis malis, e quarum floribus odores suavissimi admodum longe diffunduntur.

[4] p. 40: Zanzibarim, fertilem et opimam, fontibus crebris et densis nemoribus amoenam . .

[5] p. 49; über St. Helena mit seiner gesunden und für Verschlagene so willkommenen Lage mitten im Meer, vergl. p. 62: Fluvios habet gelidos atque perennes et silvas atque nemora densissima eadumque saluberrimum; über Malaca p. 186: Arboribus et variis fructibus abundat; Sundae insulae p. 243 u. dgl. m.

gleich sie überhaupt nichts hervorbringt, womit die Menschen sich nähren oder schmücken könnten, hat sie doch Überfluß an so reichen Baum- und Feldfrüchten, an Speisen und Ergötzlichkeiten wie keine andere in Arabien oder Persien und Indien, weil die Schiffe alle Herrlichkeiten dorthin tragen."[1] —

Auf demselben, ästhetisch nicht besonders hohem Standpunkte, der eine Mischung zeigt von überraschtem Wohlgefallen an den Herrlichkeiten der fremden Welt und staunender Berechnung der Fruchtbarkeit des Landes und der aus ihr zu erzielenden wirtschaftlichen Vorteile, steht auch die Reisebeschreibung des Peter Martyr.[2] „Endlich erblicken die Seefahrer", erzählt er[3] „fröhlichen Sinnes das erwünschte Land; und als sie die Ufer betreten, schallt ihnen Nachtigallengesang aus den dichten Wäldern entgegen, mitten im November, und sie bewundern die ungeheuren Ströme süßen Wassers, die natürlichen Häfen, welche ganzen Flotten Raum geben könnten; da finden sie Waldgänse, Turteltauben, Enten von schneeweißem Glanze und purpurrotem Kopfe, grüne und gelbe Papageien; andere haben gemischt blaue und rote Farben, welche Mannigfaltigkeit höchlich ergötzt."[4] Immer neue Inseln tauchen auf, „teils waldig, kräuterreich und schön, teils trocken und steinig mit sehr hohen felsigen Bergen, teils zeigten sie auf den nackten Felsen purpurrote Farben, teils violette, teils glänzend weiße."[5] . .

Eine ganze Seite füllt die Beschreibung der wunderbaren Fülle an Blumen, Obst- und Gemüsesorten aller Art, welche der reiche Boden den säenden Gärtnern in Menge, selbst im Februar darbietet.[6] Die Dichtigkeit der Gräser in den Prärien[7], die Anmut der Flüsse, der Reichtum an Früchten[8], die ungeheure Größe der Bäume — doch immer mit dem Gesichtspunkte des Nützlichen, daß sich gute Häuser für die Eingeborenen daraus

---

[1] p. 161.

[2] De rebus oceanicis et novo orbi Decades tres Petri Martyris ab Angleria Mediolanensis, Coloniae 1574.

[3] dec. I, lib. I, p. 3 fin. [4] p. 8: quae varietas parit delectationem.

[5] p. 19. [6] dec. I, III, p. 30. [7] p. 41. [8] p. 57.

bauen ließen[1] —, die Mannigfaltigkeit und der Nutzen der Pinien, Palmen, Kastanien, Nußbäume[2], die ungeheure Wassermenge, welche die Flüsse ins Meer führen[3]: alles das wird mit Bewunderung namhaft gemacht, doch das wirtschaftliche Interesse überwiegt das ästhetische — selbst wenn er Hispaniola glücklicher nennt als Italien.[4] Von einer irgendwie stimmungsvollen Wiedergabe der neuen Eindrücke ist keine Spur zu entdecken, geschweige denn von einem wirklich landschaftlichen Natursinn, von einer Erfassung des landschaftlichen Ganzen; über lose Einzelnheiten, welche das Auge wohl fesseln, jedoch hauptsächlich nur wegen des materiellen Nutzens, kommt dieser Berichterstatter nicht hinaus.

Innige Freude über die Naturschönheit neu erschlossener Gegenden blickt hervor aus dem Bericht, den Aloise da Mosto, ein intelligenter venetianischer Edelmann, über eine Reise nach dem grünen Vorgebirge giebt, welche auf Veranlassung Heinrich's des Seefahrers unternommen wurde[5]: „Das grien Haupt hatt den Namen von den grienen Bäumen, die da sind und schier das gantz jar grünen. Das haben die Portugalesen funden und habens von den grienen Bäumen genannt, wie das Weis Haupt von dem weißen sand. Aber das grien Haupt ist hoch und lustig zu sehen, das steht zwischen zweyen Bergen in der mitten und breitet sich in das Meer mit vil Hütten und wohnungen der Schwarzen Mooren umbgeben, zu vor gegen dem Meer. Es ist auch zu wissen, das nach dem grienen Haupt sammeln sich die gestaden und machen einen Busen, der recht lustig ist, und ist ein eben erdtrich mit vil hüpschen Bäumen; denn die blätter bleiben, bis andre wachsen; die grünen allweg. Und wie wohl sie vom Meer mehr denn mein armbrustschuß stehen, so scheinen sie von weitem

---

[1] p. 158. [2] p. 190. [3] p. 194. [4] p. 282.

[5] Die deutsche Übersetzung giebt wieder das schon o. a. Buch „Die New Welt“ u. s. f. (Ruge a. a. O. S. 93); der Text selbst findet sich in Il viaggio di Giovan Leone e Le Navagazioni Di Aloise Da Mosto, Di Pietro Di Cintra, Di Anxone, Di un Piloto Portoghese e di Vasco Di Gama Quali si leggono nella raccolta di Giovambattista Ramusio, Volume unico Venezia 1837.

an dem Meer zu stehen. Das ist überaus schön anzusehen. Ich bin weit gegen Aufgang und Niedergang der Sonne gereiset zu mannich land, aber ich habe kein schöneres gesehen."

Mit Recht sagt Ruge hierzu: „Das Entzücken über die Schönheit der Tropen-Landschaft kommt allerdings in der Übersetzung eines mäßigen, besonnenen Straßburger Bürgers aus dem sechzehnten Jahrhundert nicht zur Geltung, aber das Original läßt es warm empfinden."[1] Columbus ist demnach freilich nicht der erste — wie Alex. v. Humboldt sagt —, welcher dem Zauber der Natur an den Gestaden der neuen Welt beredte Worte leiht, trotzdem aber kann er, auch von seiner ganz singulären Bedeutung abgesehen, uns als der trefflichste Repräsentant der damaligen Naturanschauung der Entdeckungsreisenden dienen. Humboldt hat mit treffendem Lobe auf diese Seite des bedeutenden Mannes in seinen kritischen Untersuchungen über die Geschichte der Geographie des 15. und 16. Jahrhunderts hingewiesen und gezeigt, mit welchem tiefen Naturgefühl der große Entdecker begabt war, wie er das Erdenleben und den neuen Himmel, die sich seinen Blicken offenbarten, mit einer Schönheit und Einfachheit des Ausdrucks beschrieben hat, die nur diejenigen ganz zu schätzen vermögen, welche mit der alten Kraft der Sprache jener Zeit vertraut sind.[2] —

Columbus ist in der Geschichte des Naturgefühls ein äußerst lehrreiches Beispiel für die Thatsache, daß mit dem innerlich

[1] Ich gebe Folgendes zum Beleg aus Ramusio a. a. O. S. 190: E la costa è tutta terra bassa, copiosa di bellissimi e grandissimi arbore verdi che mai non pardono fuglia tutto l'anno, civè che mai non seccano, come le nostre di qua; ma prima nasce una foglia avantichè gettino l'altra: e vansene questi arbori fino sulla spiaggia ad un trarre di balestra, che pare che beano sul mare; ch'è una bellissima costa da vedere, e secondo me, che pur ò navigato in molti luoghi in Levante e in Ponente, mai non vidi la più bella costa di quel che mi parse questa: la quale è tutta bagnata da molte riviere e fiumi piccoli, non da conto, perchè in quelli non potriano entrare nvilj grossi. —

[2] Examen critique etc., aus dem Französischen von Ideler, Berlin 1836—52; Kosmos a. a. O. S. 56.

wachsenden Menschen auch die Empfänglichkeit für die Eindrücke der Natur sich steigert. Daß auch ungebildete Seeleute ebenso wie etwa Bauern oder andere schlichte Menschen den Eindruck einer herrlichen und besonders einer ihnen bisher fremden Landschaft mit regen Sinnen aufnehmen, wenn nur irgend ein Funke höherer Gefühlsrichtung in ihnen ruht, wird niemand leugnen können. Aber in Worte zu fügen, was man fühlt — das bezeichnet die Schranke. Umgekehrt aber veredeln auch wieder, wie Humboldt sagt, die Gefühle die Sprache, und hebt sich auch das Darstellungsvermögen mit dem gesteigerten Innenleben.

Es ist das Verdienst des ausgezeichneten Fernandez de Navarrete, daß wir nach seiner musterhaften Ausgabe[1] des Tagebuches des großen Mannes die sich steigernde Empfänglichkeit für die Natureindrücke belauschen können, die sich zu einer „tiefen und dichterischen Empfindung für die Majestät der Schöpfung“ erhebt. Am 8. Oktober 1492 schreibt er in sein Tagebuch: „Das Meer ist Gott sei Dank! so schön wie der Strom zu Sevilla; die Luft ist so mild wie in Andalusien; es ist ein Vergnügen, sie einzuatmen, denn sie ist mit balsamischen Wohlgerüchen angefüllt.“ Die Verschiedenheit in dem Wuchs und der Physiognomie der Vegetation, die wilde Üppigkeit des Landes, die weiten Mündungen der Flüsse, die von Wald beschatteten, mit fischenden Vögeln bedeckten Ufer, das reine, klare Wasser, das von den Bergen rinnt, die weite Umschau, die sich von diesen darbietet, der aromatische Duft, welcher die Luft erfüllt: alles das wird Gegenstand seiner Schilderungen, wie er die Küsten von Cuba, die lucayischen Inseln und die Iardinillos besucht. Jedes neue Land erscheint ihm schöner als das, was er zuvor beschrieben;

[1] Mir liegt die secunda Edicion vor: Coleccion de los viajes y decubrimientos que hicieron por mar los españoles desde fines del siglo XV con varios documentos ineditos . . coordinada é illustrada Por Don Martin Fernandez de Navarrete, Tomo I, Viajes de Colon: Almirantazgo de Castilla, Madrid 1858.

er jammert darüber, daß er die Formen des Redeausdrucks nicht zu verändern imstande ist, um die köstlichen Eindrücke, welche ihm an der Küste von Cuba werden, in die Seele der Königin zu übertragen. —

Doch es wird sich wohl verlohnen, genauer dem Tagebuche zu folgen, da Humboldt nur kurz und die zerstreuten Notizen kontaminierend darüber handelt; außerdem lag die Versuchung so nahe, bei nicht wörtlicher Wiedergabe Modernes hinzuzuthun, den Ausdruck zu glätten und zu verfeinern — was dann aber mit unabsichtlichem verfälschen identisch ist. So klingt es z. B. sehr schön, ist aber doch etwas übertrieben, wenn Peschel sagt: „Colon wird nicht satt, die Nachtigallenschläge zu belauschen, die laue indische Luft dem andalusischen Frühlinge zu vergleichen und die üppige Wildnis am krautbedeckten feuchten Ufer, den Reichtum an Pflanzengestalten in den durch Papageienschwärme belebten tropischen Wäldern zu bewundern... Empfänglich für jeden Liebreiz der Natur und alle holden Wunder der Schöpfung blickt er auf die tropische Herrlichkeit fast wie ein zärtlicher Vater in ein leuchtendes Kinderauge.“[1]

Es heißt im Tagebuche vom 3. November: „Er konnte nichts sehen vor dichtem Walde, die Bäume waren sehr frisch und duftend, weshalb er sagte, er zweifle nicht, daß es aromatische Kräuter gebe, und alles, was er sah, sei so schön, daß es nie die Augen ermüden könnte, eine solche Lieblichkeit zu sehen und die Gesänge der Vögel zu hören“.[2] Am 14. November wundert er sich, so zahllose Inseln zu sehen, so große Palmen, so hohe Berge, daß er glaubt, es gebe auf der Welt nicht wieder so schöne und hohe, ohne Schnee und Nebel. . . Ernüchternd aber fügt er unter dem 25. November seinem Preise der schönen Gewässer, die von den lärchenbekränzten Bergen kommen,

---

[1] Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, 1858, S. 204.

[2] Navarrete a. a. O. p. 199: Dice . . que todo era ton hermoso lo que via, que no podia cansar los ojos de ver tanta lindeza, y los cantos de las aves y pajaritos.

und der schönen Baumgärten hinzu, daß die Pinos besonders erfreulich wegen des Schiffbauholzes wären. Immer wieder aber bricht die Bewunderung durch über die Frische der Gehölze und der klaren Wasser und über die Vögel, über die wunderbare Lieblichkeit und Anmut; er sagt, er möchte garnicht wieder weggehen, und um der Königin von all den Dingen, welche sie gesehen hätten, Bericht zu erstatten, genügten nicht tausend Zungen, es zu referieren, und seine Hand reiche nicht aus, um es zu schreiben, sodaß sie ihm bezaubert scheine.[1]

Unterm 13. Dezember erzählt er, wie die von ihm Ausgesandten die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes bewundern und erklären, „daß die schönsten Länder Kastiliens mit den entdeckten den Vergleich nicht aushielten an Anmut und Reichtum, ja sie seien wie Tag und Nacht verschieden; selbst die Campana di Cordoba erreiche sie nicht; sie sagten, daß alle diese Länder bebaut seien und daß mitten durch ein Thal ein Fluß laufe. Alle Bäume waren grün und voll von Früchten und die Kräuter alle blühend und sehr hoch; die Lüfte waren lau wie im April in Kastilien; es sang die Nachtigall und andere kleine Vögel wie im selben Monat in Spanien, so daß sie sagen, daß es die größte Süßigkeit der Welt war. In den Nächten sangen gewisse kleine Vögel lieblich, die Grillen und Frösche ließen sich zahlreich hören“.[2]

---

[1] p. 220: Dice maravillas de las lindeza de la tierra y de los árboles donde hay pinos y palmas y de la grande vega . . y bajos, la mas hermosa cosa del mundo, y salan por ella muchas riberas de aguas que descienden destas montanñas . . Andando por ella fue cosa maravillosa ver las arboledas y frescuras y el agua clarisima y las aves y amenidad, que dice que le parecia que no quisiera salir de alli. Iba diciendo à los hombres que llevaba en su compañia, que para hacer relacion à los Reyes de las cosas que vian no bastaran 1000 lenguas à referillo ni su mano para lo escribir que le parecia questabo encantado.

[2] p. 238: Dijeron tambien de la hermosura de las tierras que vieron, que ninguna comparacion tienen las de Castilla las mejores en hermosura y en bondad . . ni la campiña de Córdoba llegaba aquella con tanta diferencia como tiene el dia de la noche. Decian que todas aquellas tiervas estaban labrades y que por medio de aquel valle pasabo un rio muy ancho

Alles das bezeichnet einen harmlosen naiven Naturgenuß, der gleich weit von jeder Reflexion und Sentimentalität entfernt ist wie von einer individuellen Naturauffassung oder der Anschauung einer Gegend unter dem Gesichtspunkte einer einheitlichen Landschaft, als eines Ganzen, das aus Farben, Linien, Himmels- und Wetterstimmung zusammengesetzt ist. In einem Briefe, den auch Humboldt in seinen Untersuchungen[1] mitteilt, lesen wir: „Die Insel Cuba enthält Berge, welche bis zum Himmel reichen; es baden sie auf allen Seiten viele wasserreiche und heilsame Ströme; alle diese Länder bieten mannigfache Perspektiven; voll von verschiedenartigen Bäumen, von großer Höhe, teils überhäuft mit Blumen, teils beladen mit Früchten boten sie alle die größte Schönheit und Proportion dar; es giebt sieben oder acht verschiedene Palmen, überlegen den unsrigen sowohl an Schönheit als an Höhe, die Pinien sind bewundernswert, Ebenen und Wiesen sehr ausgedehnt." Humboldt fügt mit Recht hinzu: „Ich muß hier darauf aufmerksam machen, wie sehr diese fast zu oft wiederkehrenden Ausdrücke der Bewunderung ein lebendiges Gefühl für die Schönheiten der Natur offenbaren, da es sich hier um Schatten und Laubwerk handelt, nicht um jene Anzeichen von kostbaren Metallen." Ja, die Fähigkeit, dem Natureindrucke, wenn er auch nur, in engen Grenzen, staunende Bewunderung erweckt, lebendigen Ausdruck zu leihen, wächst bei Columbus, wie die Lettera rarissima vom 7. Juli 1503 mit ihrer großartigen Naturschilderung beweist: „Ich hielt mich fünfzehn Tage in dem Hafen auf, weil es das grausame Wetter so wollte. Hernach als ich vier Leguen gemacht hatte, fing der

y grande que podia regar todas las tierras. Estaban todos los arboles verdes y llenos de fruta, y las yerbas todas floridas y muy altas; los caminos muy anchos y buenos; los aires eran como en Abril en Castilla; cantaba el ruiseñor y o tros pajaritos como en el dicho mes en Espana, que dicen que era la mayor dulzura del mundo. Las nochas cantaban algunos pajaritos suavemente, los grillos y ranas se oian muchas. Ähnliches findet sich unter dem 21. Dezember verzeichnet.

[1] II, 159.

Sturm wieder an und brachte mich so weit herunter, daß ich schon meinerseits keinen Ausweg wußte; meine Wunde brach von neuem auf, ich hatte keine Hoffnung für mein Leben; die Augen sahen niemals das Meer so hoch, so schrecklich und so zu Schaum gemacht; der Wind war nicht danach, um weiter zu gehen, und gab auch keine Gelegenheit, um zu irgend einem Kap zu laufen. Da hielt er mich in diesem Meere, welches zu Blut geworden war, schäumend wie ein Kessel auf einem großen Feuer. Niemals wurde der Himmel so schrecklich gesehen, ein Tag und die Nacht brannten wie ein Ofen, und so sprühten die Flammen der Blitze, daß wir uns wunderten, daß sie nicht Mast und Segel vernichteten; es kamen mit solcher Wut die fürchterlichen Wogen, daß wir alle glaubten, die Schiffe würden untergehen. In der ganzen Zeit hörte das Wasser vom Himmel nicht auf, man kann nicht sagen, daß es regnete, sondern daß sich eine Sintflut erneuerte. Die Leute waren so mürbe, daß sie den Tod wünschten, um aus so vielen Qualen herauszukommen. Die Schiffe hatten schon zweimal die Barken, Anker und Seile verloren und standen offen ohne Segel.“[1]

Columbus ist also ein lebendiger Repräsentant desjenigen Naturgefühls, das sich auch in ungebildeten Gemütern entwickelt und über den gewöhnlichen Standpunkt der Freude am Nützlichen sich zu andächtigem Staunen über die Wunderwelt, die sich vor

---

[1] Navarrete S. 449: Detureme alli quince dias que asi lo quiso el cruel tiempo . . y llegado con 4 leguas revino la tormenta y me fatigó tanto à tanto que y a no sabia de mi parte. Allí se me refrescó del mal la llaga: nueva dies anduve perdido sin esperanza de vida: ojos nunca vieros la mar tan alta, fea y hecha espuma. El viento no era para in adelante, ni daba lugar para correo hácia algun cabo. Alli me detenia en aquella mar fecha sangre, harbiendo como caldera por gran fuego. El cielo jamas fue visto tan espantoso: un dia con la noche ardió como forno; y asi echaba la llama con los rayos, que cada vez miraba yo si me habia llevado los masteles y velas; venian con tanta furia espantables que todos creiamos que me habian de fundir los navios. En todo esto tiempo jamás cesó agua del cielo, y no para decir que llovia, salvo que resegundaba otro diluvio. La gente estaba ya tan molida que des estaba la muerte para salir de tantos martirios. Los navíos ya habian perdido dos veces los barcas, anclas, cuerdas, y estaban abiertos, sin velas . .

den Augen aufthut, erhebt, vor der Größe und Gewalt der mannigfach alle Sinne bestürmenden Eindrücke keine Worte findet, die es diesen adäquat finden möchte, aber doch beredt wird und mit anschaulicher Kraft schildert, wenn so übermächtig wie hier im Seesturm die Elemente Phantasie und Gemüt fesseln und aufregen. Wohl fehlten dem Columbus meteorologische und physikalische, botanische und geologische Kenntnisse, eins aber zeichnete ihn außer seiner großen Energie und seiner seltenen Tiefe der Empfindungsweise — von welcher die Schilderung der nächtlichen Vision in der Lettera rarissima das treffendste Zeugnis giebt[1] — vor manchem anderen Entdecker aus, das war jener scharfe Blick, mit dem er die Erscheinungen in der Natur auffaßte. Er unterscheidet in Cuba, wie wir sahen, schon sieben oder acht Palmarten, die schöner und höher als die Dattelpalme sind; er meldet seinem Freunde Anghiera, daß er in derselben Ebene Tannen und Palmen zusammengruppiert, palmeta und pineta wundervoll gemischt, gesehen; er betrachtet die Vegetation mit solchem Scharfblick, daß er zuerst bemerkt, es gebe im Cibao auf den Bergen Pinien, deren Früchte nicht Tannenzapfen sind, sondern Beeren wie die Oliven des Axarafe de Sevilla.[2] — Die Reiseberichte des Vespucci, besonders seine an Medicis gerichteten Briefe, enthalten größtenteils nur Gemälde von Sitten und Gebräuchen und Schilderungen von Abenteuern; er ist von weit geringerer Geisteseigentümlichkeit als Columbus, dessen Sprache belebt wird durch jene plötzlichen Anflüge von Begeisterung, die der Anblick großer Naturscenen hervorruft. Columbus ersetzte, was ihm an Geistes-

[1] Wie er von bitterer Schwermut über alle die Unbilden, die er erlitten, verbittert und von tiefster Verzweiflung übermannt wird, trifft eine Stimme voll Mitgefühls sein Ohr: „Kleinmütiger, was zögerst du, auf deinen Gott zu vertrauen? . . Zu jenen mächtigen Banden des Ozeans, zu jenen gewichtigen Ketten, die ihn gefesselt hielten, wie unter ehernem Schloß, hat Gott dir die Schlüssel gegeben (de los atamientos de la mar Oceana, que estaban carrados con cadenas tan fuertas, te dió las llavas) und du sahest deinen Willen vollzogen in ungeheuren Länderstrecken, und ehrenvoller Ruf deines Namens blieb dir in der Christenheit."

[2] Humboldt, Kosmos II, p. 56.

bildung fehlte, durch die Stärke seines Gefühls und die Tiefe seiner Empfindung, und daher bezeichnet er eine nicht unwichtige Etappe in der Geschichte des Naturgefühls. —

Wie Meeresrauschen und Windeswehen, wie jubelnder Enthusiasmus über die großartigen, neue Welten erschließenden Entdeckungen weht und klingt es durch die imposanteste portugiesische Dichtung, die Lusiaden des Camoëns. In ihr spricht sich ein Naturgefühl aus, das auf eigener Beobachtung fremder Erdteile beruht, hatte der Dichter doch selbst am Fuße des Atlas als Kriegsmann gefochten, wie auf dem roten Meer und im persischen Meerbusen, hatte er doch zweimal das Kap umschifft und sechzehn Jahre lang an dem indischen und chinesischen Gestade alle Phänomene des Weltmeers belauscht.[1] Daher gelingt es ihm auch am schönsten, farbenreiche Seebilder zu zeichnen, sei es nun den wilden Sturm auf hoher See oder das elektrische St. Elmsfeuer, oder die furchtbare Wasserhose oder die lieblichsten Eilande. Alles ist durchsättigt von der lebensvollsten Wärme, wie sie eben nur eigene Anschauung mit sich bringt. In der poetischen Kraft und Großartigkeit der Erfindung wird man bisweilen an Dante erinnert — wie in der Schilderung des Traumgesichtes —, in der Anschaulichkeit und Fülle der Beschreibungen fremdländischer Gegenden an die begeistertsten Darstellungen der Entdecker und späteren Reisenden. Des Camoëns Dichtung ist stellenweise das in Poesie und zwar in kunstmäßige Epik übertragene Journal des Columbus: derselbe feurige Geist, dieselbe Verve und Frische der Beobachtung, aber alles gesteigert durch den Schwung dichterischer Phantasie und Technik. Daß aber der antike Götterapparat eine vorteilhafte Ornamentik bilde, wird niemand der Apologetik der Thetys (X, 82) einräumen. — Vergleiche aus dem Natur- oder Tierleben sind nicht eben häufig, doch nicht ohne sinnig aufgefaßtes Detail, wie in dem von den Ameisen II, 23:

Wie, wenn der Ämsen Volk in regem Walten
Der Körner hochgehäufte Last vergräbt,

[1] Humboldt a. a. O. p. 59.

Und so des Winters feindlichen Gewalten
Mit frohgeschäft'gem Mut entgegenstrebt,
Wie da die Kräft' in voller Arbeit schalten,
Wie ungeahntes Leben wogt und webt:
Also die Nymphen . .;

und von den Fröschen II, 27:

Wie wohl die Frösch' . . in feuchter Wälder Seen,
Die, wann sie achtlos auf dem Trocknen lagen
Und ungefähr den Wandrer kommen sehn,
Umhüpfen, daß die Lache rauscht, und zagen,
Der Not, die ihnen drohte, zu entgehn,
Und heim sich flüchten zur bekannten Stelle
Und nur die Köpfchen heben aus der Welle:
So flohn die Mohren. —

Ein andermal wird ein Waldfeuer zum Gegenbild der hastigen Eile der Mohren III, 49:

Wie wohl die Flamme sich auf dürrem Anger
Entzündet und — wenn Boreas voll Hast
Sich zischend hob — vom Windeshauche schwanger
Den trocknen Wald mit Feuerarmen faßt;
Und wie das Volk der Hirten dann, in banger
Betäubung aufgeschreckt aus süßer Rast
Vom Lärm der Glut, die tosend weiter ziehet,
Die Herde sammelt und zum Dorfe fliehet:
Also die Mohren . .

Eine erblassende Tote wird mit einer welkenden Rose verglichen III, 134:

Wie eine Blum', in weißer Schöne prangend,
Die vor der Zeit das zarte Mädchen bricht,
Mit losen Händen sie vom Zweige langend,
Und sich zum Kranz für Brust und Stirne flicht —
Ihr Duft entweicht, die Farbe blaßt erbangend:
So war der Toten bleiches Angesicht;
Der Wange Rosen welkten hin und starben,
Und mit dem Odem flohn die Lebensfarben.

Auch die Gemütsstimmung wird mit einem Vorgange in der Außenwelt verglichen, und zwar in höchst berechneter Weise, die an das gesuchte Gleichnis des Apollonios Rhodios erinnert,[1] VIII, 87:

[1] Biese, Entw. d. N. bei d. Gr. S. 81.

So wie von prächtigem Krystall, von Stahle
Der Spiegel dessen Schimmer widerprallt,
Der scharf getroffen von der Sonne Strahle,
In vollem Glanz auf andre Flächen wallt;
Wie wenn an ihn vorwitzig rührt im Saale
Des Kindes Hand, in zitternder Gestalt
An Wand und Decke seine Flimmer streifen
Und schwankend hier und dort unruhig schweifen:
So schwankt auch ihm . . das Urteil unstät . .

Dem Zauber weiblicher Schönheit, der Gewalt der Liebe erliegen selbst der Himmel und die Sterne, wie von der Diana gerühmt wird II, 34:

Von weitem Weg glühn röter ihre Wangen,
Hoch strahlt der Reiz der göttlichen Gestalt,
Daß Luft und Himmel zittert in Verlangen
Und rings der Sterne Chor in Liebe wallt.

Ganges und Indus treten als Personen auf, IV, 74, das Kap V, 50. — Die Zeitbestimmungen sind meist mit antiker Mythologie durchsättigt, wie I, 59:

Doch als Aurora mit des Lichtes Glänzen
Die schönen Locken durch den Himmel goß
Und für Hyperion, der des Meeres Grenzen
Entstiegen war, die rote Pfort' erschloß,
Beginnt die ganze Flotte sich zu kränzen;

und II, 13:

Doch als die Sonne, wieder aufgegangen,
Weit auf die Erd' ergoß der Strahlen Pracht
Und Titans Tochter sich vom Äther neigte
Und ihre Stirn in Röte flammend zeigte, Da . .

Am liebsten aber weilt des Dichters Griffel bei der Schilderung des Meeres; er weiß sich in die Stimmung der Seefahrer hineinzuversetzen, wie sie zuerst den weiten Ozean vor sich erblicken, I, 19:

Sie fuhren schon auf weitem Meergefilde,
Durch unruhvolle Wogen ging ihr Lauf;
Wohl atmeten die Winde leis' und milde
Und schwellten lind die hohlen Segel auf.
Ringsum erschien, ein weißes Schaumgebilde,
Das große Weltmeer, wo der Kiele Hauf
Der heiligen Gewässer Plan durchteilte . . . ;

Ähnlich heißt es V, 3, als sie allmählich der Heimat Höhen vor ihren Augen erblassen und um sich her nur Luft und Meereswogen sehen:

Bald öffneten wir jener Meere Pforte,
Die kein Geschlecht der Menschen aufgethan,
Sahn andre Zonen, sahn die Inselporte,
Wohin der edle Heinrich fand die Bahn.

Und wie schön giebt der Dichter den Eindruck der stillen Mondscheinnacht auf dem Meere wieder, I, 58:

Klar auf Neptunus' silberhellen Wogen
Malt sich in vollem Strahlenglanz der Mond;
Ein Feld, mit goldnen Blüten überzogen,
Der Himmel, wo das Heer der Sterne thront;
Die Schar der Stürme schlummert, heimgezogen
In dunkle Grotten, wo sie ferne wohnt;
So still es war . .

Aber der Dichter kennt auch die geheimnisvollen Schauer der Gefahr, welche eine Meerfahrt erzeugt, sagt jedoch selbst, die Worte reichten nicht aus, sie zu schildern, V, 16:

Viel Worte dir zu machen von der grausen
Gefahr des Meeres, die kein Mensch empfand,
Der Donnerhalle fürchterlichem Brausen,
Von Blitzen, so die Luft in Glut entbrannt,
Platzregen, Donnern, die mit wildem Sausen
Die Erde spalten, düstrer Nacht entsandt,
Das wär' ein großes, thöricht eitles Streben,
Wär' auch ein Laut von Eisen mir gegeben.

Mit andachtsvollem Schrecken sieht er das Elmsfeuer leuchten und dann die Wasserhose das Meer aufwirbeln, V, 18:

Das Licht, das lebende, gewahrt' ich klärlich,
Das immerdar dem Seevolk heilig galt,
Wenn Ungewitter dunkelt und gefährlich
Der Sturm sich aufmacht und Geheul erschallt.
Nicht minder war's ein Wunder, unerklärlich,
Wovor ein hehrer Schauer uns durchwallt,
Zu sehn, wie Meergewölk' in weiten Bogen
Des Ozeans erhabne Welle sogen . . .
Er (der Dunst) wallet hin und woget auf den Wellen,
Und auf ihm türmt sich einer Wolke Last, . .

Doch da sie nun sich voll und satt gezogen,
Zieht sie den Fuß in sich zurück vom Meer
Und fliegt zum Himmel auf in Wasserbogen,
Auf Wellen lagernd, mit der Wellen Heer.

Mit großartiger Kraft der Darstellung ist auch der Sturm geschildert, VI, 74:

Die Winde grollen so, daß nicht entfalten
Sie größre Wildheit können und größre Macht,
Und kämen sie mit allen Graungewalten,
Daß Babels höchster Turm in Trümmer kracht . .
Nun über die Gewölk empor erheben
Die Wasser sie, wild grollend aus dem Schlund,
Nun wähnt man wiederum, die Schiffe schweben
Hinunter in der Tiefen offnen Mund.
Nord, Ost und West und Süd vereinigt streben,
Den Bau der Welt zu rütteln aus dem Grund:
Die schwarze Nacht, die grause, strahlt von Flammen
Erleuchtet, die den ganzen Pol entflammen . .
Doch funkelnd schon am Horizonte schreitet
Der Liebe Stern, der vor der Sonne zieht,
Des Tages Bot', und ob der Erde gleitet
Und alles Meer mit heitrer Stirne sieht . .

Hier ist bis ins Detail alles hoch poetisch gedacht und mit Aeschyleischer Pracht ausgemalt. Wie er aber die Schrecknisse des Meeres nach eigenem Augenschein anschaulich zu schildern weiß, so kennt er auch das Entzücken, das die befällt, welche nach langer mühseliger Fahrt die zarten Uferlinien des Landes und die Umrisse der Höhen erblicken, V, 25:

Schon tauchen, wie der Wolken Luftgewande,
Die Berge vor uns auf in klarem Schein,

und VI, 90 wird die indische Küste mit Calcutta also begrüßt:

Doch schon umschien des lichten Morgens Helle
Die Höhn, wodurch der Ganges rauschend zieht,
Als aus dem hohen Mastkorb ein Geselle
Am Bug das Festland deutlich unterschied.
Die Windsbraut schweigt, es ruht die Meereswelle,
Daß eitle Furcht aus jeder Brust entflieht . .

Jedoch alle Reize der neuentdeckten Welten und der südeuropäischen Vegetation windet der Dichter gleichsam zu einem

üppigen Strauße zusammen in der Schilderung der Zauberinsel, der Ilha de Venus; es ist das reizendste Gemälde einer Landschaft, wenngleich von der Phantasie gebildet und nicht der Wirklichkeit abgelauscht, IX, 52:

Sie sahn das Eiland, frisch und schön, von weitem,
Wie wenn der Wind ein weißes Segel füllt . .
Wo sich das Meer in eine Bai verschlang,
Friedsam, gekrümmt . .
Drei Hügel, schön und anmutvoll, erhoben
Sich himmelan in zauberischer Pracht,
Von Blum' und Gras in buntem Schmelz umwoben,
Im Eiland hier, das heitre Wonn' umfacht:
Der Quellen Bäche, klar und lauter, stoben
Vom Gipfel, der in sattem Grüne lacht,
Und leis' hinab hüpft über weiße Kiesel
Voll Melodie ihr flüchtiges Geriesel . .

Im Thal vereinen sich die Quellen; über ihnen hängt das Laubwerk und malt sich ab in der Krystallenreine der Flut; tausend Obstbäume ragen auf, von Früchten schwer beladen — „die Prachtmelonen, die von Dufte tauen, Sind schön gewölbt wie Busen zarter Frauen“; mit laubigem Gezweige füllen der Hügel Räume Pappeln, Lorbeer, Cypressen, Myrten und Granaten, und der Ulmen Arm' umranken heitre Reben, mit roten, grünen Trauben eingefaßt. Doch auch in dieser Schilderung müssen die Gestalten der antiken Mythologie die Farben noch erhöhen und beleben:

Die Teppiche, mit deren zartem Schleier
Sich dort die Erde frisch und ländlich schmückt,
Schuf Achämenia nicht in solcher Feier,
Als ihre Pracht im dunklen Thal entzückt.
Hinab zum klaren, lichtumflossnen Weiher
Hat hier Narcissus' Blum' ihr Haupt gebückt . .
Schwer mochte man entscheiden, wer die gleichen
Glutfarben sah an Erd' und Himmel hier:
Verlieh den Blumen ihrer Farbe Zeichen
Aurora, liehn den Glanz die Blumen ihr?
Und malte mit der Liebesfarb' Erbleichen
Zephyr und Flora der Violen Zier?
Und Purpurlilien, junge Rosen strahlen,
Wie auf des Mädchens Wange schön sich malen . .

Der weiße Schwan singt ruhend am Gestade,
Und Philomel' antwortet ihm vom Ast . .
Hier trägt im Schnabel zum geliebten Neste
Der Vogel Futter für die kleinen Gäste. . .

Genug, es ist ein Strand, „den Wonne rings umwallt," ein Eiland, wie die durch eigene Anschauung fremder Länder genährte Phantasie und das lebendige Naturgefühl eines echten Dichters es sich nur irgend schaffen und denken kann. Was die großen Entdecker in schlichter, wenn auch oft begeisterter Prosa auszudrücken vermochten, in der resignierenden Überzeugung, daß das Wort doch nicht ausreiche zur Wiedergabe der gewaltigen Eindrücke jener neuen Welten, das hat hier die Kunst eines Poeten in schwungvollen Versen vollbracht. —

Noch mehr aber als im Epos spiegelt sich ein subjektives Naturgefühl in der Lyrik; und für das sechzehnte Jahrhundert ist kein lyrischer Dichter auf der Pyrenäenhalbinsel charakteristischer als der Spanier Fray Luis de Leon. Er ist ein typischer Vertreter weicher katholischer Naturschwärmerei oder jener theosophisch-mystischen Naturbetrachtung, die es zu allen Zeiten mehr oder weniger hervorstechend gegeben hat.

Welche überschwengliche Inbrunst religiöser Naturandacht wohnte in der Seele des heiligen Franziscus von Assisi! Sein Bruder Egidio wurde durch dieselbe angetrieben, in trunkener Liebe zum Schöpfer Bäume und Felsen mit Küssen und Thränen zu benetzen[1], und des Franziscus Sonnenhymnus oder Gesang „vom Bruder Sol" (de lo Frate Sole) läßt der Reihe nach den Bruder Sol, die Schwester Luna, den Bruder Wind, die Schwester Wasser, die Mutter Erde und endlich auch den Bruder Tod die Motive zur Verherrlichung des Schöpfers darreichen:

„Gepriesen seist du, Gott mein Herr, mit allen deinen Geschöpfen, vornehmlich mit dem edlen Bruder Sonne, der den Tag wirkt und uns leuchtet durch sein Licht; schön ist er und strahlend in schönstem Glanze. Gepriesen sei, mein Herr, um der

[1] Vgl. Zoeckler, Gesch. d. Beziehgn. zw. Theol. u. Naturwiss. I, 1877, S. 317 f.

Schwester willen, des Mondes, und um der Sterne willen: Am Himmel hast du sie geformet klar und schön“ u. s. f.

Sein Jünger Bonaventura hat nicht minder in seinen poetischen Versuchen die Kunst gehandhabt, „die geringsten Kreaturen als Brüder und Schwestern zu betrachten, Saaten, Weinberge, Bäume, Blumen und Sterne zum Lobe Gottes aufzufordern.“ Bernhard von Clairvaux hatte zum Grundsatz „an der Erde zu lernen und an Bäumen, an dem Korne, den Blumen und dem Grase“, und schrieb in seiner Epistel an Heinrich Murdach (Ep. 106): „Glaube mir, ich hab’s erfahren: du wirst ein Mehreres in den Wäldern finden als in den Büchern; Bäume und Steine werden dich lehren, was kein Lehrmeister dir zu hören giebt.“ Alle Erscheinungen sind ihm „Strahlen der Gottheit“, und das Betrachten der Abbilder gilt ihm wie eine Heimkehr zu den Urbildern. Sein Zeitgenosse Hugo von St. Victor schreibt: „Die ganze sichtbare Welt gleicht einem Buche, geschrieben vom Finger des Herrn; sie ist geschaffen durch göttliche Kraft, und alle Geschöpfe sind Figuren, nicht als Erzeugnisse menschlicher Willkür, sondern hingestellt durch göttlichen Willen zur Offenbarung und gleichsam als sichtbares Merkmal der unsichtbaren Weisheit Gottes. Gleichwie aber der, welcher nur so obenhin in ein offenes Buch hineinsieht, zwar Figuren erblickt, aber keine Buchstaben erkennt: ebenso sieht der thörichte und sinnliche Mensch, der von Gottes Geiste nichts vernimmt, von den sichtbaren Kreaturen wohl die Außenseite, aber er begreift ihren tieferen Grund nicht.“ Auf dieser Bahn bewegen sich auch deutsche Mystiker wie der franziskanische Volksprediger Berthold von Regensburg († 1272), „dessen Feld- und Wiesenpredigten viele Tausende von Zuhörern ergriffen und rührten, nicht zum wenigsten wegen der ungewöhnlichen Frische und Lebensfülle seines frommen Naturgefühls“ — trotz manchen üppigen Beiwerkes in natursymbolischen Bildern und Gleichnissen, die auch bei den Mystikern des fünfzehnten Jahrhunderts wie Ekkart, besonders aber bei Tauler, Suso und Ruysbroek wiederkehren. Die nordische Prophetin und Ordens-

stifterin Birgitta († 1373) erkennt in allen sichtbaren Dingen das Wehen des alldurchdringenden Schöpferodems. „Wir fühlen in ihren Visionen", sagt Hammerich[1], „wie derselbe uns aus dem rauschenden Bache, von den schneebedeckten Tannen herab anweht; er begleitet uns, wenn wir in die Mitte jener Scheeren der schwedischen Küsten und ihrer brandenden Wogen geführt werden, wenn wir mit der Seherin in des Bergwerks Schachten hinabsteigen oder auch in stiller Abendstunde durch den Weingarten, zwischen Rosen und Lilien wandeln, während der Tau zur Erde fällt und rings um uns her die Glocken zum Ave Maria läuten." Ja, sogar der Versuch einer spekulativen Ästhetik des Naturschönen auf mystisch-kontemplativer Grundlage begegnet uns. Schon Vincentius von Beauvais († 1264) that in seinem Speculum naturae (VI, 23 De spectaculis naturae) den religiös-sittlich fördernden Wert andächtiger Betrachtung der Schönheit der Natur im Einzelnen dar; doch systematischer unternimmt es der Karthäusergeneral Dionysius von Rickel († 1471) in seiner Schrift „Von der Schönheit der Welt und der Herrlichkeit Gottes" (De venustate mundi et de pulchritudine Dei). Alles Schöne der Kreaturwelt — führt derselbe im 22. Kapitel aus — ist nichts als ein Abglanz und Ausfluß der urbildlichen Schönheit Gottes; und als vorzugsweise wundervolle Proben kreatürlicher Schönheit werden hervorgehoben: Rosen, Lilien und andere herrlich und lieblich duftende Blumen, die schattigen Haine, die stattlichen Bäume, die lieblichen Felder, die hochragenden Berge, die Quellen, Bäche, Flüsse und des unermeßlichen Meeres breite Arme . . ., „und über dem allen strahlen die Gestirne, in wundervollem Glanze und majestätischer Ordnung ihren Lauf am heitern Sternenhimmel vollendend." In mystisch-scholastischer Betrachtungsweise sah Raymundus von Sabieude, ein Spanier, welcher aber in Toulouse Medizin und Philosophie lehrte und um 1436 seine Theologia naturalis schrieb, die Natur nach der Weise des Thomas von

[1] F. Hammerich, St. Birgitta, die nordische Prophetin und Ordensstifterin, deutsch von A. Michelsen, 1872, S. 198 f.

Aquino als eine vom Niedrigen zum Höchsten heraufführende Stufenleiter von Geschöpfen an und pries mit einer, selbst dem Papst Clemens VII. bedenklichen Überschwenglichkeit der Begeisterung die Natur als Hauptquelle der Gotteserkenntnis: „Zwei Bücher sind uns von Gott gegeben, das Buch der Gesamtheit der Kreaturen oder der Natur, und das Buch der heiligen Schrift. Das erstere ward dem Menschen von Anbeginn an gegeben, als der Inbegriff aller Dinge geschaffen wurde; denn jegliche Kreatur ist nur ein von Gottes Finger geschriebener Buchstabe, und aus den vielen Kreaturen setzt sich jenes Buch zusammen, wie ein Buch aus seinen Buchstaben . . Der Mensch aber ist Hauptbuchstabe desselben Buches. Auch ist dieses nicht wie jenes verderbt und verfälscht, sondern allen gemeinsam und verständlich; es mache den Menschen froh, demütig und gehorsam, zum Hasser der Laster und Liebhaber der Tugenden.“ — Sein Naturgefühl, das demnach ein nicht unlebendiges war, beruht jedoch mehr auf Erkenntnis, als auf Anschauung, mehr auf Streben nach Wahrheit, als auf Freude an dem Sinnlich-Schönen. Immerhin zeigt auch er uns die Verbindung eines frommen Gemüts, das in der Natur wie in einem Buche Gottes liest, und einer sich Bacon nähernden Naturforschung. — Auch unter den Gelehrten der Renaissance, welche schon vor Bacon die induktive Gestaltung der Naturwissenschaft proklamieren, findet sich sinniger Ausdruck religiösen Naturgefühls[1]; so bei dem Spanier Luis Vives (1540), der von unnützem Grübeln über Verborgenes nach Art der Alchemisten und Astrologen abmahnt — „nicht des Disputierens bedarf es hier, sondern schweigender Betrachtung der Natur“ —, zum Nutzen von Leib und Seele müsse die Naturkunde gereichen, zum Anbau und Wachstum der Frömmigkeit.

Durch alles dieses erst findet die zarte religiöse Lyrik des Mystikers Luis de Leon[2] ihren historischen Untergrund. Sein Leben — das sich zwischen 1529 und 1591 abspielte —, sein wechselndes

---

[1] Zoeckler a. a. O. I, S. 571.

[2] Vergl. das von Zoeckler citierte höchst interessante kleine Buch:

Schicksal führt uns die furchtbare Inquisitionszeit vor Augen; auch er, der gewissenhafte Forscher und treffliche Lehrer, mußte Jahre lang wegen freimütiger Schriftauslegung im Kerker schmachten; allzeit aber hat er sich die kernige Mannhaftigkeit des Handelns und rührende Innigkeit des Empfindens bewahrt. In den Ferien eilte er hinaus aus dem dumpfen Hörsaal von Salamanca und dem Lärm und Treiben der Studenten und floh vor der schlechten Luft und den schlechten Menschen aufs Land.[1] Ein Landgut, das dem Kloster gehörte, nahm ihn auf. Es lag zu Füßen eines Hügels, am grünen, erquickenden Ufer des klaren Stromes, der in der Nähe eine kleine, bewaldete Insel bildete. Ein großer Garten umgab das Landhaus, nicht zierlich angelegt, aber schön im Schmuck alter, prächtiger Bäume; Weinlauben bildeten einladende Gänge. Ein klarer Bach floß hindurch, eilig rauschte er dem Flußwehr zu. Eine lange Allee von Pappeln öffnete den Blick auf die nahen Auen, ihr Rauschen mischte sich in das taktmäßige Plätschern und Brausen einiger Mühlen. Stundenlang konnte Leon auf seinem Lieblingsplatze unter einer Pappel im Rasen sitzen, den Fuß im Bache netzen, ohne einen Laut zu vernehmen. Die Pappel gefiel ihm besonders, der Baum, von dem die Romanzen singen, wie er einsam wächst auf unbebautem Sand, daß die Vögel unterm Himmel auf ihm ausruhn allesamt. Unter Pappeln genoß er die Einsamkeit und ließ ihren heilenden Zauber auf seine Schwermut wirken. Das Flüstern der Wipfel, bald klagend, bald ahnungsvoll, sang diesen Feind in Schlummer ein. — Mit Recht fährt sein Biograph fort: Für die Schönheit der Natur, aus der seine Genüsse kommen, hat er die Empfänglichkeit, die dem Spanier eigen ist. Er versteht ihre Sprache, ihre Geheimnisse, die verhüllte Herrlichkeit in Tönen, Farbenspielen, Formen kann ihn bis zu Thränen bewegen. Wenn er so dasitzt, den Formationen der Wolken, den Übergängen ihrer Farben zu-

---

Wilkens, Fray Luis de Leon, Eine Biographie aus der Geschichte der spanischen Inquisition und Kirche im 16. Jahrhundert, Halle 1866.

[1] Vergl. Wilkens a. a. O. S. 129.

schauend, fühlt er sich erhaben, weil alles ihm klein scheint gegen den Menschengeist, den kein Engel befriedigen kann, der Güter da besitzt, wo die Sonne nicht sengt, Gewölk und Nebel nie umschleiern. Das Schaukeln und Schwanken des Schiffs der Gedanken begleitet er mit Selbstgespräch über die Schönheit des Himmels und den Reiz der Erde. Dann fordert er wohl die Wolken auf, bei ihrem ruhigen, freien Zuge am Himmel seine Seufzer in ihren Wellen mitzunehmen. In der Morgenfrühe sieht er, so oft er kann, der Wiederkehr der Sonne zu; unter den Frühlingsliedern der Vögel, den Düften der Blumen fühlt er seine Seele gebadet, als steige Göttliches in ihr auf. Ist er auf der Wiese gelagert, von Tausenden von Feldblumen umgeben, so beobachtet er das Stillleben der Bienen und horcht dem Gesange der Vögel; die Quelle muß ihm erzählen; das Ziehen, Spielen, Fliehen und Auftauchen der Fische verfolgt er; alle Arten des frischen, reinen Naturlebens bieten ihm Genuß; nichts ist ihm in der Natur bedeutungslos, im Buche der Natur sieht er jeden Buchstaben darauf an, ob er nicht etwas von oben sage, ob er nicht mit einem Zuge von der Schönheit des Herzens Gottes zeuge; Felder, Matten, Quellen, Triften mahnen ihn an die wahrhaftigen Gefilde ewiger Anmut. Alles deutet er symbolisch, das Glühen des Morgenrots als Glut der Liebe Gottes, den unbeschränkten Anblick von Himmel und Erde als ein Abbild wahrer Freiheit, die Himmelskreise als Strahlen der Glorie ihres Meisters, die sinkende Sonne als das nie untergehende Licht, die Sternenfluren als Lichtblumen jenes ewigen Frühlings dadroben. — Er liebt die ländliche Flur, auch im Gegensatze zu der städtischen Unruhe und Schlechtigkeit, aber ohne jene schäferliche Überreiztheit und Thorheit der damaligen Pastoraldichtung; seine Schilderungen sind vom zartesten Ausdruck der Empfindungen durchwoben, von offenem Sinn für den Frieden durchdrungen, welchen die ländliche Natur dem Stadtmenschen bietet. Er malt die Natur, doch nicht selbständig für sich, der Mensch bleibt Herr der Natur[1]; in einem

[1] Wilkens S. 149.

feinen Zuge, oft erst am Schlusse, tritt er und sein Geschick auf, und er hört, was die geschilderte Außenwelt ihm sagt. Kürze zeichnet die Schilderungen aus, oft sucht er mit dem Klange der Worte onomatopoetisch das Geschilderte auch lautlich zur Anschauung zu bringen.

Ein herzliches, idyllisches Naturgefühl prägt sich in seiner Ode „Das Stillleben“ aus[1]:

Wie frohe Tage siehet, Wer für das laute Weltgewühl verloren
Auf jenem Pfade ziehet, Dem stillen, den erkoren
Die wen'gen Weisen, so die Welt geboren! . .
O Flur, o Berg, o Quelle! O sichre, freundliche, verborgne Stätte!
Wie aus des Schiffbruchs Welle In euren Port ich rette
Mich hin aus diesem Meer, der Stürme Bette.
Dicht an des Berges Grenze Das Gärtchen liegt, das meine Hände pflegen,
Wo freundlich schon im Lenze Aus reichem Blütensegen
Die sichre Frucht der Hoffnung winkt entgegen.
Und wie vom Wunsch gezogen, Zu schaun, zu schmücken diese schöne Stelle,
Kommt zu ihr hingeflogen Mit ihrer klaren Welle
Vom luft'gen Scheitel eine muntre Quelle.
Doch gleich in holder Mitte Dann zwischen Bäumen ihren Schritt sie lenket,
Und Gras in üpp'ger Fülle Und bunte Blumen schenket
Dem Boden sie, den ihre Welle tränket.
Die Luft des Gärtchens kühlend Läßt tausend Wohlgerüche zu mir steigen,
Sie reget, leise spielend, Ein Säuseln in den Zweigen,
Vor dem, vergessen, Gold und Scepter schweigen.

Von erhabenstem Naturenthusiasmus und frömmster Naturandacht durchdrungen ist das Gedicht „Der Sternenhimmel“[2]:

Wenn ich die Blicke sende Zum Himmelsdom, besät mit Sternenfunken,
Dann sie zur Erde wende, Auf die jetzt Nacht gesunken,
Die Schlummer und Vergessenheit getrunken:
In meinem Busen wecken Dann Lieb' und Schmerz ein brennendes Verlangen . .
Betrachtet Ihr, wie weise Gefügt der ewigen Gestirne Reihen . .
Den Mond, wie er beweget Sein Silberrad . .
Wie sich als Letzter drehet Saturn, Der Vater jener goldnen Zeiten;
Der Sterne Chor dann stehet Zahllos nach allen Seiten,
Sein Licht und seine Schätze zu verbreiten.
Wer ist, der dies betrachtet, Und fühlt der Erde Tand sich nicht verleidet
Und seufzet nicht und schmachtet, Wirft von sich, was umkleidet
Die Seel' und diese Herrlichkeit ihr neidet?

[1] Wilkens S. 150. [2] S. 155.

Hier zeiget ohne Grenzen Die ew'ge Schönheit sich; das Auge siehet
Das reinste Licht erglänzen, Vor dem die Nacht stets fliehet;
Ein ewig jugendlicher Lenz hier blühet.
O Fluren sel'ger Wonnen! O Matten, wahrhaft lieblich und entzückend!
Ihr wasserreichen Bronnen! O Gründe, so erquickend!
Ruhthäler sich mit tausend Reizen schmückend!

Er preist in einem Gedichte „Die Einsamkeit" den sichern Port, den er durch sie nach langer Irrfahrt gewonnen:

Du niedre Halmenhütte, Wo nimmer Sorge nagt am stillen Glücke, . .
Du Berg, des Gipfel raget Zur Wolk' empor und dem die Ruh' gewähret,
Die nicht der Erde taget, Wo Blindheit noch verkehret
Und blinde Leidenschaft das Herz verzehret.
Dein Gipfel mich empfange! . . Wo reiner weh'n die Lüfte,
Da laß mich sitzen, daß ich mir die Wunde Ausheile von dem Gifte; . .
Auf dir werd' ich gewahren, Zum Meere blickend unter mir mit Beben,
In welcherlei Gefahren Die Unglücksel'gen schweben,
Die sich den salz'gen Wogen preisgegeben. . .
O süßer Ruhehafen, Noch einmal und noch hundertmal willkommen![1] . . —

Das Allegorisieren der Naturerscheinungen ist überhaupt in der spanischen Litteratur noch mehr als in anderen der Zeit üblich; mit Recht sagt Tieck[2]: „Oft finden wir beim Calderon und bei seinen Zeitgenossen, in romanzen- und kanzonartigen Silbenmaßen, blendend schöne Schilderungen vom Meere, von Gebirgen, Gärten und waldigen Thälern: doch fast immer mit allegorischen Beziehungen, und mit einem künstlichen Glanz übergossen, der uns nicht sowohl die freie Luft der Natur, die Wahrheit des Gebirges, die Schatten der Thäler fühlen läßt, als daß in harmonischen, wohlklingenden Versen eine geistvolle Beschreibung gegeben wird, die mit kleinen Nüancen immer wiederkehrt." Bei Calderon ist dies, wie es auch im Wesen des Dramas begründet liegt, weit mehr der Fall als bei Leon. Doch auch bei jenem bleibt trotzdem und trotz seiner Beschreibungssucht und dem Konventionellen und spezifisch Katholischen seiner Denkart und Sprache die Unerschöpflichkeit seiner Phantasie, die farbenreiche Auslegung der Natur und ein individuell modernes

[1] Wilkens S. 165. [2] Bei Humboldt a. a. O. S. 62.

Moment in seiner Anschauungsweise unleugbar bestehen. Seine Helden fühlen sich als Ich, als „eine Welt im Kleinen“ und belauschen ihr Empfinden „in der wilden Regung Wogen“ wie Aurelian in der Zenobia (XI, 1); das Leben wird sentimental genug aufgefaßt, wenn Decius ebenda mit beliebter Häufung der Vergleiche sagt:

Er erwägt nicht, wie so oft Sich des Glückes Wirkung ändert,
Wie das Leben gleicht dem Flor Einer Blume, die sich aufzehrt,
Gift'gen Wurm im eignen Schoß: Einem Mandelbaum voll Blüten,
Der, auf seine Schönheit stolz, Bei der Mittagswinde Säuseln
Pracht und Eitelkeit verlor . . Einer Flamme, die durchs Dunkel
Strahlt, ein leuchtend Meteor, Aber Licht und Schimmer einbüßt
Bei des Windes leisem Stoß.

In kühnem Fluge der Gedanken wird der von Hochmut zu den Sternen Gehobene mit charakteristischer Wortfülle geschildert (III):

Laß so hoch dich nicht vom Ehrgeiz Heben, daß du, Sphären messend
Deiner eignen Eitelkeit, Durch die Höhe schwindelnd werdest.
Lichtgekrönet steigt Aurora Früh empor, und Goldgewänder
Senkt die Sonn' auf unsern Erdkreis, Aufzutrocknen Perlenthränen.
Schnell erreicht sie den Zenith, Schneller sinkt sie, und die ernste
Nacht hüllt sich in Trauerschleier Zu der Sonne Leichenfeste.
Von Winden fortgetrieben, Leichtbeflügelt, auf den Wellen
Fliegt das Schiff dahin, das ganze Meer scheint ihm nur kleine Sphäre,
Und in einem Augenblick Brüllt der Wind, das Meer, aufschwellend
Tobt, als wollten seine Wogen Löschen aus den Glanz der Sterne.
Fürchtet doch der Tag die Nacht, Und es harrt das heitre Wetter
Auf den Sturm; die Freude weilet Hinterm Rücken nur des Schmerzes.

Wir sehen, auf diesem so streng katholischen Boden wächst eine weiche, melancholische Weltanschauung, welche ein Gegenbild des Lebens in dunkler, stürmischer Nacht findet. — In dem Drama „Das Leben ein Traum“ berührt der Kontrast der Gefangenschaft und Unfreiheit mit der Schrankenlosigkeit der anderen Lebewesen und der Elemente den Prinzen Sigismund tieftraurig:

Auch das Raubtier wird, wie nur Kaum sein Fell die schönen Flecken,
Einem Sternbild gleich bedecken (Dank dem Pinsel der Natur!),
So verfolgt es schon die Spur seines Raubs auf wilden Zügen,

Sich an Grausamkeit vergnügen, Heißt ihn seiner Triebe Zwang;
Und ich soll bei edlerm Drang Mich in mindre Freiheit fügen.
Auch der Fisch im feuchten Meer Wird, aus Laich und Schlamm entsprossen,
Kaum nun, als ein Kahn mit Flossen, Sieht er sich im weiten Meer,
Und schon streift er rasch umher; Fast kann nicht den kecken Zügen
Die Unendlichkeit genügen, Die der kühle Raum ihm weist;
Und ich soll bei edlerm Drang . .
Auch der Bach wird, eine Schlange, Zwischen Blumen sich verbreitend,
Kaum als Silbernatter gleitend Feiert er im Ringelgange
Mit melodischem Gesange Holde Blumen, sein Vergnügen;
Denn zu seinen frohen Zügen Giebt die Flur ihm freien Pfad;
Und ich soll bei edlerm Drang . .

Clotald berichtet Akt II, wie er dann den in Einsamkeit gehaltenen Prinzen unterrichtete in den ernsten Wissenschaften, deren Kunde

Ihm des Himmels und der Berge Schweigende Natur verlieh,
Die auf wundervollem Wege Ihn der Vögel und des Wildes
Einfache Rhetorik lehrte.

Von höchstem Pomp der Darstellung sind Zeit- und Landschaftsschilderungen. Wenige Proben genügen. So wird das Reich der Zenobia von Decius gemalt Akt I:

Wo, in Aurorens Mutterarm erzogen,
Glut strömend, früh der junge Tag erscheinet,
Der Himmelsphönix, dem in kühlen Wogen
Sich Saphirwieg' und Silbergrab vereinet,
Weil er von Licht zu Licht, am Ätherbogen
Sich neu gebiert, da er zu sterben meinet,
Stets Sonne, stets in Flammen, stets voll Leben.

Mit idyllischem Reiz wird das Stillleben auf Menon's Landsitz in „Die Tochter der Luft“ Teil I, Akt II, geschildert:

Hier, auf dieser stillen Flur, Wo der Mai ausmalen will
Landschaftsbilder, vom April Erst entworfen im Kontur;
Wenn auf enge Sphäre nur Für der Schönheit Sonnenprangen
Die, so strahlend aufgegangen, Seinen Sieg dem Tag entriß:
Reizende Semiramis . . Und so weil' an diesem Orte . ., diesem Blumenberg,
Nah des Berges Firne, Welchem Wolken sind die Stirne,
Blumen des Gewandes Zier, Freue dich der Fluren hier
In der Landbewohner Tracht.

Bezeichnend hebt Menon den Reiz des Gartens hervor, der durch den Kontrast mit der wilden Umgebung gesteigert werde:

Ein schöner Garten, rings vom wilden Forst umgürtet,
Ist um so schöner, je näher Er den Gegensatz berühret.

Farbenprächtig ist alles bei Calderon, aber wie seine gesamte katholische, strenge, ja inquisitorische Weltanschauung berührt diese Pracht uns kühl, ja erkältend in ihrer Steifheit und Förmlichkeit. Wie aber im Drama der Zeit ein echt sympathetisches, individuelles Naturgefühl mit lebensvollen Pulsen zum Ausdruck gelangt, das zeigt uns Shakespeare ungleich wärmer und tiefer. Goethe sagt: „Shakespeare reicht uns die volle reife Traube vom Stock; wir mögen sie nun beliebig Beere für Beere genießen, sie auspressen, keltern, als Most, als gegorenen Wein kosten oder schlürfen; auf jede Weise sind wir erquickt. Bei Calderon dagegen ist dem Zuschauer, dessen Wahl und Wollen nichts überlassen; wir empfangen abgezogenen, höchst rektifizierten Weingeist, mit mancherlei Spezereien geschärft, mit Süßigkeiten gemildert; wir müssen den Trank einnehmen, wie er ist, als schmackhaftes, köstliches Reizmittel, oder ihn abweisen.“ Neben dem verwerflichsten Fanatismus, neben der abergläubischen Verwechselung von Symbol und Begriff und der unsittlichsten Trennung von Religion und Moral, bei welcher das Verbrecherische durch das Hängen an äußerlichem Fetischdienst noch geheiligt und entschuldigt wird,[1] findet sich z. B. in dem vortrefflich komponierten Werke „Die Andacht zum Kreuz“ auch wirklich echt christliche Naturandacht und mystische Innigkeit:

Gott, des Lebens und der Weisheit Geist und Quell, der Allerschaffer,
Herrschet über der Natur! Was geheimnisvoll im Schaffen
Heil'ger Nächte sie im Traume, von ihr selber unverstanden,
Ruft zum Blühen und Vergehen, wirkt sie durch sein ew'ges Walten . .
Ja, Gott selber ist sein Wort, jene Stimmen des Gesanges,
Die aus Wald und Meer erbrausen, kamen süß mit Schmerzensbangen
In des Menschen Brust und gaben ihm die neue Himmelssprache,

[1] Vergl. Carriere a. a. O. IV², S. 438.

Die sein Schöpfer aus ihm redet; Poesie, die Himmelsflamme,
Kam uns aus den Sternen nieder, und nur Gott schwingt ihre Fackel.
Und was aus dem Menschen spricht, wenn er Tempel baut, gewalt'ge
Steine zu einander fügend, wenn er Meere mißt und Lande
Und die Bahnen der Gestirne, wenn des Menschen Bild mit warmer
Liebe an ihn weht und er ringt, das Schönste zu gestalten, —
Gott ist's! denn daß wir ihn fühlen, schuf der Schöpfer uns erschaffend.
So ist aller Menschenweisheit Ursprung Er, so rieselt aller
Schönheit Quell aus Ihm, und reifet Ewigkeit im Wandelbaren.

Ähnliche mystische Bekenntnisse lassen sich in großer Zahl aus Schriften von Asketen, Mönchen und Nonnen jener Zeit sammeln.[1] Selbst von einem so blutig strengen Fanatiker und Selbstgeißler wie dem spanischen Franziskaner PETRUS V. ALCANTARA († 1562) melden die Biographen, daß er ungeachtet der Stärke seiner Weltentsagung doch das wärmste und innigste Gefühl für Naturschönheit gehegt habe. „Was er nur in freier Natur erblickte, hob und beflügelte seine Andacht. Der von seinem Klostergärtlein aus angeschaute Sternenhimmel versenkte ihn oft in stundenlange tiefsinnige Meditationen; bei Betrachtung der in lieblichen Blumen und Gewächsen abgespiegelten Macht und Herrlichkeit Gottes kam er nicht selten wie außer sich ob der Stärke seiner andächtigen Empfindungen.“ GREGORIO LOPEZ († 1596), der eine weitumfassende Kenntnis der verschiedensten Naturgebiete sich angeeignet hatte, antwortete auf die Frage, ob ihn das Vielerlei nicht verwirre: „Ich finde Gott in allen Dingen, den größten wie den kleinsten.“ Ähnliches wurde vielen anderen nachgerühmt.

Als glühend begeisterte und schwungvolle mystische Dichterin steht neben Leon die berühmte TERESA VON AVILA († 1582), besonders mit den oft hinreißend schönen Bildern und Gleichnissen, womit sie die inneren Vorgänge des gottliebenden Christenherzens zu erläutern weiß.[2] —

---

[1] ZOECKLER I, S. 575.

[2] ZOECKLER a. a. O. weist hin u. a. auf Le Saint Solitaire des Indes ou la Vie de Gregoire Lopez, de la traduction de Mr. ARNAULD D'ANDILLY, Cologne 1717, GOERRES, Die christliche Mystik, II, 205, S. ARNOLD, Leben

Doch alle diese Ergüsse mystischer Naturandacht zeigen kein reines, selbständiges, freies Naturinteresse, sondern mehr oder weniger ist dasselbe beeinflußt von der religiösen Stimmung, diktiert von glaubensvoller Versenkung in Gott, dessen Abbild in der herrlichen Natur bewundert und geliebt wird. Dies mystische Naturgefühl ist durchtränkt von streng christlichem Glauben, von hochgradiger Innigkeit und Innerlichkeit, ja, auch Spuren weicher Sentimentalität fehlen nicht; aber der Protestantismus und der Pantheismus, welcher sich besonders bei späteren deutschen und italienischen Mystikern merklich macht wie bei Bruno, Campanella und Jacob Boehme, steigern die Subjektivität und das Individuelle der Naturbetrachtung in noch höherem Grade.

Auch der protestantische, freimütige Dramatiker Shakespeare zeigt ein wärmeres, intensiveres Naturgefühl als der katholisch-klerikale Calderon.

---

der Gläubigen, Miß French, The Life of St. Teresa, London 1875, Zoeckler in Herzog's Real-Encykl., XXI, 227 ff.

Sechstes Kapitel.

Das sympathetische Naturgefühl Shakespeare's.

Die Dramen der Inder können uns als Maßstab dienen, inwieweit in dieser Dichtungsgattung überhaupt die Natur eine Rolle spielen und zur Geltung kommen kann. Da wuchern in Fülle die Gleichnisse und Beseelungen, da gelangt das herzlichste und innigste Mitgefühl des Menschen mit Pflanzen und Tieren, sowie auch dieser mit jenem zum beredten und vollen Ausdruck. In der griechischen Tragödie tritt zunächst die Natur in den Hintergrund, nicht allzu oft wird sie zum Gleichnis verwandt, und nicht allzu oft findet sich eine Metapher aus der Natur und Naturbeseelungen; erst allmählich, besonders bei Sophokles und Euripides, nimmt der Mensch, besonders in den Chorliedern und Monologen, persönlichen Anteil an der Natur, begrüßt das Licht und den Himmel, redet das Land und das Meer an, legt ihnen Liebe und Mitleid oder Haß bei und sucht Trost in der stillen Einsamkeit der Natur, wenn er ihn bei den Menschen nicht findet. Im Mittelalter liegt das Drama brach; die Blütezeit der französischen Tragödie fördert nur kalte Deklamation, frostige Rhetorik zu Tage, die sich an dem Pathos des Seneca herangebildet hat — von herzlicher, wechselseitiger Sympathie zwischen dem Menschen und der Natur kann keine Rede sein.

Die Brücke zu Shakespeare bildet Calderon.

Aber jener erreicht doch erst die Höhe der alten Griechen wieder und thut zugleich mit seinem weit moderneren Geiste einen weiten Schritt über sie hinaus — er ist nicht bloß der größte

Dramatiker der neueren Zeit als Darsteller menschlichen Handelns und Leidens und als scharfer Charakterzeichner, sondern auch als der geniale Interpret der Natur.[1]

Halten die alten Dramatiker sich in immerhin noch engen Grenzen, so zeigt SHAKESPEARE das geweitete Auge, die reife Weltanschauung eines Modernen; überschritten die Inder oft das Maß des Schönen in Überfülle und in Übertreibung, so hütet sich Shakespeare doch trotz seiner macht- und kraft- und saftvollen Diktion, in ein bloßes Abschildern und Beschreiben zu verfallen — wie so häufig Calderon.

Die Subjektivität, welche die Renaissance in die moderne Kunst einführte, zeigt SHAKESPEARE in noch höherem Grade. Das offenbart sich auch in seinen Gleichnissen und Metaphern und vor allem in jener vollendeten Kunst, die Natur in die Handlung hineinspielen zu lassen, so daß sie nicht bloß für letztere den entsprechenden Hindergrund bildet und ihr ein lichtes oder düsteres Kolorit giebt, sondern daß auch die Naturerscheinungen an den Geschicken der Menschen Anteil nehmen.

So sagt auch Carriere[2]: „Auch das eignet ihn dem Weltalter des Gemüts an, daß er in einer Periode, welche die Malerei zur leitenden Kunst gehabt hatte und sich zur Musik wandte, durch die Stimmung und malerische Beleuchtung seiner Werke einen Effekt erzielte, welcher den Alten fremd war. Schon Herder bemerkte, daß SHAKESPEARE da Farben und Duft gebe, wo die Griechen nur Umrisse zeichnen. Sind diese bei ihm mehr charakteristisch wahr als auf formale Schönheit berechnet, so zieht er wie ein großer Landschaftsmaler die ganze Natur in Mitleidenschaft mit dem Menschen; wir fühlen die Geisterschauer der Novembernacht im Hamlet, wir atmen die stählende Luft des Hochlandes im Macbeth, den Waldesduft in „Wie es euch gefällt",

---

[1] Über die Naturanschauung Shakespeare's handelt im IV. Kapitel seiner Shakespeare-Studien HENSE, Halle 1884, in anregender Weise; doch bin ich überall meinen eigenen Weg gegangen.

[2] a. a. O. IV [2], S. 522.

der Gewittersturm auf der Haide braust in Lear's ausbrechendem Wahnsinn, die Nachtigall singt vom Granatbaum vor Julia's Fenster. Wie sanft das Mondlicht auf dem Hügel schläft, wenn die Liebe alle Dissonanzen „im Kaufmann von Venedig“ löst! Dagegen wendet sich die Krähe dem Gehölze zu, die Fledermaus beginnt den klösterlichen Flug, der Wolf heult, die Eule schreit am Abend, wo Macbeth auf Duncan's Mord sinnt. Handeln da auch seine Charaktere oft aus ihren Stimmungen heraus, so daß die verständige Motivierung mitunter fehlt, und kommt es dem Dichter darauf an, daß jede Scene zu dramatischer Wirkung gesteigert und eigentümlich beleuchtet wird, so gilt dann wieder Goethe's treffliches Wort: Alles, was bei einer großen Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte säuselt, was in Momenten ungeheurer Ereignisse sich in dem Herzen der Menschen verbirgt, wird ausgesprochen; was ein Gemüt ängstlich verschließt und versteckt, wird hier frei und flüssig an den Tag gefördert; wir erfahren die Wahrheit des Lebens und wissen nicht, wie.“ Die Natur bildet für alles den korrespondierenden Hintergrund, sie giebt den Dramen das Stimmungskolorit und bietet der lyrischen Empfindung das Gegenbild.

Die Liebe wird auch für ihn eine sinnige Interpretin der Natur. So redet er seine Geliebte an, Sonett I, 1[1]:

Du schöne Sonne, wenn dein reines Licht den Dunst verscheucht,
So bist du schuldig auch, denn du brichst mein Gelübde!

oder er vergleicht sie dem Meere (Son. 4), das doch den Durst des Dürstenden nicht stillen könne; in Son. 22 bekennt er:

Dein Auge gleicht in nichts dem Sonnenlicht,
Dein Mund ist nicht so rosig wie Korallen;
Wenn Schnee als weiß gilt, ist's dein Busen nicht,
Dein dunkles Haar will manchem nicht gefallen.

Weit schön're sah ich rot' und weiße Rosen
Als jene, welche deine Wangen zeigen,
Auch mehr Duft schien in der Winde Kosen
Mir süßer als der deinem Odem eigen . .

[1] William Shakespeare's Sonette in deutscher Nachbildung von Friedr. Bodenstedt, 2. Ausg., Berlin 1866.

Und doch beim Himmel! so schön find' ich dich,
Als je die Beste, die man schlecht verglich.

Seine Geliebte ist ihm ein Spiegel, in dem die ganze Welt sich spiegelt, Son. 29:

Was auch mein Auge schauen mag, häßlich oder schön,
Zum Abscheu oder süßestem Vergnügen,
Tag oder Nacht, Meer oder Bergeshöhn,
Taub' oder Kräh' — es formt's nach deinen Zügen.

Als sie scheidet, wird es ihm winterlich öde zu Sinnen, Son. 33 und 34, wenn auch der Frühling um ihn lacht und die Blumen blühen und die Vögel fröhlich singen.

Wie in den Dramen,[1] so ist es auch in den Sonetten ein nicht seltenes Motiv, für Gegensätze im Leben ähnliche in der Natur zu suchen; so heißt es Son. 38:

Wie lieblich und wie süß machst du die Schande,
Die wie ein Wurm in duft'ger Rose steckt
Und deiner Schöne Knospenruf befleckt —
Du hüllst die Schuld in wonnige Gewande.

So auch Son. 50:

Gräm' dich nicht mehr um das, was du gethan!
Die Ros' hat Dornen, Schlamm der Quell — selbst Mond
Und Sonne trüben sich auf ihrer Bahn,
Ein ekler Wurm in schönster Knospe wohnt.

In umgekehrtem Sinne, nach welchem das Einzelne durch den Kontrast gewinnt und erst die rechte Beleuchtung gewinnt, heißt es Son. 87:

Durch Verdächtigung hebt Schönheit sich,
Wie Himmelsblau durch einen Flug von Krähn,
Des Lasters Wurm sucht gern die schönste Blüte,
Dein Frühling ist noch rein und unentweiht.

Man beachte hier das Individuelle der Naturanschauung — der dunkle Zug der Krähen hebt nur das lichte Blau des Himmels!

[1] Hamlet I, 3: Es nagt der Wurm des Frühlings Kinder an Zu oft, noch eh' die Knospe sich erschließt, Ver. I, 1; Rom. u. Jul. I, 1; Heinr. VI, 2: III, 1. Sturm I, 2.

Wie schön sind auch Anfangszeilen wie Son. 103:

Sieh, wenn im Ost glutvoll das Himmelslicht
In seines Aufgangs Majestät erschienen,
Wie huld'gend jedes irdische Geschöpf
Aufschaut zu ihm, mit Blicken ihm zu dienen —

und Son. 114 fragt er:

Soll ich dich einem Sommertag vergleichen?
Nein, du bist lieblicher und frischer weit —
Durch Maienblüten rauhe Winde streichen,
Und kurz nur währt des Sommers Herrlichkeit . .

Nie aber soll dein ew'ger Sommer schwinden,
Die Zeit wird deiner Schönheit nicht verderblich,
Nie soll des neid'schen Todes Blick dich finden,
Denn fort lebst du in meinem Lied unsterblich.

Doch er fühlt die Zeit rinnen; auch die seligsten Momente sind nur Wellen in einem weiten Meer, Son. 150:

Wie Wellen, die zum stein'gen Ufer fluten,
Daß jede, die neu anschwillt, immerdar
Der andern Platz einnimmt, die vor ihr war,
So auf ihr Ziel hin eilen die Minuten.

Und als das Alter kommt, widmet er seiner Liebe die herrlichen Zeilen, Son. 94:

Die Zeit des Jahres kannst du an mir sehn,
Wo spärlich nur von gelbem Laub behangen
Die Zweige zittern vor des Nordwinds Wehn,
Ein Dom, verödet, drin einst Vögel sangen;

Du siehst in mir des Tages Dämmerschein,
Will er im West zum Untergang sich neigen;
Allmählich hüllt die schwarze Nacht ihn ein,
Des Todes Bild, in Finsternis und Schweigen.

Du siehst in mir des Feuers letzte Brände,
Das auf der Asche seiner Jugend liegt,
Wie auf dem Todbett, wo ihm naht sein Ende,

Wo es an Stoff, der es ernährt, versiegt,
Du siehst das, und erhöhte Liebe treibt
Dich hin zu dem, was dir nicht lange bleibt.

Es giebt doch kein treffenderes Bild für das Hinschwinden der Kräfte, für das allmähliche Altern und Absterben als das welke, im Winde zitternde Laub, als das Dämmerlicht der sich neigenden Sonne, als die erlöschende Flamme! — Originell und eigenartig sind auch in den Dramen fast alle Vergleiche aus dem Naturleben, obgleich die ausgeführteren nicht so häufig sind wie die blitzartig wirkenden, pointierten Metaphern. Oft sind auch die Gleichnisse spruchartig kurz wie: „Es wächst die Erdbeer' unter Nesseln auf“, Heinr. V., I, 1; „Wo tief der Bach ist, läuft das Wasser glatt“, Heinr. VI., 2: III, 1; „Die Wasser schwellen vor dem wüsten Sturm“, Rich. III., II, 3, bisweilen gehäuft, wie das Gleiche wir bei Calderon fanden; so ist das Glück im Sommernachstraum I, 1 „Gleich einem Schalle flüchtig, Wie Schatten wandelbar, wie Träume kurz, Schnell wie der Blitz, der in geschwärzter Nacht In einem Wink Himmel und Erd' entfaltet, Und eh' ein Mensch vermag zu sagen: Schaut! Schlingt gierig ihn die Finsternis hinab.“ Im Unterschied zu den Homerischen Gleichnissen sind die Shakespeare'schen viel kühner, ja überraschende Spiele der kombinierenden Phantasie; mutet uns bei dem antiken Dichter die naive Einfalt und Natürlickeit so anheimelnd an, so blendet uns bei dem modernen der glänzende Witz- und Verstandeseffekt, das divinatorische Genie. Man nehme nur die kurzen Vergleiche[1]: „Offen wie der Tag, taub wie der See, so arm wie der Winter, nackt wie die gemeine Luft, keusch wie Schnee, den nie die Sonne traf“ u. s. f.

Alle Sphären des Naturlebens zieht Shakespeare zur Veranschaulichung in Form des Gleichnisses heran. Zur Charakteristik seiner Naturanschauung werden folgende Belege genügen.

Der Himmel mit seiner Sonne und seinen Wolken wird häufig zum Gegenbild des Menschlichen, so mit höchst individueller Naturbeseelung Rich. II.: III, 4:

---

[1] Vergl. Henkel, Das Goethe'sche Gleichnis, Halle 1886, S. 19, Heinr. IV., 2: IV, 4, 4, Rich. II., I, 1, Oth. III, 3, Joh. II, 2, Cymb. II, 2, vergl. Haml. III, 1, Sturm IV, 1, Oth. V, 2.

Seht den König, selbst erscheinen, So wie die Sonn' errötend, mißvergnügt
Aus feurigem Portal des Ostens tritt,
Wenn sie bemerkt, daß neid'sche Wolken streben,
Zu trüben ihren Glanz, den lichten Pfad zum Occident hinüber zu beflecken.

An den oben berührten Kontrast gemahnt der Gedanke ebenda I, 1:

> Denn je krystall'ner sonst der Himmel glüht,
> Je trüber scheint Gewölk, das ihn durchzieht.

Freundlicher ist der schöne Vergleich Tit. Andron. II, 1:

> Wie wenn die goldne Sonne grüßt den Tag,
> Ihr Morgenstrahl das Meer mit Licht umglänzt
> Und den Zodiak mit Flammenrädern messend
> Erhabner Berge Gipfel überschaut —

So Tamora; in Rich. III.: I, 2 heißt es: „Wie alle Welt sich an der Sonne labt, So ich an ihm" und Verlorne Liebesmüh IV, 1:

> So lieblich küßt die goldne Sonne nicht
> Die Morgenperlen, die an Rosen hangen,
> Als deiner Augen frisches Strahlenlicht
> Die Nacht des Taus vertilgt auf meinen Wangen;
> Der Silbermond nicht halb so leuchtend flimmert
> Durch der krystallnen Fluten tiefe Reine,
> Als dein Gesicht durch meine Thränen schimmert,
> Du strahlst in jeder Thräne, die ich weine.

Wie modern sentimental, wie pointiert und effektvoll ist hier der Vergleich bis in seine geheimen Details hinein! Selbst in Zusammenstellung mit den reflektiertesten Gleichnissen des Altertums von Lichtspiegelung u. ä. leuchtet hier das ungleich Individuellere ein: die Sonne küßt den Tau von den Blumen — vor dem Blick der Geliebten weicht der Gram aus seinem Herzen, schwinden die Thränen, die er um sie geweint, in denen sie sich spiegelt — wie der Silbermond in den krystallnen Fluten. — Auch Bach und Meer werden zu Gleichnissen herangezogen. „Gleichwie ein stürmisch ungestümer Tag Die Silberbäch' aus ihren Ufern schwellt, Als wär' die Welt in Thränen aufgelöst, So über alle Schranken schwillt die Wut des Bolingbroke", Rich. II., III, 3, und in den Veronesern lesen wir II, 7:

Der Waldbach, der mit sanftem Murmeln gleitet,
Tobt ungeduldig, weißt du, wenn gehemmt,
Doch hindert niemand seinen rechten Lauf,
Durchrauscht melodischer die bunten Kiesel
Und streift mit sanftem Kuß um jedes Schiff,
Das er erreicht auf seiner Pilgerschaft.
So schweift er denn mit manchen Windungen
In heiterm Spiel zum wilden Ozean.
Drum laß mich gehn, nicht hindre meinen Lauf.

Heinr. VI., 2: III, 1:

Wie Frühlingsschauer strömen die Gedanken;
Ihr seid der Quell, der kleine Bäche nährt,
Und was ist Edward als ein wütend Meer?

Mit kühner Mischung der Bilder klagt Titus, T. Andron. III, 1:

Gäb' es vernünft'gen Grund für solches Leid,
Dann schlöss' ich wohl in Grenzen all dies Weh.
Ersäuft das Feld nicht, wenn der Himmel weint?
Schäumt, wenn der Sturmwind rast, das Meer nicht auf
Und droht dem Firmament mit schwell'ndem Antlitz?
Und willst du Gründe noch für solche Wut?
Ich bin das Meer, hör' ihre Seufzer wehn.
Sie ist die Luft in Thränen, ich das Land;
So schwellen ihre Seufzer denn mein Meer,
Und ihrer Thränen Sintflut überschwemmt
In stetem Regen strömend mein Gefild,

und Heinr. VI., 3: II, 5:

Das Treffen steht so, wie des Morgens Krieg
Von sterbendem Gewölk mit regem Licht,
Dann, wann der Schäfer auf die Nägel hauchend
Es nicht entschieden Tag und Nacht kann nennen.
Bald schwankt es hierhin, wie die mächt'ge See,
Gezwungen von der Flut dem Wind zu trotzen,
Bald schwankt es dorthin, wie dieselbe See;
Bald überwiegt die Flut und dann der Wind,
Nur stärker eins, das andre dann das stärkste,
Beid' um den Sieg sich reißend, Brust an Brust,
Doch keiner Überwinder, noch besiegt:
So wäget gleich sich dieser grimme Krieg.

In diesen letzten Gleichnissen ist einmal die behagliche epische Ausführung beachtenswert und sodann, wie der Stimmung

malende Dichter nie der Beseelungen — wie wir auch sonst noch sehen werden — entbehren kann: Der sanfte, murmelnde Bach, bald melodisch rauschend, bald ungeduldig und ungestüm, küßt das Schiff, wandert dahin wie ein Pilger, schweifend in heiterm Spiel — der Sturmwind rast, das Meer wütet, die Luft weint — das Gewölk stirbt, Wind und Meer kämpfen Brust an Brust! — Kraftvoll und bezeichnend sind auch die Vergleiche aus dem Tierleben, vom Löwen, Eber, Stier und Hirsch. So wird Cäsar (III, 1) einem erlegten Hirsche verglichen, der der Stolz des Waldes war; und das Scheusal Richard III. wird V, 2 genannt: „der gräulich blut'ge räuberische Eber, der eure Weinberg' umwühlt, eure Saaten, euer warm Blut säuft wie Spülicht, eure Leiber ausweidet sich zum Trog; dies wüste Schwein liegt jetzt in eures Eilands Mittelpunkt;" und II, 4: „Der Tiger hat das zarte Reh gepackt." Aber auch das Kleine in der Natur kommt zur Geltung, Lear IV, 1: „Was Fliegen sind dem müß'gen Knaben, das sind wir den Göttern: sie töten aus Spaß." Idyllisch und von zartem Mitgefühl ist das Zwiegespräch T. Andron. III, 2, wo Marcus sagt: „Eine Flieg' erschlug' ich nur." Titus: „Wenn nun die Fliege Vater hatt' und Mutter? Wie senkt' er denn die zarten goldnen Schwingen Und summte Klag' und Jammer durch die Luft! Harmloses, gutes Ding! Das mit dem hübschen summenden Gesang Herflog, uns zu erheitern, und du tötest sie!"

Solche idyllischen Kleinmalereien sind — entsprechend dem die ganze Zeit in allen Litteraturen hervortretenden Geschmack — nicht selten. Ebenda II, 3 sagt Tamora:

Mein süßer Aaron, was bekümmert dich,
Wenn alles rings von Fröhlichkeit erklingt?
Die Vögel singen hell aus jedem Busch,
Die Schlange sonnt sich, aufgerollt im Grün,
Das Laub erzittert in der kühlen Luft
Und malet Schattengitter auf den Grund.

Und Valentin bekennt „Die beiden Veron." V, 4:

Der unbesuchte Wald, die dunkle Wüste,
Gefällt mir mehr als volkreich blüh'nde Städte,

Hier kann ich einsam sitzen, ungesehn,
Und zu der Nachtigallen Klageliedern
Mein Leid und Weh in Trauertönen singen.

Wie elegisch sentimental! Ein ähnlicher einsamer Schwärmer ist auch Romeo in seinem Liebeskummer, der, schon „eh' die heil'ge Sonn' aus goldnem Fenster schaut, den frischen Tau mit seinen Thränen mehrt“ (I, 1); und reich an idyllischen Zügen sind besonders „Wie es euch gefällt“, Cymbelin und Wintermärchen: der verschnörkelten Hofkultur wird die kräftige, gesunde Natur entgegengestellt; der melancholische Jaques im ersteren liegt gern hingestreckt unter einer Eiche, deren alte Wurzel in den Bach hineinragt, der da braust den Wald entlang; auch in Liedern wird das unverfälschte Glück in Waldestrift gepriesen:

Unter des Laubdachs Hut Wer gerne mit mir ruht
Und stimmt der Kehle Klang Zu lustiger Vögel Sang,
Komm, geschwinde! geschwinde! Hier nagt und sticht
Kein Feind ihn nicht, Als Wetter, Regen und Winde! —
Stürm', stürm', du Winterwind, Du bist nicht falsch gesinnt,
Wie Menschenundank ist. Dein Zahn nagt nicht so sehr,
Weil man nicht weiß, woher, Wiewohl du heftig bist.
Heisa, singt heisa! den grünenden Bäumen,
Die Freundschaft ist falsch und die Liebe nur Träumen.[1]

Kehren wir zu den Gleichnissen zurück, so begegnen uns auch solche aus dem Reiche der Vögel in allen Schattierungen. Rich. III., I: „Ja leider wird der Adler eingesperrt, Und Gei'r und Habicht rauben frei indes“; — V, 2: „Hoffnung ist schnell und fliegt mit Schwalbenschwingen“ —; Sommernachtstr. III, 2:

Kaum sehen ihn die Freund', als sie wie wilde Gänse fliehn,
Wenn sie des Jägers leisen Tritt erlauschen;
Wie graue Krähen, deren Schwarm mit Rauschen und Krächzen auffliegt,
Wenn ein Schuß geschieht, Und wild am Himmel da- und dorthin zieht. —

Äußerst zart und schön sind die bildlichen Wendungen aus Pflanzen- und Blumenwelt: „Die Wangen näßten sich wie Laub im Regen“, Rich. III. I, 2: „Was, blühn die Zweige, wenn der Stamm

[1] Diesen bukolisch-idyllischen Zügen ist Hense a. a. O. besonders fleißig nachgegangen.

verging? Was, welkt das Laub nicht, dem der Saft gebricht?" ebenda II, 2. Und die Lippen der zarten Söhne Eduard's werden vier Rosen eines Stengels genannt, die sich in ihrer Sommerschönheit küßten, IV, 3, vgl. IV, 4: „Meine zarten Knaben, unaufgeblühte Knospen, süße Keime!" Und Romeo ist „in sich selbst gekehrt, wie eine Knospe, die ein Wurm zernagt, Eh' sie der Luft ihr zartes Laub entfalten und ihren Reiz der Sonne weihen kann" I, 1.

Man muß erstaunen, wie bis ins Kleinste die Naturwahrheit in den Vergleichen bewahrt bleibt, wie die Naturanschauung sich auf das Zarteste und Kleinste erstreckt und immer den poesievollsten und sinnigsten Ausdruck findet. Julia wird die schönste Blume auf Verona's Flur genannt, Ophelia (I, 3) „ein Veilchen, in der Jugend der Natur, frühzeitig, nicht beständig, süß, nicht dauernd, nur Duft und Labsal eines Augenblicks."

Die Vergänglichkeit malt der Vergleich ebenda:

Es nagt der Wurm des Frühlings Kinder an,
Zu oft noch eh' die Knospe sich erschließt,
Und in der Früh' und frischem Tau der Jugend
Ist gift'ger Anhauch am gefährlichsten.

Voll düsterster Färbung ist Hamlet's bekannter Monolog:

Wie ekel . . scheint mir das Treiben dieser Welt!
S'ist ein wüster Garten, Der auf in Samen schießt; verworfnes Unkraut
Erfüllt ihn gänzlich;

und II, 2:

Es steht in der That so übel um meine Gemütslage,
Daß die Erde, dieser treffliche Bau, mir nur ein kahles
Vorgebirge scheint; seht ihr, dieser herrliche Baldachin, die Luft,
Dies wackre umwölbende Firmament, dies majestätische
Dach, mit goldnem Feuer ausgelegt: kommt es mir doch nicht
Anders vor als ein fauler, verpesteter Haufe von Dünsten.

Doch weit mehr als in seinen Vergleichen und in seinen idyllischen Schilderungen bekundet sich bei Shakespeare der große Fortschritt seiner Naturanschauung in der sympathetischen Art,

die Natur in die Handlung hineinzuziehen und jene mit dieser aufs innigste zu verquicken. Man hat vielfach schon die Kunst bewundert, mit welcher er die Natur der Handlung des Dramas gleichzustimmen versteht, welche Harmonie zwischen der Naturumgebung und dem Menschenschicksal obwaltet; mondglänzende Nächte stimmen zu dem kurzen seligen Liebestraum von Romeo und Julia; ja, die ganze Natur, Garten, Mond und Sterne sind gleichsam in Liebe getaucht; „den wehmütigen, brütenden Hamlet versetzte Shakespeare, sagt Boerne, in ein Land des Nebels und der langen Nächte, unter einen düstern Himmel, wo der Tag nur eine schlaflose Nacht ist; gleich dem Nord, dem feuchten Kerker der Natur, hält uns dieses Trauerspiel gefangen". Welch grauses Dunkel der Naturstimmung herrscht in dem düstern Macbeth! Und vom Lear sagt Jacobi: „Welch ein Anblick! Siehe, die ganze Natur, leblose und belebte, vernünftige und unvernünftige, wie aufgetürmte Wolken durcheinander wogend, hierhin und dorthin — eine schwarze, schwere, stumme Nacht und nur hier und da ein Wetterleuchten Gottes, Blitze der Vorsehung, welche das Gewölk zerreißen!"

Doch sollen dergleichen enthusiastische Äußerungen über die tiefgehende, aus allem sprechende Wirkung nicht bloß Phrasen sein, muß man der Kunst nachzugehen suchen, durch welche eine solche erzielt wird. Die Grundlage aber einer solchen sympathetischen Naturanschauung ist die Naturbeseelung. Sie bei den verschiedenen Dichtern eingehend zu betrachten, ist eins der interessantesten Kapitel der vergleichenden Poetik; bei Shakespeare will es mir besonders dankbar erscheinen.

Die ästhetische Naturbeseelung erreicht bei ihm einen Grad der Verinnerlichung und Vertiefung, wie er von keinem Dichter zuvor erreicht ist oder erreicht werden konnte. Wohl kann man bei den Griechen die Skala verfolgen, welche von der mythischen zu der rein poetischen Beseelung führt, wohl wird dieselbe in der hellenistischen Zeit individueller; doch Shakespeare eröffnet uns ein ganz neues Feld kraft seiner blitzartig alles und jedes be-

leuchtenden und kombinierenden, genialen Phantasie. „Es ist plastische Personifikation, sagt HENSE mit Recht,[1] wenn Äschylos die Höhen die Nachbarn der Sterne nennt, individueller empfunden, wenn Shakespeare von Hügeln spricht, die den Himmel küssen; es ist plastisch, wenn Äschylos sagt, daß Feuer und Meer, sonst Feinde, sich verschwuren und sich Treue bewiesen, indem sie das unglückliche Heer der Argiver vernichteten; es ist individuell, wenn Shakespeare Meer und Wind alte Zänker nennt, die augenblicklich einen Waffenstillstand machen. Wenn derselbe Dichter den Wind einen Buhler, die Luft einen ungebundenen Wüstling, das Gelächter einen Gecken nennt, wenn er von der Zeit sagt, sie trägt einen Ranzen auf dem Rücken, worein sie Brocken wirft für das Vergessen, wenn er die Zeit mit modern individueller Anschauung den alten Glöckner, den kahlen Küster nennt, so sind das Personifikationen, welche sich bei den Alten nicht finden und nicht finden konnten."

Je reicher das Gemütsleben des Einzelnen ist, je individueller er alles empfindet, desto intensiver wird auch die Übertragung des Geistigen auf die Natur. Shakespeare's Phantasie schwelgt in der Bilderfülle; immer neue Beziehungen zwischen Äußerem und Innerem thun sich ihm auf, immer neue Metaphern entströmen dem unerschöpflichen Born seiner Einbildungskraft. Die Liebe wird auch bei ihm zur Wünschelrute, welche die verborgensten Tiefen der Verwandtschaft des Seelen- und Naturlebens erschließt. Wohl klagt schon Ibykos, daß es draußen lachender Frühling sei, in seinem Herzen aber Eros wie thrakischer Wintersturm wüte, so daß die herrliche Frühlingsnatur mit seiner Seele kontrastiert; wohl weicht bei Theokritos mit der schönen Hirtin auch die Fruchtbarkeit des Feldes und der Herde und zieht die Liebliche die gesamte Naturumgebung in ihren Zauberbann; wohl meint Akontios bei Kallimachos, wenn die Bäume Liebesleid und -lust

[1] Poetische Personifikation in griechischen Dichtungen, I, Halle 1868, S. XXXII.

kennten, würden sie ihr Laub verlieren müssen; wohl sind alle solche Ideen demnach schon im Altertum ausgesprochen und doch ihrem Wesen nach völlig modern, wem entginge aber der tiefe Unterschied in der Verquickung aller dieser Gedankenreihen, wie sie sich findet in dem einen Sonett Shakespeare's, no. 33:

Wie ward zum schaurig öden Winter mir
Die Trennungszeit von dir, mein Glück und Leben!
Welch dunkle Tage liegen hinter mir,
Welch ein Dezemberfrost hat mich umgeben!

Und war's doch Sommer, als ich scheiden mußt!
Dann kam der Herbst . .
Doch Glück und Sommer wandeln stets mit dir,

Und wo du fehlst, schweigt selbst der Vögel Sang.
Und sängen sie, wär' es so lang zu hören,
Daß Bäume, winterscheu, ihr Grün verlören.

Ähnlich ist no. 34:

Ich war getrennt von dir im Frühling auch,
Als der April im farbenbunten Drang
Die Welt belebt' mit frischem Jugendhauch,
Daß selbst Saturnus mit ihm lacht' und sprang;

Doch nicht der Vögel Sang in Wald und Gründen
Noch aller Blumen Duft und Farbenspiel
Verlockte mich, des Sommers Lob zu künden . .

Und immer schien mir's Winter ohne dich,
Nur wie ein Schattenspiel ergötzt es mich.

Den Cypressen des Theokritos, den Zeugen des Liebesbundes, und dem verschwiegenen Vöglein unseres Walther schließen sich die blauen Veilchen in „Venus und Adonis“ Str. 21 an: „Sie plaudern nicht, verstehn nicht, was wir thun“. Vergleiche schöner Frauenlippen mit Rosen, ihrer Hände mit Lilien finden sich auch schon bei den alten Dichtern, aber wie viel moderner ist die beseelende Wendung, Son. 35:

So schalt ich früher Veilchen Übermut:
Woher nahmt ihr den Duft, der mich entzückt,
Wenn nicht von ihrem Mund? . .
Den Lilien hielt ich deine Hände vor,
Dem Majoran, daß er dein Haar dir nahm,

Furchtsam auf Dornen stand der Rosen Chor,
Hier vor Verzweiflung weiß, dort rot vor Scham . . .
Mehr Blumen sah ich noch, doch in der Zahl
Nicht eine, die nicht Farb' und Duft dir stahl.

Aber wie grandios weiß er auch in den Sonetten mit beseelender Sprache zu schildern! So Son. 48:

Schon manchen Morgen sah ich, stolz wie diesen,
Mit Herrscherblick der Berge Häupter grüßen,
Doch dann durch niedre Wolken ganz entstellt,
Umschwärzt er seine himmelklare Wange,
Entzieht sein Auge der verlornen Welt
Und eilt in Schmach verhüllt zum Untergange.

Und dies prächtige Naturbild wird zum Gegenbild seiner eigenen Lage:

So sah ich einst auch meiner Sonne Schein
Glorreich am Morgen meine Stirn beleuchten;
Doch ach! nur eine Stunde war er mein,
Dann kamen Wolken, die den Glanz verscheuchten.
Doch: kann des Himmels Sonne trübe werden,
Darf meine nicht ein Gleiches thun auf Erden?

In dunklem Wolkengewand zeigt uns Str. 89 in „Venus und Adonis“ die Nacht:

Die Sonne hat vollendet ihre Bahn
Und ruht im Westen von des Tages Bürde,
Der Uhu meldet schon des Abends Nahn,
Der Vogel sucht das Nest, das Lamm die Hürde;
Schon kommt die Nacht, in Wolken schwarz gekleidet,
Und ruft uns zu: nun ist es Zeit, nun scheidet!

In „Romeo und Julia“ begegnen uns die schönen Zeilen, die Morgen und Finsternis und Nacht in hochpoetischer Weise personifizieren, II, 3:

Der Morgen lächelt froh der Nacht ins Angesicht
Und säumet das Gewölk im Ost mit Streifen Licht.
Die matte Finsternis flieht wankend wie betrunken,
Vor Titan's Pfad, besprüht von seiner Rosse Funken;
Eh' höher nun die Sonn' ihr glühend' Aug erhebt,
Den Tau der Nacht verzehrt und neu die Welt belebt, Muß ich u. s. f.

Eine Fülle von Beseelungen ist über die Dramen ausgestreut, mit einem Reichtum von Gedankenblitzen, der erst in der neuesten Zeit, von Goethe, Byron, Shelley wieder erreicht ist.

Ungemein häufig sind Wendungen wie das wütende, rasende Meer, die stolz emporsteigende oder müde sich zur Ruhe neigende oder aus goldenem Fenster schauende Sonne oder die den Tag mit ihren Morgenstrahlen grüßende und der gleich einem Silberbogen am Himmel aufgespannte, die stille Nacht beschauende oder der vor Zorn bleiche Mond und der Bach, der durch die Nebel und Niederfälle stolz gemacht, die Dämme niederreißt oder der fast mit sanftem Murmeln dahin schleicht[1], und der zärtliche Liebe zur Ulme empfindende Epheu — wie IV, I Titania sagt: „Dich soll mein Arm umwinden . . So lind umflicht mit süßen Blütenranken Das Geisblatt, so umringelt weiblich zart der Epheu seines Ulmbaums rauhe Finger, Wie ich dich liebe.“ Den Blumen werden leuchtende, lachende Augen beigelegt; der Tau wird als Thräne gedeutet — „der Tau stand in der zarten Blümchen Augen wie Thränen“, ebenda; der Himmel weint, der Sturmwind rast und droht mit schmollendem Gesicht; die Anemonen fesseln des Märzes Wind mit ihrer Schönheit; die Primeln sind bleich, „die sterben unvermählt, eh' sie geschaut des goldnen Phöbus mächt'gen Strahl“, Winterm. IV, 3.

Wellen und Wind nennt Goethe Liebesgesellen (Wind ist der Welle lieblicher Buhler), Shakespeare läßt den Wind als Raufer dem sanften Meer entgegentreten, Troil. u. Cressid. I, 3:

Auf stiller See, Wie fährt so mancher gaukelnd winz'ge Kahn
Auf ihrer ruh'gen Brust und gleitet hin Mit Segeln mächt'gen Braus!
Doch laß den Raufbold Boreas erzürnen
Die sanfte Thetis — rasch durchschneidet dann
Das starkgerippte Schiff die Wellenberge,
Springt zwischen beiden feuchten Elementen Gleich Perseus' Roß.

Ebenda heißt es auch:

[1] Heinr. IV. 2: III, 1, Richard III. V, 3; Romeo I, 1, Tit. Andron. II, 1; Sommernachtstr. I, 1, II, 1, Veron. II, 1, s. o.

Welch Stürmen auf der See! Wie bebt die Erde! Wie rast der Wind! . .
Empört dem Ufer Erschwollen die Gewässer übers Land.

Halb mythisch ist die Flußbeseelung in Heinrich IV., 1: I, 3:

An des schönen Severn bins'gem Ufer
Im einzelnen Gefechte handgemein,
Er (Mortimer) eine volle Stunde fast verlor,
Dem mächt'gen Glandower standzuhalten;
Dreimal verschnauften sie und tranken dreimal
Nach Übereinkunft aus des Severn Flut,
Der, bang vor ihren blutbegier'gen Blicken,
Sein bebend Schilf entlang erschrocken lief,
Und barg sein krauses Haupt im hohlen Ufer,
Befleckt mit dieser tapfren Streiter Blut.[1]

In „Antonius und Cleopatra" staunt selbst der Wind und die Flut über die Pracht der königlichen Barke, II, 2: „Die Bark', in der sie saß, ein Feuerthron, Brennt auf dem Strom: getriebnes Gold der Spiegel, Die Purpursegel duftend, Daß der Wind Entzückt nachzog; die Ruder waren Silber, Die nach der Flöte Ton Takt hielten, Daß das Wasser, wie sie's trafen, schneller strömte verliebt in ihren Schlag"[2]; — und Mark Anton, hochthronend auf dem Marktplatz, saß allein „Und pfiff der Luft, die, wär' ein Leeres möglich, Sich auch verlor, Cleopatra zu schaun, Und einen Riß in der Natur zurückließ."[3]

Doch mehr als solche so recht moderne, individuelle und zum Teil nicht ungesuchte Beseelungen zu häufen, ist es von Interesse, zu untersuchen, wie die Natur nicht nur in manchen der großen Dramen der Handlung den Hintergrund und das charakteristische Kolorit giebt, sondern auch als mithandelnd in dieselbe

[1] Who then affrighted with their bloody looks, Ran fearfully among the trembling reeds, And hid his crisp head in the hollow bank, Bloodstained with these valiant combatants.

[2] Purple the sails and so perfumed, that The winds were lovesick with them: the oars were silver, Which to the tune of flutes kept stroke, and made The water, which they beat, to follow faster As amorous of their strokes.

[3] Whistling to the air, which, but for vacancy, Had gone to gaze on Cleopatra too, And made a gap in nature.

hineingezogen wird, sodaß die großartigsten Beseelungen sich wie von selbst ergeben. Am Anfang des dritten Aktes im Lear fragt Kent: „Wer ist da außer schlechtem Wetter? — Ritter: Ein Mann, gleich diesem Wetter höchst bewegt. — Wo ist der König? — Im Kampf mit dem erzürnten Element. Er heißt den Sturm, die Erde wehn ins Meer Oder die krause Flut das Land ertränken, Daß alles wandle oder untergeh'. Rauft aus sein weißes Haar, das wüt'ge Windsbraut Mit blindem Grimm erfaßt und macht zu nichts. Er will in seiner kleinen Menschenwelt Des Sturms und Regens Wettkampf übertrotzen!"

Auf der öden, schaurigen Haide, im nächtigen Sturm findet der arme, heimgesuchte Greis im Kampf der Elemente den Widerhall seiner inneren Erregung; die Undankbarkeit, ja unnatürliche Grausamkeit und Härte seiner Töchter bildet eine ähnliche Wandlung in der sittlichen Welt wie der chaotische Aufruhr in der physischen. Da bricht er in die Worte aus, III, 2:

Blast, Wind' und sprengt die Backen! Wütet! Blast!
Ihr Katarakt' und Wolkenbrüche, speit,
Bis ihr die Türm' ertränkt, die Hähn' ersäuft!
Ihr schweflichten, gedankenschnellen Blitze,
Vortrab dem Donnerkeil, der Eichen spaltet,
Versengt mein weißes Haupt! Du, Donner, schmetternd
Schlag' flach das mächt'ge Rund der Welt, zerbrich
Die Formen der Natur, vernicht' auf eins
Den Schöpfungskeim des undankbaren Menschen[1] . .
Rassle nach Herzens Lust, Spei Feuer, flute Regen;
Nicht Regen, Wind, Blitz, Donner sind meine Töchter:
Euch schelt' ich nicht, nannt euch nicht Kinder,
Euch bindet kein Gehorsam;
Darum büßt die grause Lust: Hier steh' ich, euer Sklav,
Ein alter Mann, arm, elend, siech, verachtet;
Und dennoch knecht'sche Helfer nenn' ich euch,
Die ihr im Bund mit zwei verruchten Töchtern

[1] Blow winds and crack your cheeks! rage! blow! You cataracts and hurricanoes, spout Till you have drench'd our steeples, drown'd the cocks. You sulphurous and tought-executing fires Vaunt-couriers of oak-cleaving thunderbolts, Singe my white head! And thou, all-shaking thunder, Strike flat the thick rotundity o' the world! Crack nature's moulds, all germens spill at once, That made ingrateful man!

Türmt eure hohen Schlachtreihn auf ein Haupt,
So alt und weiß als dies.
O, es ist schändlich!

Wie verweben sich hier leblose und belebte Natur, die vernünftige Welt der Sittlichkeit und die unvernünftige der Elemente, — wie weiß der Dichter das Tote zu beleben, Sturm und Regen, Blitz und Donner zu beseelen und zugleich dem leidenden Menschen eine Kraft der Empfindung und der Leidenschaft zu geben, die nicht minder elementar ist als der grollende Donner und der rasende Sturm. — Auch im Othello ist die Natur in einem furchtbaren Aufruhr, II, 1:

Stellt euch nur an den beschäumten Strand,
Die zorn'ge Woge sprüht bis an die Wolken;
Nie sah ich so verderblichen Tumult
Des zorn'gen Meeres.[1]

Aber selbst die unbändigen Elemente nehmen schonende Rücksicht auf die holdselige Desdemona:

Die Stürme selbst, die Strömung, wilde Wetter,
Gezackte Klippen, aufgehäufter Sand,
— Unschuld'gen Kiel zu fährden, leicht verhüllt —
Als hätten sie für Schönheit Sinn, vergaßen
Ihr tödlich Amt und ließen ungekränkt
Die holde Desdemona durch.

Cassio hebt „den großen Kampf des Himmels und des Meeres" hervor; doch wie Othello mit Desdemona zusammentrifft, da bricht er in den Jubelruf aus:

O mein Entzücken! Wenn jedem Sturm so heitre Stille folgt,
Dann blast, Orkane, bis den Tod ihr weckt!
Dann klimme, Schiff, die Wogenberg' hinan,
Hoch wie Olymp, und tauch' hinunter tief Zum Grund der Hölle!
Gält' es jetzt zu sterben, jetzt wär's mir höchste Wonne!

Zu Zeugen seiner Treue ruft Jago die Elemente an, III, 3:

---

[1] The chidden billow seems to pelt the clouds, The windshall'd surge, with high and monstrous mane — I never did like molestation view On the enchafed flood.

Bezeugt's, ihr ewig glüh'nden Lichter dort!
Ihr Elemente, die ihr uns umschließt,
Bezeugt, daß Jago hier sich weiht mit allem,
Was sein Verstand, was Herz und Hand vermag.

Kurz ist das Glück Othello's; der Dämon der Eifersucht packt ihn; selbst der Natur soll ekeln vor solchem Treubruch der Vielgeliebten IV, 2:

Dem Himmel ekelt's, und der Mond verfinstert sich:
Der Buhler Wind, der küßt, was ihm begegnet,
Versteckt sich in den Höhlungen der Erde
Und will nichts davon hören;[1]

und in seiner schrecklichen Seelenverwirrung stöhnt er V, 2:

O unerträglich! O furchtbare Stunde!
Nun dächt' ich, müßt' ein groß Verfinstern sein
An Sonn' und Mond, und die erschreckte Erde
Sich aufthun vor Entsetzen!

Die unglückliche Desdemona singt IV, 3:

Das Mägdlein saß singend am Feigenbaum früh,
Singt Weide, grüne Weide,
Die Hand auf dem Busen, das Haupt auf dem Knie,
Singt Weide, Weide, Weide,
Das Bächlein, es murmelt und stimmt mit ein,
Singt Weide, grüne Weide.[2]

Auch in einem in Cymbeline eingelegten Liede begegnet eine hübsche Beseelung, und zwar der Blumen, II, 3:

Horch! Lerch' am Himmelsthor singt hell, Und Phöbus steigt herauf,
Sein Roßgespann trinkt süßen Quell Von Blumenkelchen auf;
Die Ringelblum' erwacht aus Traum, Thut güldne Äuglein auf[3];
Lacht jede Blüt' im grünen Raum, Drum holdes Kind, steh auf!

Im Macbeth findet sich die sympathetische Naturanschauung wohl am deutlichsten ausgeprägt. Wiederholt begegnet uns der

[1] Heaven stops the nose at it and the moon winks: The bawdy wind, that kisses all it meets Is hush'd within the hollow mine of earth Andwill not hear it.

[2] . . Sing all a green willow . . The fresh streams ran by her and murmur'd her moans . .

[3] And winking mary-buds begin To ope their golden eyes . .

Gedanke, daß der Natur mitgrauen muß vor dem entsetzlichen Verbrechen, auf das Macbeth sinnt, sodaß sie selbst sich verdüstert und unheilvolle Zeichen giebt. — Macbeth selbst sagt I, 4:

Verbirg dich, Sternenlicht! Schau meine schwarzen, tiefen Wünsche nicht!
Sieh, Auge, nicht die Hand, doch laß geschehen,
Was, wenn's geschah, das Auge scheut zu sehen,

und Lady Macbeth I, 5:

Selbst der Rab' ist heiser, Der Duncan's schicksalsvollen Eingang krächzt
Unter mein Dach . . Komm, schwarze Nacht, umwölk'
Dich mit dem dicksten Dampf der Hölle,
Daß nicht mein scharfes Messer sieht die Wunde,
Die es geschlagen, noch der Himmel,
Durchschauend aus des Dunkels Vorhang, rufe: halt! halt! . .
O wie soll die Sonne Den Morgen sehn! Den Willkomm trag' im Auge . .
Blick' harmlos wie die Blume, Doch sei die Schlange drunter. —

Zu dieser so unheilvollen Stimmung, welche die ganze Tragödie durchweht und mit welcher auch die Naturumgebung harmoniert, bietet die friedliche Schilderung des Schlosses, das Duncan arglos betritt, den einschneidendsten, wirksamsten Kontrast; Duncan sagt I, 6: „Dies Schloß hat eine angenehme Lage, Gastlich umfängt die lichte, milde Luft Die heitern Sinne.“ Und wie kontrastiert die idyllische, reizvolle Beobachtung der harmlosen Schwalben, die am Dachfirst nisten! Banko schwelgt in der Schilderung dieser lieben, Himmelsfrieden bedeutenden Gäste:

Dieser Sommergast,
Die Schwalbe, die an Tempeln nistet, zeigt
Durch ihren fleiß'gen Bau, daß Himmelsatem
Hier lieblich haucht; kein Vorsprung, Fries noch Pfeiler,
Kein Winkel, wo der Vogel nicht gebaut
Sein hängend Bett und Wiege für die Brut:
Wo er am liebsten heckt und wohnt, da fand ich
Am reinsten stets die Luft![1]

[1] This guest of summer The temple-haunting martlot does approve, By his loo'd mansiony, that the heaven's breath Smells wovingly here: no jutty, frieze, Buttres, nor coigne of vantage, but this bird Hath made his pendent bed and procreant cradle: Where they most breed and haunt, I have observ'd The air is delicate.

Vielleicht ist das trauliche Wesen dieser friedlichen, leichtbeschwingten Hausgenossen niemals sinniger gepriesen worden — und an dieser Stelle der schauervollen Tragödie des Bösen wirkt es wie ein heiterer Sonnenblick an einem gewitterschweren Himmel.

Im zweiten Akt schildert Macbeth sein eigenes Grauen und das der Natur, Sc. 1:

> Jetzt auf der halben Erde Scheint tot Natur —
> Du festgefugte Erde, leicht verwundbar,
> Hör' meine Schritte nicht, wo sie auch wandeln,
> Daß nicht ausschwatzen selber deine Steine
> Mein Wohinaus.[1]

Lady Macbeth sagt:

> Die Eule war's, die schrie, der traur'ge Wächter,
> Der gräßlich Gute Nacht wünscht.

Lenox schildert diese Nacht II, 2:

> Die Nacht war stürmisch; wo wir schliefen, heult es
> Den Schlot herab; und wie man sagt, erscholl
> Ein Wimmern in der Luft, ein Todesstöhnen,
> Ein Prophezein in fürchterlichem Laut,
> Von wildem Brand und gräßlichen Geschichten,
> Neu ausgebrütet einer Zeit des Leidens;
> Der dunkle Vogel schrie die ganze Nacht hindurch;
> Man sagt, die Erde bebte fieberkrank.[2]

II, 3 berichtet ein Alter: „Auf 70 Jahre kann ich mich gut erinnern, In diesem Zeitraum sah ich Schreckenstage Und wunderbare Ding', doch diese böse Nacht Macht alles Vor'ge klein.“ — Rosse entgegnet:

> O guter Vater, Der Himmel, sieh, als zürn' er Menschenthaten.
> Dräut dieser blut'gen Bühn'.
> Die Uhr zeigt Tag, Doch dunkle Nacht erstickt die Wanderlampe:
> Ist's Sieg der Nacht, ist es die Scham des Tages,
> Daß Finsternis der Erd' Antlitz begräbt, Wenn lebend Licht es küssen sollte?[3]

[1] Thou sure and firm — set earth Hear not my steps, which way they walk, for fear Thy very stones prate of my where-about.

[2] The earth was feverous, vergl. Coriolan I, 4: thou madst thine enemies shake as if the world were feverous and did tremble.

[3] Is't night's predominance or the day's shame, That darkness does the face of earth entomb, When living light should kiss it?

So kommt also überall das sympathetische Naturgefühl, welches der Natur Mitempfinden leiht, in ihr ein menschengleiches Schaudern vor dem Bösen, ein Entsetzen vor dem Verbrecherischen ahnt, zu erschütterndem Ausdruck; am erschütterndsten wohl in den Worten des mörderischen Macbeth III, 3:

Komm mit deiner dunklen Binde, Nacht, verschließe
Des mitleidvollen Tages zartes Auge;
Durchstreich' mit unsichtbarer, blut'ger Hand
Und reiß in Stücke jenen großen Schuldbrief,
Der meine Wangen bleicht![1]

Auch im Hamlet flößt die Unthat der Menschen Entsetzen der Natur ein, III, 4:

Solch eine That (der Königin), Die alle Huld der Sittsamkeit entstellt!
Des Himmels Antlitz glüht (vor Zorn oder Scham), ja diese Feste,
Dies Weltgebäu, mit trauerndem Gesicht,
Als nahte sich der jüngste Tag, gedenkt
Trübsinnig dieser That.[2]

Doch auch andere Beseelungen begegnen in dieser wunderbarsten aller Tragödien — wie die großartige des Morgens I, 1:

Doch sieh, der Morgen, angethan mit Purpur,
Betritt den Tau des hohen Hügels dort.[3]

Die Stille vor dem Sturm malt der deklamierende Schauspieler II, 2:

Doch wie wir oftmals sehn vor einem Sturm
Ein Schweigen in den Himmeln, still die Wolken,
Die Winde sprachlos und den Erdball drunten dumpf wie der Tod. . .[4]

---

[1] Come seeling night Scarf up the tender eye of pitiful day, And with thy bloody and invisible hand, Cancel and tear to pieces that great bond Which keeps me pale.

[2] Heaven's face doth glow, Yea, this solidity and compound mass, With tristful visage, as against the doom, Is thought — sick at the act.

[3] But look, the morn, in russet mantle clad, Walks o'er the dew of yon high eastern hill.

[4] A silence in the heavens the ruck stand still. The bold winds speechless and the orb below As hush as death.

Ophelia sinkt, von Blumen umwunden, „ins weinende Gewässer" (IV, 7), und Laertes befiehlt V, 1: „Legt sie in den Grund, und ihrer schönen unbefleckten Hülle Entsprießen Veilchen!" —

Es leuchtet demnach ein, wie die Phantasie des großen Dichters die ganze Natur in ihren einzelnen Erscheinungen belebt und beseelt, wie er der Grundstimmung der Tragödien nicht nur durch die landschaftliche Scenerie den rechten Hintergrund verleiht, sondern auch die Gemütsregung der Handelnden auf die Natur überträgt, sodaß sie das lichte Glück widerstrahlt oder vor dem Verbrechen Grauen empfindet.

Allen Sphären des Naturlebens weiß er individualisierend charakteristische Merkmale abzugewinnen und ihnen das Seelische anzupassen, oft mit jener intuitiven Dichterkraft, welche mit der mythologischen Phantasie sich so nahe berührt.

Und nicht sind es bloß die großartigen, elementaren Gewalten wie Sturm und Unwetter, Blitz und Donner und Meereswüten, sondern ebenso der murmelnde Bach, die friedlich träumende Blume, das goldene, holde Sonnenlicht, denen er Mitempfinden und Mitgefühl leiht. Immer und überall ist die Auffassung intensiver, individueller, subjektiver, als sie uns in unserer bisherigen Untersuchung begegnet ist.

Das idyllische Naturgefühl seiner Zeit steigerte Shakespeare zum sympathetischen.

Siebentes Kapitel.

Die Entdeckung der landschaftlichen Schönheit in der Malerei.

Die unerläßliche Bedingung einer Landschaftsmalerei d. h. einer Malerei, welche die Darstellung der Natur zu ihrem Selbstzwecke erhebt und ein abgerundetes Bild der Erdoberfläche lediglich um des landschaftlichen Reizes willen wiedergiebt und somit nicht minder intensiv als die Litteratur Zeugnis eines lebendigen Natursinnes ablegen kann, ist die Fähigkeit, das Einzelne zu einem Ganzen zu komponieren und dieses mit künstlerischer Auffassung zu durchdringen. Eine Landschaftsmalerei wird daher nicht möglich sein in Zeiten und bei Völkern, welche den Blick nur ins Weite und Ferne schweifen lassen, das Ganze zwar im Auge behalten, aber ohne die notwendige Begrenzung — wie die Hebräer thun — [1] und andererseits bei denen, welche nur das Einzelne erfassen, immer nur Bächlein und Blümlein, Gräser und Tautropfen beachten, aber ohne Beziehung auf ein landschaftliches Ganze, lauter Vordergrund ohne Ferne bieten, wie es im Mittelalter bis auf die Renaissance in der Poesie der Fall ist. Wie nun aber die Gesetze der Linien- und Luftperspektive ein geschultes und scharfes Auge verlangen und somit auch schon ein Interesse an der Natur überhaupt, so ist die Stimmung des Landschaftsbildes, das Seelische, welches die einzelnen Formen und Figuren durch das Kolorit zu einem einheitlichen Ganzen

---

[1] Vergl. Woermann „Über den landschaftlichen Natursinn der Griechen und Römer, Vorstudien zu einer Archäologie der Landschaftsmalerei". München 1871, S. 6.

verbindet, erst recht abhängig von dem mehr oder weniger lebendigen Naturgefühl des Künstlers: soll doch das Landschaftsbild nicht bloß eine treue Abzeichnung des Realen, Gegenständlichen sein, sondern eine Widerspiegelung der Idee und Stimmung, welche der Künstler in die Landschaft hineingeschaut hat, oder des verwandten Geistes, welchen er in ihr ahnt und zum Leben weckt. So lange jedoch die Natur nur in Bezug auf den Menschen, nicht um ihrer selbst willen gesucht, geliebt und in der Poesie geschildert wird, so lange die Naturanschauung nur naive Bewunderung ist, die poetischen Schilderungen nur Rahmen und Arabesken, nur Gegenbilder menschlicher Stimmungen sind, wird es auch keine Landschaftsmalerei geben, sondern nur landschaftliche Hintergründe für menschliche Zustände und Handlungen. Erst in Zeiten des sentimental-idyllischen, des elegischen und des sympathetischen Naturgefühles, welches die Landschaft rein und ungetrübt auf sich wirken läßt und dem Zauber der Erscheinungen sich voll und ganz hingiebt, kurz, wo eben ein wirklich landschaftlicher Natursinn erwacht ist, der sich in der Poesie durch selbständige Landschaftsbilder offenbart und mit der künstlerischen Komposition des Einzelnen auch eine künstlerische Auffassung des Ganzen verbindet, wird auch eine Landschaftsmalerei erstehen können.

Wir sahen, wie durch die Renaissance in Italien die Schranken und Fesseln von Dogma, Tradition und mittelalterlicher Sitte fielen und ein gesunder, frischer Individualismus und Realismus an die Stelle mittelalterlicher Unselbständigkeit und Phantastik traten, wie Mensch und Welt neu entdeckt wurden, wie weiter auch bei den andern romanischen Nationen ein lebendiges, teils idyllisches, teils religiös-mystisches Naturgefühl sich entwickelte und wie endlich bei Shakespeare ein sympathetisches Naturempfinden zum dramatischen Ausdruck gelangte. Auch die Naturforschung, welche sich endlich aus den Banden einseitiger christlicher Auffassung und aus denen der antiken Tradition loszumachen begann, verband allmählich mehr und mehr mit ernstem Streben

nach Wahrheit nicht bloß die Bewunderung Gottes in der Natur, sondern auch ein selbständiges Interesse für diese, sodaß man mit liebevollem Auge, ja leidenschaftlicher Begeisterung nicht nur ihren Gesetzen nachspürte, sondern auch ihre Schönheit belauschte. Lange dauerte somit allerdings jener Entwickelungsprozeß, welcher im Mittelalter auf die Höhe der ästhetischen Naturanschauung führte, auf welcher das Altertum stehen geblieben war; die Renaissance bedeutete auch die Wiedergeburt des hellenistischen Naturgefühles; freilich aber gestaltete sich, wie das antike sinnlicher und trotz der sentimentalen und pantheistischen Ansätze naiver und leichter und oberflächlicher stets blieb, das christliche Naturgefühl sowohl infolge der durch die scholastische Wissenschaft ausgebildeten größeren Verstandesschärfe als auch der größeren Wärme des christlichen Gefühles tiefer und auch abstrakter, sodaß bald das Einzelne bald das Ganze in subjektiver Empfindung Gegenstand der Betrachtung wurde.[1]

Wie gesetzmäßig und organisch aber alles in der Entwickelung des menschlichen Geistes verläuft, wie auch die zunächst vereinzelt dünkende Erscheinung als Glied einer Kette sich einreiht, das wird auch deutlich, wenn wir im Gange unserer Untersuchung nunmehr dem ersten Landschaftsbilde begegnen und die Geburt der Landschaftsmalerei in den Niederlanden konstatieren. Die mittelalterliche Malerei verwandte das Landschaftliche nur als Hintergrund, der mehr oder weniger stimmungsvoll sich zu dem dargestellten Gegenstande verhielt. Auch die italienische Renaissance, auch Rafael und Correggio und Tizian führen nicht darüber hinaus; allerdings wie weiß der Pinsel eines Rafael auch diese dekorativen landschaftlichen Arabesken zu entwerfen! Wie lebt das alles, oder vielmehr, wie wird das lebendig vor unsern Augen! Diese Vögelchen auf den zarten Zweigen, sie könnten davonfliegen, so leicht und natürlich sind sie! Diese

[1] Vergl. Schnaase, Geschichte der bildenden Künste im 15. Jahrhundert (Gesch. der bild. Künste Achter Band), herausgegeben von Wilh. Lübke, Stuttg. 1879, S. 72.

Linien der Pflanzenwindungen, sie sind nicht gezeichnet, sie schießen lebendig heraus aus ihrer Wurzelpflanze, aus ihrem Stamm, sie beugen sich und winden sich wie aus innerem Leben, aus eigenem bewußten Spiel und halten uns dann in ihrer Mitte die breit geöffnete Blume entgegen, in deren farbigen Kelch wir hineinsehen![1] Und wie weiß CORREGGIO dem Dargestellten analog die Färbung und Stimmung der Umgebung zu gestalten, welche Anmutfrische belebt das reizende Leda-Bild der badenden Mädchen mit den Schwänen! Und aus dem Waldesdunkel unter dem Wolkenschatten des Zeus leuchten die wonneschauernden Glieder der Io hervor; und welch' idyllischer Reiz liegt über den mythologischen Bildern des TIZIAN!

In der **deutschen** Renaissance beschränken sich ebenfalls die großen Meister darauf, liebliche Rahmen, sinnige Arabesken aus dem Naturleben für ihre Madonnen, für die heilige Familie u. ä. zu finden. Man sieht aber bald, sagt Lübke,[1] daß Dürer bei weitem nicht in dem Grade wie Holbein das Bedürfnis hat, seine Kompositionen mit architektonischen Einfassungen und Hintergründen auszustatten. Er liebt es weit mehr, die Scenen in landschaftliche Umgebungen zu verlegen. „Der Reiz dieser Hintergründe ist so groß, es spricht sich in ihnen die Innigkeit deutscher Naturempfindung in so hohem Grade aus, daß sie für sich einen selbständigen Wert behaupten und daß der Meister dadurch der Vater der nordischen Landschaftsmalerei geworden ist."[3] — Mag dies auch nur cum grano salis zu verstehen sein, so verbindet sich jedenfalls bei Dürer „die feinste und liebevollste Beobachtung der Natur (d. h. im weitesten Sinne) mit einem grüblerischen Tiefsinn, der auf den Grund der Erscheinungen zu dringen sucht."[4] Höchst interessant ist es aber, wie dies auch aus seinen theo-

---

[1] FALKE, Geschichte des modernen Geschmacks, Leipzig 1880, S. 57.

[2] Geschichte der deutschen Renaissance I, Stuttg. 1873, S. 72 (Gesch. der Baukunst von FRANZ KUGLER, 5. Band, Erste Hälfte).

[3] Vergl. nunmehr auch KAEMMERER a. a. O. S. 81 ff.

[4] LÜBKE a. a. O. S. 134.

retischen Anschauungen über Kunst und Natur hervorgeht. Eingehend hat hierüber A. v. Zahn gehandelt,[1] auf dessen Ausführungen sich Lübke beruft. Der tiefste Respekt vor der Natur ist es vor allem, wodurch Dürer's Anschauung sich als ein Kind der neuen Zeit bewährt. Melanchthon teilt mit, wie Dürer oft darüber geklagt habe, daß er in jungen Jahren dem Bunten und Phantastischen über Gebühr nachgegangen sei und erst spät die Erkenntnis von der einfachen Wahrheit und Schönheit der Natur gewonnen habe. Die Natur gilt ihm bei reiferer Erkenntnis als das höchste Vorbild. Und ist auch die Natur in diesen kunsttheoretischen Erörterungen nicht bloß die landschaftliche, sondern die Summe aller Kreaturen, so ist es doch von nicht geringem Interesse zu sehen, wie auch hier ein tief religiöses Gefühl es ist, das ihn zur Bewunderung der Natur als eines Göttlichen hintreibt. So sagt er in seinem Proportionswerk[2]: „Wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur; wer sie heraus kann reißen, der hat sie — nimm dir nimmermehr vor, daß du etwas besser mögest oder wollest machen, als es Gott seiner erschaffenen Natur zu wirken Kraft gegeben hat, denn das Vermögen ist kraftlos gegen Gottes Schaffen. Daraus ist beschlossen, daß kein Mensch aus eignen Sinnen nimmermehr kein schöneres Bildnis machen kann (als die Natur), es sei denn, daß er durch viel Nachbilden sein Gemüt vollgefaßt habe, das ist dann nicht mehr Eigenes genannt, sondern überkommene und gelernte Kunst geworden, die sich besamet, erwächst und ihres Geschlechtes Frucht bringt. Daraus wird der gesammelte heimliche Schatz des Herzens offenbar durch das Werk und die neue Kreatur, die Einer in seinem Herzen schafft in der Gestalt eines Dinges.“

Schöner und höher — fügt Lübke hinzu — ist nie von dem Schaffen des Künsters geredet worden, treffender nie die aus der Fülle der Erscheinungen gewonnene Gestaltenwelt des Künstlers als „heimlicher Schatz des Herzens“ bezeichnet worden. So sagt

[1] Dürer's Kunstlehre und sein Verhältnis zur Renaissance, Leipzig 1866.
[2] Proportion III B. T. III b, Nürnberg 1528.

Dürer auch an einer anderen Stelle: „Ein guter Maler ist inwendig voller Figur“; aber wiederholt betont er auch, daß „der Verstand des Menschen kann selten fassen, das Schöne in Kreaturen recht nachzubilden, und wir in den sichtbaren Kreaturen doch eine solche übermäßige Schönheit finden, also daß solche unserer Keiner kann vollkommen in sein Werk bringen.“ Das Geheimnis aller Auffassung des Schönen — in Kunst oder Natur — beruht eben, wie wir in der Einleitung ausführten, in der Übertragung unseres Innern auf das Gegenständliche, in der Vermählung des heimlich im Herzen Verborgenen mit der den Dingen immanenten Idee, welche wir in ihnen ahnen und reproduzieren.

Nur ein gemütvoller Mensch wird Farben und Linien der Landschaft stimmungsvoll deuten, als einen Wiederhall eigenster Seelenregung auffassen und dann bildlich auf der Leinwand festhalten können. —

Bei den Niederländern wird das erste moderne Landschaftsbild, in dem der Mensch lediglich Staffage ist, geschaffen. Es lag in dem Wesen dieses Volkes, sich mit gemütvoller Beschaulichkeit in die Außenwelt zu versenken, auch dem Kleinsten Wert zu geben, auch das Geringste und Unscheinbarste mit Sorgfalt zu betrachten; solche Stillleben, wie die Blüte der niederländischen Kunst sie zeitigte, waren eben nur bei dem behaglichen daseinsfrohen Volke der Maaß und Schelde möglich; nur in dem Lande des Reineke Fuchs konnten so liebevoll entworfene Tierbilder entstehen, wie sie Paul Potter, Adrian van de Velde u. a. geschaffen. Hübsch sagt Carriere von diesen Meistern der Genremalerei[1]: „Sie haben nicht nur in der liebevollen Betonung des Individuellen zugleich die Seele des Volkes veranschaulicht, sondern sie haben auch das Wesen und Walten der Naturseele belauscht, die Stimmung der Landschaft empfunden, das Gefühl des eigenen Herzens in ihr wiedererscheinen lassen und dadurch der modernen Kunst Werke geschaffen, welche in

[1] a. a. O. S. 373.

dieser Art dem Altertum noch fremd blieben. Die Griechen sehen alles in der Gestalt des Menschen, der Germane ahnt das göttliche Gemüt in den Formen aller Dinge; so fühlt er sich eins mit ihnen und kann sein eigenes Gemüt in ihnen offenbaren. Wie damals die begeisterten Forscher die Natur nicht sowohl in der äußerlichen Zweckbeziehung auf den Menschen, sondern vielmehr um ihrer selbst willen betrachteten, so ward die Landschaft nicht mehr bloß zum Hintergrund für historische Ereignisse, sondern auch für sich zur Hauptsache gemacht. Tiere und Menschen dienen nun der anorganischen Natur zur Staffage, und wenn sie im Flusse sich baden, im Schatten des Baumes sich lagern, auf dem Felde weiden und im Walde jagen, so ist durch diese ihre Beziehung auf sie die Außenwelt als das Wesentliche hervorgehoben. Die größten holländischen Meister suchen dabei nicht das Außerordentliche und Überwältigende in der Natur, nicht die Alpen in der riesigen Pracht, noch die Schauer ihrer Schluchten, nicht die sonnig klaren Höhen Italiens im Spiegel an Meer und See oder die tropisch überwuchernde Pflanzenwelt, sondern sie erfassen auch hier das Alltägliche und Gewöhnliche; aber sie erfassen dies Heimische mit solcher Wahrheit und solcher Tiefe des Gemüts, daß sie auch durch das Einfachste anziehen, auch durch das Kleine das Gesamtleben ahnen lassen. So finden wir den Volksgeist, der zum Genrebild führte, auch in der Landschaft wieder“.[1]

Die umgebende Natur war in gleicher Weise wie die nationale Charakteranlage einer Landschaftsmalerei günstig. Die Feuchtigkeit der Atmosphäre und der durch sie erzeugte silberne Glanz der Landschaft, welche der farbigen Oberfläche eine große Frische und einen satten, leuchtenden Ton verleihen, haben unzweifelhaft einen starken Einfluß auf die Entwickelung des Farbensinnes unter

[1] Im Folgenden habe ich vieles der ansprechenden Darstellung Rosenberg's, Grenzboten Jahrg. 43 und 44 1884—85, besonders aber Schnaase. Falke und Carriere a. a. O. entnommen, da ich aus eigener Anschauung nur die in Berlin und München vertretenen Meister kenne.

den niederländischen Malern geübt, nicht minder die durch schlichte, aber stimmungsvolle Wolken- und Luftbildung, durch silberne Flüsse und Bäche, durch dunkle Wälder, saftig grüne Wiesen und ebene Thäler ausgezeichnete, der scharfen Kontraste der Linien entbehrende Landschaft überhaupt. In dem geistigen Leben zeigt sich die günstige Mischung germanischer und romanischer Anlagen; die Innigkeit, die Naturliebe und der Idealismus des deutschen Volkes waren hier einmal mit dem formellen Talent für Ordnung und Eleganz, das sich in Frankreich ausgebildet hatte, und mit der dem keltischen Stamme eigenen Präzision und Entschiedenheit verbunden (Schnaase). — Andachtsbilder aber sind es, auf welchen der Genius der niederländischen Landschaftsmalerei zuerst seine Schwingen geregt hat; länger als ein Jahrhundert hat es gedauert, ehe sich Landschaft und Sittenbild auf die Dauer von den religiösen Darstellungen lösten und selbständig auftraten. — In den Miniaturen des 14. Jahrhunderts erwacht zum ersten Male die Freude des nordischen Menschen an der Natur; mit liebevoller Sorgfalt werden die landschaftlichen Hintergründe für die Scenen aus der heiligen Geschichte ausgemalt. Die Anfänge der Landschaft sind ebenfalls schon auf jenem Werke nachweisbar, welches an der Schwelle der niederländischen Kunst steht, an dem Genter Altar der Brüder van Eyck, 1432 vollendet. Die Landschaft offenbart die treueste Beobachtung der Natur; Pflanzen, Gräser und Blumen, die Rosengesträuche, Gebüsche, Weinlaub und Palmen sind getreu; das üppige Thal mit seinen nackten, schroff emporsteigenden, aber oben von Buschwerk gekrönten Felswänden, durch welches die Streiter Christi und die gerechten Ritter einherreiten, erinnert an das Maasthal. Schon hier gewinnt man den Eindruck: der Zauber der Landschaft ist den Meistern aufgegangen; der Himmel ist nicht mehr golden, sondern blau, von Wölkchen durchzogen, von Vögeln belebt; Wiese und Wald prangen in saftigem Grün, sanft aufsteigende Hügel begrenzen die Ebene, Felsen in phantastischer Form treten hervor. Die Maler schwelgen gleichsam im Naturgenuß, trinken

mit vollen Zügen aus der neueröffneten Quelle; sie können sich in ihrer jugendlichen Freude kaum genügen, möchten alle Blätter und Früchte der Bäume, alle Blumen des Feldes, selbst die Tautropfen im Grase malen; sie kennen zwar schon die Wirkung der Ferne, hinter den näheren, grünbewachsenen Bergen treten blaue Spitzen hervor oder es öffnet sich der Blick (wie auf dem Bilde der Pilger) in eine lichter gehaltene Ebene, aber sie haben doch nur wenig Töne; ihre Landschaft ist daher überreich an Einzelnheiten, welche bis zu jenen äußersten Fernen fast alle in demselben dunkelleuchtenden, kräftigen Grün wie der Vordergrund gegeben sind; sie scheinen sich in dem Wohlgefallen an der Schönheit ihrer eigenen Farbe nicht sättigen zu können. — Der Fortschritt, den die Bilder Jan van Eyck's zeigen, ist auch, was das Landschaftliche betrifft, ein ungeheurer. Die alten Meister, denen die Natur ein unverständliches Chaos von Einzelnheiten, die Schönheit aber ein aus der kirchlichen Überlieferung abstrahiertes Attribut der heiligen Gestalten war, hatten sich auf diese beschränken, in ihnen alles Edle und Hohe, dessen ihre Phantasie fähig war, konzentrieren müssen. Sie hatten sie daher auf den einfarbigen, allenfalls vergoldeten Hintergrund gestellt. Jetzt war die große Entdeckung gemacht, daß die Natur eine Einheit, eine Offenbarung und Spiegelung der Gottheit, das Abbild ihrer Schönheit sei! Jan van Eyck giebt seinen Madonnen den mannigfachsten landschaftlichen Hintergrund — durch das geöffnete Fenster fällt der Blick auf eine weite, sonnenbeschienene Landschaft mit Feldern und Bäumen, Städten und Burgen, belebten Straßen und gebirgigen Hintergründen. Sehen wir sie im Freien oder mit freiem Hintergrunde, so ist es in weitester, von unzähligen Gestalten belebter, mit prächtigen Bauwerken geschmückter Landschaft.

Dierick in Löwen wird von Molanus, dem Gelehrten aus Löwen, als Erfinder der Landschaftsmalerei gerühmt (claruit inventor in describendo rure); aber die van Eyck's hatten entschieden den ersten Anfang gemacht; allerdings hat jener ihr eine

höhere Bedeutung gegeben, die Wirkungen der Luftperspektive besser beobachtet und bietet weichere Übergänge; die Landschaft wurde ihm wirklich ein Ganzes und konnte eine dem Gegenstande entsprechende Stimmung erwecken, so auf den Flügelbildern des Abendmahlaltars. Im Vordergrund kann man jede Pflanze, jede Blume botanisch bestimmen, so charaktervoll und sorgsam ist eine jede Staude, ein jedes Blatt, eine jede Blüte ausgeführt, ja, selbst die Tiere, welche im Grünen kriechen.[1]

Bei dem Brabanter Roger van der Weyden begegnen Flußthäler, die von zackigen Bergen und Felsen eingeschlossen sind, in saftigem Grün prangende Wiesen und vereinzelte Bäume, welche offenbar auf direkten Naturstudien beruhen; eine gleichmäßig klare Luft ist über dieselben ausgebreitet, im Vordergrunde liegt ein heller grüner Schimmer auf den Flächen, der allmählich gegen den Hintergrund in einen blauen Duft übergeht.[2] Auch bei seinem Schüler Memling finden wir diese feine Abstufung der Töne. Obgleich dem Meister auf seinem reichsten Bilde „Vermählung der heiligen Katharina" die inhaltreiche, Liebliches und Herbes mischende Komposition keinen Raum zu einem ununterbrochenen Landschaftsbilde gestattet, wird gerade durch die Wiederkehr der Linien in Wald und Feld, sobald sich eine Durchsicht öffnet, die Einheit der alles umfassenden, alles tragenden Natur recht anschaulich.[3]

Joachim de Patenir, welcher 1515 auftrat, nannten schon seine Zeitgenossen Landschaftsmaler, weil er die heiligen Figuren auf ein ganz bescheidenes Maß reduzierte und die Landschaft zu weiterer Perspektive ausdehnte und alle Einzelheiten derselben auf das Liebevollste und Eingehendste behandelte. Allerdings war auch er noch weit davon entfernt, eine Landschaft als ein Ganzes zu sehen, sondern er verfuhr durchaus synthetisch — Flußthäler, Bäume und Sträucher in Menge, abenteuerlichste Felsbildungen, pittoresk und phantastisch, mit Burgen am Ufer — aber im Vordergrunde ist jedes Blatt zu zählen. Das individuelle Leben, die

[1] Vergl. Kaemmerer a. a. O. S. 55 f.

[2] Vergl. Kaemmerer a. a. O. S. 49 f. [3] Vergl. Kaemmerer S. 53.

Seele der Landschaft ist noch nicht entdeckt. Nahe verwandt, doch nicht so genau im Naturstudium ist HERRY DE BLES; auch bei ihm ist von einer einheitlichen Auffassung, einer Stimmung, noch keine Rede, wie überhaupt noch nicht während des ganzen sechzehnten Jahrhunderts in Brabant und Flandern.

Das Einzelne wird mit minutiösester Pünktlichkeit abgeschrieben, besonders das Pflanzenleben. Streben nach Wahrheit, Naturtreue im Einzelnen ging den Flamländern über alles, während die Holländer alles der Schönheit unterordneten. Hatte PETER BRUEGHEL der Ältere schon das Landschaftliche mit peinlicher Sorgfalt ausgeführt und sehr reich ausgestattet mit Felsen, Fluß, Mühle und Baumgruppen neben und hinter tanzenden Bauern, so trieb JAN BRUEGHEL die Naturnachahmung so weit, daß sie selbst in den geringsten Größenverhältnissen, die nur mit der Lupe gewürdigt werden können, in der Miniaturmalerei zur vollsten Geltung kommt. Als ein neues Element brachte er noch die Blumen- und die Fruchtmalerei hinzu. RUBENS, das berühmte Haupt der Antwerpener Schule, malte manchmal Figuren in Brueghel's Landschaften und dieser in jenes Gemälde landschaftliche Hintergründe; doch war auch Rubens selbst ein ausgezeichneter Landschaftsmaler, der beste, vielseitigste, poesiereichste überhaupt, welchen die flämische Schule hervorgebracht hat. Ja noch mehr! Obwohl jene Künstler, an deren Spitze JAN BRUEGHEL steht, die größte Geduld, den mühsamsten Fleiß, die innigste Liebe in der Ausführung des Details bewähren, wie fern stehen sie noch einer wahren Erfassung der Natur! Diese blaugrüne Landschaft mit den selbsterschaffenen Bäumen, mit der unermeßlichen Ferne und der unendlichen Menge des Details, sie ist reizend, sie ist liebenswürdig, aber sie ist noch nicht die Natur, nicht die wahre, große, freie Natur. In diesem Sinne erfaßten sie erst Rubens und die Seinen, durch sie erst wurde die Landschaft zu einem selbständigen, vollberechtigten Zweige der Kunst. Und sie ergriffen sie auch bereits von allen Seiten. Während Rubens selbst sie in der großen Weise nahm, die ihm eigen ist, versenkten sich andere

hier in das Liebliche, Stille und Einfache, dort in das Wilde und Romantische, hier in die weite Ebene, dort in den Wald und die Schluchten, andere studierten das Meer: allen aber enthüllte die Natur ihren Schleier und offenbarte ihnen ihre Geheimnisse; sie schauten sie in ihrer Wirklichkeit. (Falke). — Rubens schuf immer mit dem genialen freien Blick, der auf das Ganze gerichtet doch das Kleine treu achtet; Brueghel mußte bei strengem Winter das Blumenmalen unterbrechen und seine Auftraggeber auf milderes Wetter vertrösten; er ließ sich sogar die Mühe nicht verdrießen, gelegentlich nach Brüssel zu fahren, um dort Blumen zu malen, die in Antwerpen nicht aufzutreiben waren. Charakteristisch ist seine Äußerung in einem Begleitschreiben, das er einem Gemälde für den Erzbischof von Mailand sendet: „Ich schicke Eurer erlauchtesten Herrlichkeit das Bild mit den Blumen, die alle nach der Natur gemalt sind. Auf diesem Bilde habe ich gemacht, was ich überhaupt zu machen imstande bin. Ich glaube, daß niemals soviele seltene und mannigfaltige Blumen gemalt worden sind und mit solchem Fleiß. Im Winter wird das einen schönen Anblick geben: einige Farben erreichen fast die Natur. Unter den Blumen habe ich ein Kleinod gemalt mit kunstvollen Medaillen und mit Seltenheiten aus dem Meere. Ich überlasse es dem Urteile Ew. erlauchtesten Herrlichkeit, ob die Blumen nicht Gold und Juwelen an Farbe übertreffen.“ Jedenfalls bietet auch er schon Landschaften, in denen die Menschen nur Staffage bilden, lachende, sonnige Thäler, lichte Laubwälder, goldene Kornfelder, fette Wiesen und Reigen tanzende Landleute oder Schnitter im Ährenfelde. Rubens, auf den der Süden mit seiner Lichtfülle und seinem Sonnenglanz nicht minder gewirkt hatte als auf seine Genossen, die nach Italien gepilgert waren, entlehnte jedoch die Hintergründe und individuelle Züge der Physiognomie seiner Heimat, der Umgebung von Antwerpen, Mecheln und Brüssel. Laubwald, Wasser und ein welliges Terrain waren ihm unentbehrliche Ingredienzien, gewissermaßen die substantiellen Träger der beabsichtigten Stimmung. Denn Rubens ist bereits ein Stimmungsmaler, welcher alle Em-

pfindungen, alle Regungen der Naturseele mit nie versagender Meisterschaft wiederzugeben weiß. BRUEGHEL's Standpunkt der Natur gegenüber war noch derjenige kindlicher Naivität, noch die alte Freude an jedem Detail und die stolze Genugthuung, auch das kleinste Erzeugnis der Natur mit subtilem Pinsel bis zur Täuschung nachgebildet zu haben. Mit RUBENS tritt zum erstenmale die kühne, alles ihrem Wesen sich unterordnende Subjektivität in die Landschaftsmalerei ein. Er schlägt das große Buch der Natur auf, nicht um die einzelnen Worte Silbe für Silbe nachzubuchstabieren, sondern um der Natur ihre Geheimnisse abzufragen, um bis in den tiefsten Grund ihrer Seele hinabzusteigen und das Erfahrene dann nach den Eindrücken wiederzuspiegeln, die es in seiner großen Seele hinterlassen hat. Rubens war sich vollkommen der höheren Aufgabe des Landschaftsmalers bewußt, die Fülle der einzelnen Erscheinungen zu einem in sich harmonisch abgeschlossenen Ganzen zu vereinigen und in diesem Ganzen eine gewisse Stimmung wiederzuspiegeln. In den fünfzig Landschaften, die wir von ihm noch besitzen, haben wir die Stufenleiter von dem Stadium idyllischer Ruhe bis zur höchsten dramatischen Spannung und Erregtheit. In der herrlichen Abendlandschaft mit dem Regenbogen, im Louvre, bewundert man ein Wunderwerk in der feinen Abstufung der Lufttöne, und andererseits in dem gewaltigen Gewittersturm, im Wiener Belvedere, die höchste Kraft in der Darstellung des wilden Aufruhrs der Elemente. Unter schwefelgelben Blitzen entladet sich ein Wolkenbruch über die gebirgige Landschaft. Ein Gebirgsstrom ist zu einer breiten Flut angeschwollen, welche, vom Orkane gepeitscht, alles mit sich wegreißt, was sie erreichen kann: Bäume, Felsen, Tiere und Menschen. Von neueren Meistern haben nur CALAME und ANDREAS ACHENBACH Ähnliches geschaffen. Auf der „Jagd des Meleager“ und der „Begegnung des Odysseus mit der Nausikaa“ zeigt die Landschaft die volle Größe des heroischen Stils. POUSSIN und CLAUDE LORRAIN haben nichts Erhabeneres gemalt (ROSENBERG). —

In der französischen Litteratur blüht seit den Minnesängern, selbst in der klassischen Dichtung eines Corneille und Racine, kaum ein Blümchen; Fénelon's Télémaque bietet idyllische Züge, den Alten lauscht stimmungsvolle Motive Ronsard ab; aber die Schäferpoesie treibt auch hier wie in Italien und Spanien üppige Blüten; Honoré d'Urfé schreibt seine berühmte, vielübersetzte Astraea; aber diese Hirten sind keine Menschen, wenigstens keine Naturkinder, und die Landschaft selbst ist keine Natur; Hofparfüm, Salongalanterie, gemischt mit weltschmerzlicher Sehnsucht, ruht über ihnen. Ganz anders in der Malerei. Die beiden Poussin's dringen in die Geheimnisse der Natur selbst ein, schaffen sie neu nach ihrem künstlerischen Gefühl, ohne ihrer Wahrheit untreu zu werden. Nicolas Poussin (1594—1665) ist auf das Ernste und Feierliche in der Landschaft gerichtet: eine Baumgruppe im Vordergrund, eine Höhe mit antiker Architektur in der Mitte, ein Gebirge zur Umgrenzung der Ferne ordnet er zusammen und legt mehr Nachdruck auf schwungvolle Linien als auf den Reiz und Duft des Kolorits. Bewegteres Leben ist bei seinem Schwager Caspar Dughet, ebenfalls Poussin genannt; sein Gras ist saftig frischer, der Wind säuselt in den Bäumen oder der Sturm biegt die Äste, wühlt im Laube und scheucht die Wolken. Mehr Innerlichkeit und Wärme zeigt Le Sueur (1617—1655); Claude Lorrain (1600—1682) aber vollendet den idealen Stil der Landschaft. Er erfüllt die rohen Stoffe der Wälder, Wasser und Wolken mit Geist und Empfindung; Thäler, Wald und Ozeane sind nur die Hülle, in welcher der Geist der Gottheit selbst sich offenbart, das Instrument, welchem überirdische Laute enttönen. Jedes Unschöne, Schmerzliche oder Verworrene wird zu lichter Klarheit und ehrfurchtgebietender Würde geläutert und verklärt. Keine Schwermut, keine niederdrückende Traurigkeit lagert über seinen Gebilden, sondern die ruhige, heitere, in sich befriedigte Schönheit, ohne alles Gepränge, ohne jeden gesuchten Gegensatz oder wesenlosen Schimmer. Leiser Lufthauch spielt in den anmutigen Laubmassen seiner prachtvollen Bäume, goldiges Licht zittert durch

sie hin und leitet den Blick in die duftig klare Ferne; „der Himmel ist so feierlich, so ganz als wollt' er öffnen sich: dies ist der Tag des Herrn!“ sagen wir mit Uhland, denn es ist Sonntag in der Natur, so heiter, so morgenfrisch oder so abendruhig ist alles. — Das malerische Naturgefühl wird bei Claude Lorrain zur Naturandacht.

Dem Sterne Lorrain's folgen die Niederländer in edlem Wetteifer mit immer mehr sich steigernder Wonne, alle Erscheinungen der Natur für sich, in selbständiger Darstellung, mit dem individuellen Reiz und in subjektiver Stimmung mit dem Pinsel zu schildern. Die Poesie der Luft, des Gewölks, der Beleuchtung, die kühle Frische des Morgens, die dunstige Schwüle des Mittags, der warme Glanz des Abends — alles das webt und lebt in den Bildern Cuyp's und Wynant's, während Winterschnee und Mondschein bei Aart van der Meer, die düstere melancholische Stimmung trüber Beleuchtung bei Jan van Goyen begegnen. Er versteht es, mit wenigen Bäumen, die sich im Wasser spiegeln, mit einem Sandhügel u. ä. eine Wirkung zu erzielen; doch in dieser Kunst, mit Wenigem Stimmung zu erwecken, ist niemand größer als Jacob Ruysdael († 1681). Die ganze Poesie der Natur, jener im Grunde so geheimnisvolle Zauber, der über dem stillen Walde, dem rauschenden Meer oder dem stillen Weiher und den einsamen Weiden ruht, gewinnt bei ihm Form und Farbe. Es genügt so Weniges, und doch bannt es uns, regt zum Nachdenken an, zur Nachempfindung des von dem großen Meister Empfundenen und in Farbe und Linien Getauchten. Nordischer Ernst und nordische Schwermut brütet über den meisten Stücken dieser gemalten Naturdichtung; schwere Wolken und Regennebel hangen über den dunklen Bäumen, düstere Schatten weben um Ruinen. Den Frieden der Waldeinsamkeit, sagt Carriere, hat er lange gemalt, ehe Tieck dies Wort erfand. Es weht uns an wie eine Morgenhymne, wenn sein Buchenwald in der ruhig klaren Flut wiederscheint und die duftigen Wolkenmassen von der aufgehenden Sonne bestrahlt werden; wir sehen eine Elegie

in Farben und Formen, wenn der Regenschauer die Trümmer einer Kirche im Hintergrunde verschleiert, ein geschwellter Gießbach im Vordergrunde sich eine Bahn zwischen Gräbern bricht, auf denen noch ein letzter Gruß der scheidenden Sonne durch die Dämmerung schimmert. —

In Ruysdael gipfelt somit jene Entwickelung, welche von den schlichten landschaftlichen Hintergründen, von der liebevollen Abzeichnung der einzelnen Naturerscheinungen — und wenn es nur eine Blumenstaude oder ein Grashalm ist — zu der von einer Stimmung, einem Geiste durchwehten landschaftlichen Komposition führt, bei welcher weder das Einzelne dominiert, noch die Richtung in das Weite und Ferne von jenem ablenkt, sondern beides sich innerlich durchdringt, zu jenen Wunderwerken der Kunst, welche mit geringen Mitteln, mit wenigen Strichen und Farben doch eine ganze, kleine Welt darstellen und eine Welt von Empfindungen im empfänglichen Gemüte wecken. Wer möchte im einzelnen den Reiz wiederzugeben sich anheischig machen, welcher über den Bildern seiner Nachfolger, über einer Waldmühle oder einem Bauernhofe Hobbema's, über den großartigen, norwegischen Gebirgslandschaften Aldert's van Everdingen — mit den düstern Fichten, den schroffen Klippen und dem leuchtenden, schäumenden Wassersturz — oder über den teils freundlichen teils düsteren Marinebildern Bakhuysen's und van de Velde's liegt?

Alle diese großen Niederländer eilen weit der Poesie ihrer Zeit voraus; Gebirge und Meer finden im Wort erst 100 Jahre später ihre begeisterten Schilderer, und ein in sich stimmungsvoll abgeschlossenes, lyrisches Landschaftsbild wird erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in der deutschen Dichtung geboren.

Achtes Kapitel.

Humanismus, Rococo und Zopf.

Es sollte eine lange Reihe von Jahrzehnten vergehen, ehe Deutschland jene Höhe erreichte, welche der Natursinn der italienischen Renaissance und der niederländischen Landschaftsmalerei gewannen. Hatte im Mittelalter das kirchliche Dogma, das Verhältnis des Menschen nicht nur zu Gott, sondern zu der alleinseligmachenden Kirche fast alles Interesse in Wissenschaft und Kunst in Anspruch genommen, so ist die große That des fünfzehnten Jahrhunderts die Reformation, die Wiedererweckung des religiösen Gewissens, und es galt mit Wort und Schwert abzurechnen mit einer jahrtausendealten Überlieferung und der Sklaverei des geistigen Despotismus. Die neue Zeit ward unter schweren Wehen geboren. Sie zog aber auch Geister heran, von individuellem Gepräge, wie sie Deutschland vorher nicht gekannt hatte, Charakterköpfe mit ausgesprochen eigenartiger Physiognomie. Aber die wesentlichen Fragen, um die es sich handelte, waren kirchliche, religiöse, waren die auf die Freiheit eines Christenmenschen zielenden. Es gab für die rührigen und thatkräftigen, mit dem Wort wie mit dem Schwert gleichgewandten Männer kaum Zeit zur stillen Versenkung in sich und in die Natur, denn ward das geistige Leben auch durch die neue Strömung gesteigert und erwachte auch neue Lebenslust und Freude am Genuß, so ist doch von einem so intensiven Natursinne, wie ihn uns Petrarca und Enea Silvio bieten, kaum eine Spur zu entdecken.

Es ist gewiß — mit GEIGER[1] — als ein Irrtum anzusehen, wenn man die humanistische Bewegung in Deutschland, so sehr sie auch von der italienischen Renaissance beeinflußt ist, als eine „bloß importierte, gänzlich unselbständige Bildung" bezeichnet. Vielmehr lagen die Keime zu dieser großen, die Geister befreienden Bewegung in der allgemeinen Zeitrichtung selber, die sich loszulösen suchte von den Fesseln des Mittelalters, nicht bloß des Dogmas, sondern auch der Sitte und Bildung. Der deutsche Humanismus ist eine Bewegung vornehmlich der Gelehrten, des polemischen Kampfes, erfüllt von Streitlust, und so sehr auch Daseinsfreude und Genußsucht in dieser „naiv sinnlichen" Zeit die Schriften deutscher Humanisten kennzeichnet, so wenig ist doch in ihnen von heimlicherem, innigem Naturgefühl zu spüren, so wenig giebt es doch einen Dichter und eine Dichtung, welche mit Petrarca's Sonetten u. a. sich messen könnte.

Auch die Naturwissenschaften stehen noch unter dem Banne scholastischer Weisheit, erst allmählich schält man aus der Entstellung des Mittelalters den echten Aristoteles heraus. So ist CONRAD SUMMENHART[2] (1450—1501) als Physiker völlig leichtgläubig, so daß er sich selbst nicht von den thörichten Märchen abwendet, die Erscheinung eines Kometen z. B. als sichere Ankündigung von vier Dingen: Hitze, Wind, Krieg, Fürstensterben betrachtet, aber nicht abergläubisch, so daß er sich von der Wahnwissenschaft der Astrologie und allen mit ihr zusammenhängenden Betrügereien fernhält; ja als Beobachter der Natur oder vielmehr als Anhänger und Fortbildner der scholastisch-aristotelischen Naturlehre bietet er den Ansatz zur Entwickelungslehre, wonach die höher organisierten Gebilde aus den niedriger organisierten und diese aus den anorganischen unter der Einwirkung meteorischer und siderischer Einflüsse hervorgehen. — Zu den echten Dichtern gehört der poeta laureatus, CONRAD CELTES, 1459 geboren, ein Sänger der Liebe, Verfasser von vier Büchern

[1] Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland, Berlin 1882.
[2] GEIGER a. a. O. S. 422.

Amores; zügellos wandert er umher, selten verweilend, nirgends festen Fuß fassend; das Wandern ist ihm Bedürfnis, weil er die Sucht hat, Neues zu sehen, weil er Naturgenuß ersehnt; doch besonders weil er hofft, durch sein Erscheinen an den verschiedensten Orten Ruhm zu gewinnen. Zum Sänger der Natur aber, sagt Geiger, fehlt ihm die Empfänglichkeit und Naivität des Naturkindes; schreibt er daher Gesänge zum Lobe des Frühlings u. ä., so verrät er durch das farblose allgemeine Lob, das er spendet, daß dies nicht durch den unmittelbaren Eindruck auf das Gemüt hervorgerufen, sondern durch mühsame Reflexion gewonnen ist, und zeigt durch seine häufigen Erwähnungen antiker Gottheiten, daß er dem Altertum noch anderes als die Ausdrücke entlehnt hat. Mit der Geschichtsschreibung, die besonders Beatus Rhenanus (1485—1547) und Joh. Aventin vertreten, hing die Geographie damals eng zusammen; wohl war für sie der patriotische Gedanke wirksam und die Lust, die Schönheiten des deutschen Landes, seine Fruchtbarkeit und seinen Reichtum zu schildern, wohl wurde sie auch durch die Entdeckungen jenes Zeitalters beeinflußt, doch macht die großartige Entdeckung des neuen Weltteils auf die deutschen Humanisten nicht jenen gewaltigen Eindruck, den sie bei den Gelehrten anderer Länder wie Italien und Spanien hervorruft. —

Aber in dieser Zeit blühte auch in Deutschland die mystisch-theosophische Richtung des Naturgefühls oder vielmehr magischen Naturerkennens, sowohl bei nur noch teilweise dem katholischen Bekenntnisse getreuen als auch bei protestantischen Weisen. Einer der seltsamsten ist Cornelius Agrippa v. Nettesheim aus Köln[1] († 1535). In seinem Weltsystem beruht alles auf Harmonie und Sympathie; wo eine Saite in der Natur angeschlagen wird, klingen die übrigen mit; die analogischen Korrespondenzen sind zugleich magische; das symbolische Verhältnis der Naturdinge ist zugleich ein sympathisches. Zwischen der Ulme

---

[1] Zöckler a. a. O. S. 578.

und der Rebe besteht ein wirkliches Liebesverhältnis; die Sonne verleiht dem Menschen Leben, der Mond Wachstum, Mercur Phantasie, Venus Liebe u. s. f. Gott spiegelt sich im Makrokosmos ab, leuchtet allwärts durch alle Kreaturen hindurch, schattet sich mikrokosmisch im Menschen ab, und was dergleichen Phantastereien mehr sind. Wie Agrippa, stellt unter anderen auch PHILIPPUS AUREOLUS THEOPHRASTUS BOMBASTUS PARACELSUS von Hohenheim († 1541) als die höchsten Bücher der Gotteserkenntnis die Natur und die Bibel hin; sie sind allein wahrhaftig und ohne Falsch. „Die Elemente muß man studieren, der Natur nachgehen von Land zu Land, da jedes einzelne Land nur Ein Blatt des großen Schöpfungsbuches ist. Die Augen, die an solcher wahren Erfahrenheit ihre Lust haben, sind die wahren Professoren und zuverlässiger denn alle Schriftgelehrten.“ Der Mensch ist ihm weniger Gottes Ebenbild als mikrokosmisches Abbild der Natur, als Quintessenz der ganzen Welt. Andere Schwärmer verkünden das Gleiche. Auch SEBASTIAN FRANK aus Donauwörth († 1543) sieht die ganze Welt als ein offenes Buch und eine lebendige Bibel an, daraus Gottes Kraft und Kunst zu studieren und sein Wille zu lernen ist; alles ist Abbild Gottes, alle Kreaturen sind „ein Rücken, Gespür und Ausdruck Gottes, durch welcher Erkenntnis man erkennen mag den echten Beweger und Ursacher aller Dinge“. Zahlreiche Bilder und Vergleiche seiner oft kernigdrastischen Sprache verraten ein warmes Naturgefühl;[1] gar Manches klingt pantheistisch. Doch erreicht er nicht im entferntesten die Tiefe der großen italienischen Philosophen GIORDANO BRUNO und CAMPANELLA. Bruno erkennt die Natur in ihrer Selbstentwickelung, Stoff, Seele und Geist als Stufen und Momente des Einen; er ist nicht bloß Denker, sondern auch Dichter:

Aus ureigenem Schoß ergießt die Materie alles;
Denn werkmeisterlich ist die Natur im Innersten selber,
Ist lebendige Kunst, begabt mit herrlichem Sinne,

[1] Vergl. HASE, Sebastian Frank von Woerd, der Schwarmgeist, Leipzig 1869, z. B. S. 212 ff.

Die nicht anderen Stoff, vielmehr den eigenen bildet,
Die nicht stockt noch bedenklich erwägt, nein alles von selber
Sicher und leicht vollführt, wie das Feuer brennet und funkelt,
Wie mühlos und frei durchs All das Licht sich verbreitet;
Nimmer zersplittert sie sich, beständig einig und ruhig,
Lenkt und verteilt und fügt sie ordnend alles zusammen.[1]

Campanella singt, selbst im scheußlichen Kerker, ein Lob der Allweisheit und Allliebe Gottes, dessen Abbild die Natur ist; alles in ihr gilt ihm beseelt; es giebt nichts Empfindungsloses; auf Sympathie und Antipathie beruht alle Bewegung der Gestirne; die Harmonie ist die Centralseele aller Dinge.

Der wunderlichste aller deutschen Denker ist der König der Mystiker, Jakob Böhme. Es ist ein schweres Stück, seine Aurora[2] zu enträtseln. Er ist Pantheist und Theist zugleich, wie überhaupt die mannigfachsten Systeme im Keime oder vielmehr in gährender Mischung bei ihm sich aufweisen lassen. Gott ist das Herz oder der Quellbrunn der Natur (S. 22); die Natur ist der Leib Gottes: „Gleichwie der Geist eines Menschen in dem ganzen Leibe in allen Adern herrschet und erfüllet den ganzen Menschen, also auch der heilige Geist erfüllet die ganze Natur und ist das Herz der Natur und herrschet in den guten Qualitäten in allen Dingen“ (S. 27): „Nun aber ist der Himmel ein lieblicher Freudensaal, darinnen alle Kräfte sind, wie in der ganzen Natur, der Himmel ist das Herz des Wassers“ (29). „So man nennet Himmel und Erde, Sterne und Elemente und alles, was darinnen ist, und alles, was über allen Himmeln ist, nennet man hiermit den ganzen Gott, der sich in diesen oberzählten Wesen in seiner Kraft, die von ihm ausgehet, also kreatürlich gemacht hat“ u. s. f. (S. 30). Ein andermal nennt er Gott die treibende Kraft im Lebensbaum und die Geschöpfe seine Zweige und die Natur die Ausgestaltung und Selbstgebärung Gottes; die Kräfte in ihr werden als Begierde, Wille und Liebe gedeutet, oft in

[1] Carriere a. a. O. S. 689.

[2] Zweiter Band der Sämtlichen Werke, von Schiebler herausgegeben, Leipzig 1832.

erhabenen und schönen Gleichnissen. „Gleichwie die Erde immerdar schöne Blumen, Kräuter und Bäume, sowohl Metalle und Wesen gebieret und je einmal herrlicher, stärker und schöner hervorbringet als das andere; und wie bald im Wesen eines aufgehet, das andere unter und eine immerwährende Nießung und Arbeit damit ist: also ist auch die ewige Gebärung des heiligen Mysterii in gar großer Kraft und Wiederbringung[1] . . . Die Schöpfung ist anders nichts als eine Offenbarung des allwesenden, ungründlichen Gottes . . . und ist eben als eine große Harmonie vielerlei Lautenspiel, welche alle in eine Harmonie gerichtet sind."

Wer möchte durch diese theosophisch-mystischen Gedanken nicht neben inniger Gottesliebe auch Liebe zur Natur hindurchleuchten sehen?

Der Mann aber, in dem nicht nur das fünfzehnte Jahrhundert, sondern im gewissen Sinne das Deutschtum Person geworden, ist Luther. Was ein Goethe, der ihm so kongenial ist, gleichsam zur Grundmaxime aller Pädagogik und Ethik machte: „Die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden", das kann auch als Motto für Luther gelten. — Luther steckt zur Hälfte noch im Mittelalter; er muß es erst mit Willensstärke und Glaubensmut überwinden und sich losmachen von den Banden der Geistessklaverei; Goethe als Prophet des 19. Jahrhunderts, als Inkarnation des Begriffes eines modernen Menschen, schüttelt ab die Unnatur und weichliche Sentimentalität des 18. Jahrhunderts. Beiden gemeinsam ist als Wurzel ihres Wesens — die gesunde Daseinsfreude. Luther hat allezeit als echt deutscher Mann ein offenes, empfängliches Auge für die schöne Gotteswelt gehabt; der Psalter war ihm das liebste Buch, und welche Naturfreude belebt dieses! „Wie sind deine Werke so groß und viel! Und die Erde ist voll deiner Güter!" — So tieftraurig er auch, dem deutschen Charakter und der Tiefgründigkeit deutschen Gemütes gemäß, sein kann: was

[1] Vergl. Hubert, Kleine Schriften, Leipzig 1871, S. 71 f.

das Liebste ihm neben Weib und Kind ist, das erkennt man aus seinen Briefen und Tischreden, — es ist die liebe Gotteswelt, es ist Wald und Feld, übergoldet von seiner köstlich heiteren, durch und durch kernig-gesunden Weltanschauung. Immer wieder entdeckt er neue Wunder im Buche der Natur, mag er am frühen Morgen hinausschauen oder mag er am Abend das Firmament mit goldenen Lichtern leuchten sehen; er kann sich nicht satt sehen an der Herrlichkeit Gottes, wie sie sich im Großen und im Kleinen offenbart. „Wir aber beginnen von Gottes Gnade seine herrlichen Werke und Wunder aus den Blümlein zu erkennen, wenn wir bedenken, wie allmächtig und gütig Gott sei; darum loben und preisen wir ihn und danken ihm. In seinen Kreaturen erkennen wir die Macht seines Wortes, wie gewaltig das sei. Auch in einem Pfirsichkern; derselbe, obwohl seine Schale sehr hart ist, doch muß sie sich zu seiner Zeit aufthun durch den sehr weichen Kern, so drinnen ist."[1] Ein andermal: „Also ist Gott gegenwärtig in allen Kreaturen, auch im geringsten Blättlein und Mohnkörnlein". Die Naturanschauung flößt ihm herzlichstes Vertrauen zu Gottes Vaterhuld ein. So schreibt er dem Kanzler Brueck am 5. August 1530: „Ich hab' neulich zwei Wunder gesehen: das erste, da ich zum Fenster hinaus sahe, die Sterne am Himmel und das ganze schöne Gewölbe Gottes, und sah doch nirgend keine Pfeiler, darauf der Meister solch Gewölb gesetzt hatte; noch fiel der Himmel nicht ein, und stehet auch solch Gewölb noch fest. Nu sind Etliche, die suchen solche Pfeiler, und wollen sie gern greifen und fühlen; weil sie denn das nicht vermögen, zappeln und zittern sie, als werde der Himmel gewißlich einfallen . . . Das ander, ich sah auch große dicke Wolken über uns schweben, mit solcher Last, daß sie möchten einem großen Meere zu vergleichen sein, und sahe doch keinen Boden, darauf sie ruheten und fußeten, noch keine Kufen, darein sie gefasset wären; noch fielen sie dennoch nicht auf uns, sondern

[1] Bei Zoeckler citiert a. a. O. S. 584. Ebenso andere Belege S. 585 f., auch Theologia naturalis S. 60 Anm.

grüßeten uns mit einem sauren Angesicht und flohen davon. Da sie fürüber waren, leuchtet herfür beide, der Boden und auch das Dach, das sie gehalten hatte, der Regenbogen." — Kräftige Bilder aus der Natur braucht Luther oft. So sagt er: „Es ist nur um einen Winter zu thun, daß wir in der Erde liegen und verfaulen; wenn unser Sommer angeht, wird unser Korn hervorbrechen. Dazu bereitet uns der Regen, die Sonne und der Wind, d. i. das Wort, die Sakramente und der heilige Geist." Die Bibel ist ihm ein reicher Wald von reichen und mannigfaltigen Fruchtbäumen; von den Lob- und Dankpsalmen sagt er in der Einleitung zum Psalter: „Da siehest du allen Heiligen ins Herz, wie in schöne lustige Gärten, ja wie in den Himmel, wie feine, herzliche, lustige Blumen darin aufgehen von allerlei schönen, fröhlichen Gedanken gegen Gott und seine Wohlthat." Und mit wie kindlicher Innigkeit malt der große Mann seinem Söhnchen Johannes das Glück des himmlischen Paradieses! — Von platonisch-mystischen Spekulationen über das Verhältnis Gottes zur Schöpfung hält er sich fern, er freut sich ihrer mit Andacht; und diese seine fromme Naturanschauung erhält sich bei den protestantischen Theologen bis in die folgenden Jahrhunderte, bis zu dem Rationalismus und Pietismus. —

Eine so naiv-herzliche, ungesuchte Naturfreude, wie bei Luther, begegnet uns in der Zeit nur noch im Volkslied. Das Volkslied ist zu allen Zeiten der Träger jenes schlichten und harmlosen Naturgefühls, das auf jener heimlich trauten Stellung des Naturkindes zu Wald und Baum, zu Blume und Gras, Bach und Strom beruht, aber nicht selten tief rührende Töne für diese geheime Sympathie zwischen Mensch und Natur findet. Es wurzelt eben noch in jenem altgermanischen Verhältnis zur Natur, so daß die Naturanschauung und somit auch die Naturbeseelung vielfach noch auf der Grenze zwischen der mythischen oder allegorischen und der poetischen steht. Wie bei dem lateinischen Dichter des 8. und 9. Jahrhunderts der Frühling mit Blumenkränzen und der alte Winter mit struppigen Haaren einen großen

Streit aufführen und den lenzkündenden Kuckuck preisen oder schelten, so giebt es aus dem 14. Jahrhundert ein Lied, wahrscheinlich vom Niederrhein[1]: der Sommer klagt Mannen und Freunden, daß ein Herr mit großer Kraft ihn vertreiben wolle; dies ist der Winter, der nun das Wort ergreift und dem Sommer droht, daß der nahende Frost (her van Scoenvorst) ihn fangen, schatzen und schlagen werde; Eis und Hagelstein stimmen dem Winter bei, Sturm (her Storm), Regen, Schnee und scharfe Winde nennt er sein Gesinde u. s. f.

Frühling und Sommer werden mit Freuden begrüßt: „Der sommer und der sonnenschein Ganz lieblich mir das herze mein Erquicken und erfreuen, Daß ich mit lust im grünen gras Mag springen an den reigen . .“ und: „Herzlich tut mich erfreuen Die frölich summerzeit, All mein geblüt verneuen, Der mai vil wollust geit“[2] oder: „Wenn's Mailüfterl weht, Geht im Wald drauß der Schnee, Da heb'n blau Veigerln Die Köpferl in die Höh“ oder: „Und wenn die kleinen waldvögelein singen Und die blümlein auß der erden springen, So freuen sich alle die leute“.[3] Dagegen will man vom Winter nichts wissen: „Winter, du must urlaub han, Das hab ich wol vernommen; Was mir der winter hat leids getan, das klag' ich diesen sommer“.[4]

Der lieben kleinen Vogelwelt wird in sinnigster Weise menschliches Empfinden, Mitgefühl und Teilnahme beigelegt. So klagt das Käuzlein: „Ich armes Käuzlein kleine, Heut soll ich fliegen auß Bei der Nacht so gar alleine Ganz traurig durch den Walde. Der Ast ist mir entwichen, Darauf ich ruhen soll, Die Leublein sein all erblichen. Mein Herz ist alles trauerns voll.“ Der Kuckuck wird als Bringer guter Botschaft, als Ansinger des

---

[1] Vergl. Uhland, Schriften zur Geschichte deutscher Dichtung und Sage, 3. Band, Stuttgart 1866, p. 21 ff., Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder in 5 Büchern, Stuttgart und Tübingen 1844—45, S. 23 und 30, wo Pflanzen (Epheu und Hulst oder Buchs und Felbinger) Winter und Sommer vertreten.

[2] Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder S. 84 und 113.

[3] Ebenda S. 389. [4] S. 96.

Frühlings gefeiert, oder man treibt seinen Spaß mit ihm, dem „Gutzgauch“: „Ein Guckguck wollt' ausfliegen Zu seiner Herzenslieben“ u. s. w. Voll Humor sind die „Fabellieder“[1] von Tierhochzeiten. So bestellt ein lettisches dem Fuchs die Hochzeit: „Lustig auf, ihr kleinen Vögel! ich will eine Braut mir nehmen; der Star soll uns die Pferde satteln, denn er hat einen grauen Mantel; der Biber mit der Mardermütze muß unser Fuhrmann sein; der Hase mit den leichten Füßen, der muß den Vorreiter machen; die Nachtigall mit heller Stimme muß die Lieder singen; die Elster, die beständig hüpft, muß uns die Tänze ordnen“ u. s. w. Vor allen Beschwingten ist die tönereiche Nachtigall beliebt und hochgehalten; sie wird bald innig und zutraulich „die liebe, viel liebe Nachtigall“ geheißen, bald erhält sie den Ehrennamen „Frau Nachtigall“ und wird mit „Ihr“ angeredet. Das kleine, liebe Waldvöglein ist der Liebe Bote ebenso wie Wolken und Winde; Volksl. S. 47: „Du bist ein kleines Waldvöglein, du fleugst den grünen Wald auß und ein, Frau Nachtigall, du kleines Waldvöglein, du sollst mein Bote sein.“ Sie warnt das Mädchen vor falscher Liebe, oder sie ist verschwiegene Zeugin des Liebesgekoses. — Sehr häufig sind die Wunschlieder: „Wenn ich ein Vöglein wär' und auch zwei Flügeln hätt', flög' ich zu dir“ oder: „Wär' ich ein wilder Falk, so wollt' ich mich schwingen aus, Ich wollt' mich niederlassen vor eines reichen Bürgers Haus. Darinnen ist ein Mägdlein . .“ „Und wär' mein Lieb ein Brünnlein kalt Und sprüng' aus einem Stein, Und wär' ich dann ein grüner Wald, Mein Trauern, das wär' klein; Grün ist der Wald, Das Brünnlein, das ist kalt, Mein Lieb ist wohlgestalt.“ Das betrogene Mädchen wünscht sich weit hinweg: „Wollt' Gott, ich wär' ein weißer Schwan! Ich wollt' mich schwingen über Berg und tiefe Thal, Wohl über die wilde See, So wüßt' mein Vater und Mutter nicht, Wo ich hinkommen wär.“ Die Blumen werden in mancher Weise symbolisch verwandt. Die Rosen sind die

[1] Uhland Schr. 3, S. 52 ff.

Blumen der Liebe allezeit. Schöne Mädchen soll man küssen, Rosen soll man brechen, ist eine häufige Mahnung, oder: „Die röslein soll man brechen zu halber mitternacht, denn seind sich alle bletter mit dem külen tau beladen“ oder: „Die röslein sind zu brechen zeit, derhalben brecht sie heut! Und wer sie nicht im sommer bricht, der brichts im winter nicht“[1] u. s. f. Zart ist folgende Zeile (S. 66): „Weiß nur ein blümli blaue, von himmelblauem schein, es stat in grüner aue, es heißt vergiß nicht mein.“ Von geheimer Symbolik ist das Zwiegespräch: „Es wolt ein mägdlein tanzen gan, sucht rosen auf der Haide, was fand sie da am wege stan? eine Hasel, die war grüne. Nun grüß dich gott, frau Haselin! von was bist du so grüne? nun grüß dich gott, feins mägdelein! Von was bist du so schöne? . . auf mich so fällt der küle tau, davon bin ich so grüne . . Und haun sie mich im winter ab, im sommer grün' ich wider; verliert ein mägdlein ihren kranz, den findet sie nie mer wider.“ Trauriger ist (S. 68): „Es stet ein lind in disem tal, ach gott! was tut sie da? sie will mir helfen trauern, daß ich kein bulen hab“ und: „Ach, ihr Berg' und tiefe, tiefe Thal, Seh' ich meinen Schatz zum allerletzten Mal? Die Sonne, der Mond und das ganze Firmament, Die sollen mit mir traurig sein bis an mein End!“ — Wo zwei Liebende sich umarmen, da sprießen Blumen aus dem Grase, da lachen die Rosen, lachen die Blumen und das Gras, krachen die Bäume, singen die Vögel;[2] oder wo zwei Verliebte sich scheiden, da verwelket Laub und Gras.[3] Am rührendsten aber ist die Vorstellung, die wir in den Volksliedern aller Nationen finden, nach welcher aus dem Grabe zweier Liebenden Blumen aufwachsen, Rose und Lilie, oder Pflanzen, die sich umschlingen, so daß in ihnen die Liebe, den Tod überdauernd, fortlebt. —

Solche frische und tiefe Herzenstöne suchen wir bei den Meistersängern des 15. und 16. Jahrhunderts vergebens; bei dem biedern Hans Sachs tritt wohl hie und da Freude an der Natur

[1] Volkslieder S. 63 und 65.
[2] Vergl. Uhland a. a. O. S. 420 und 511. [3] Wunderhorn II, 33.

hervor, doch am lieblichsten ist immer noch die Durchführung jenes berühmten Vergleiches von der „wittembergisch nachtigal, die man jetzt höret überall“:

Wacht auf, es nahet gen der tag! Ich hör' singen im grünen hag.
Ein wunnikliche nachtigal, Ir stimm durchklinget berg und tal.
Die nacht neigt sich gen occident, Der tag get auf von orient,
Die rotbrüstige morgenröt Her durch die trüben wolken get,
Daraus die liechte sunn tut blicken, Des mondes schein tut sich verdricken.
Der ist iez worden bleich und finster, Der vor mit seinem falschen glinster
Die ganzen hert schaf hat geblent . .;

die nachtigal „meldet der sunnen aufgang — im hag kan sie sich wol verschliefen und singet frölich für und für“.[1] — Auch wenn Fischart in seiner barocken Weise die Einfahrt in den Rhein in seinem „Glückhafft Schiff“ beschreibt, wird man wenig Naturstimmung wahrnehmen:

„Da freuten sich die Reißgeferten, Als sie den Rein da rauschen hörten,
Und wünschten auf ein neues Glück, Daß glücklich sie der Rein fortschick.
Und grüßten in da mit Trommeten: „Nun han wir deiner hilff vonnöten,
O Rein mit deinem hellen fluß: Dien du uns nun zur fürdernuß!“ . . . .
Der Rein mocht diß kaum hören auß, Da wund er umb das schiff sich krauß,
Macht umb die Räder ein weit Rad Und schlug mit freuden anß gestad
Und ließ ein rauschend Stimm da hören . .
‚Frisch dran ir lieben Eidgenossen! . .“

Aber selbst aus den trostlosen Zeiten, da Deutschland durch den unseligsten aller Kriege niedergetreten und zerstampft war, so daß es sich erst nach Jahrhunderten erholen sollte, leuchtet noch die angeborene, naive Liebe zur Natur hervor — in dem die Zeit wie kein anderes Litteraturdenkmal widerspiegelnden Kulturbilde des Simplicissimus. Wie er herausgestoßen aus seiner Dorfidylle, vertrieben von seines Vaters Hof in der Waldeinsamkeit bei dem Einsiedler Unterkommen gefunden hat und um Mitternacht erwacht, hört er den Alten singen:

„Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall, Laß deine Stimm mit Freudenschall
Aufs lieblichste erklingen! Komm, komm und lob den Schöpfer dein,

[1] Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts von Goedeke und Tittmann, 2. Teil: Hans Sachs, Leipzig 1870, S. 10.

Weil andre Vöglein schlafen fein Und nicht mehr mögen singen! . .
Die Sterne, so am Himmel stehn, Lassen sich zum Lob Gottes sehn
Und thun ihm Ehr' erweisen . . Nur her, mein liebstes Vögelein,
Wir wollen nicht die Fäulsten sein Und schlafend liegen bleiben,
Sondern bis daß die Morgenröt' Erfreuet diese Wälder öd,
Im Lobe Gotts vertreiben."

Simplicius fährt fort: „Unter während dieses Gesanges bedünkte mich wahrhaftig, als wenn die Nachtigall sowohl als die Eule und Echo miteingestimmt hätten; und wenn ich den Morgenstern jemals gehört oder dessen Melodie auf meiner Sackpfeifen nachzumachen vermöcht', so wäre ich aus der Hütten gewischt, meine Karten miteinzuwerfen, weil mich diese Harmonie so lieblich zu sein bedünkte, aber ich entschlief." — Auch in dem ferneren wüsten Leben des Abenteurers klingt noch zuweilen die Sehnsucht nach dem Frieden dieser Waldidylle nach. —

Und wie stand es in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts mit der allgemeinen Richtung des Naturgefühls in den anderen Ländern? In den Niederlanden war die Landschaftsmalerei geboren worden, in England hatte das Drama Shakespeare's das sympathische Naturgefühl gezeitigt, in Italien und Spanien blühte das idyllisch-bukolische und das theosophisch-mystische Naturempfinden, und in Frankreich hatten Lesueur und Claude Lorrain herrliche Landschaftsbilder voll sinnigster Naturpoesie geschaffen. Aber der Idealismus, welcher sich in dieser Richtung der Kunst ebenso wie in der Tragödie kundgiebt, sollte nur zu bald in sein Kehrbild sich verwandeln und in Manieriertheit und Unnatur, in hohlen Schein und leere Effekthascherei umschlagen. Die Zeit Ludwig's XIV. ist gekennzeichnet durch die Perücke, das XVIII. Jahrhundert durch den Zopf. Wir können auch in der allgemeinen Naturanschauung diese Geschmacksverirrung wahrnehmen. Es teilt ja überhaupt die Geschichte des Geschmacks mit der Geschichte des Naturgefühls die Thatsache, dass sich beide nicht in steter gerader Linie bewegen — vor allem, wenn wir die verschiedenen Kulturvölker zugleich betrachten und unter einen Gesichtswinkel rücken —, sondern vielmehr in Kurven;

außerdem ist noch lange nicht Allgemeingut der gebildeten Menschheit, was ein Volk sich errungen hat, und ebenso dringt die Gefühlsweise des Einzelnen, wenn sie auch eine neue, besonders kräftige und originelle, ja Bahn brechende ist, durchaus nicht mit einem Schlage durch, sondern sickert erst ganz allgemach durch die widerstrebenden Schichten hindurch, so daß eben die größten Extreme sich neben einander zu gleicher Zeit finden: die modernste Naturschwärmerei, die Liebe zur freien, ungekünstelten, unverdorbenen, von Menschen unberührten, keuschen Natur neben der manieriertesten, verkünstelten und unnatürlichen Naturanschauung. Am vortrefflichsten illustriert die letztere der französische Gartenstil. Der Gartenstil ist immer ein hochwichtiger Gradmesser für das Verhältnis des Menschen zur Natur — je nachdem derselbe die Natur seinem Willen unterwirft nach streng architektonischen Gesetzen oder in ihr Freiheit schont und ehrt. Die Anregung zu dem neuen französischen Gartenstil kam aus Italien. Es berühren sich hierin Altertum und neuere Zeit. Mit der Renaissance kehrte man auch zu dem Stil der Kaiserzeit, zu den Gärten des Plinius zurück.[1] Diejenigen des Cinquecento schließen sich genau diesem Muster an. Die immergrünen Lorbeer- und Buxbaumhecken sind gestutzt, von ihren Wänden heben sich Marmorbilder ab und unterbrechen „in anmutiger Silhouette die Einförmigkeit des dunklen Grüns; Rasen und Blumen sucht man meist vergebens; selbst die Bäume sind an den Rand des Gartens in eine besondere Wildnis verbannt; doch nie fehlt, als schönster Schmuck der ganzen Anlage, die weite Aussicht über lachende Ebenen, kuppelgeschmückte Städte oder über das in der Ferne blinkende Meer, an der schon in antiker Zeit die römischen Gebieter ihr Auge erfreut hatten".[2]

---

[1] Vergl. Biese, Entw. II, 165 ff.

[2] Ferd. Cohn, Die Gärten in alter und neuer Zeit, Deutsche Rundschau XVIII, 1879, p. 256. Im 16. Jahrhundert trat in Italien insofern ein Umschwung ein, als die Naturformen ungerührt, ungestutzt blieben und der Garten der Übergang von Palast zur Landschaft, von den starren Formen

Der altfranzösische Garten, wie ihn Meister LENOTRE zur Zeit Ludwig's XIV. bei den Schlössern zu Versailles, St. Germain und St. Cloud schuf, ist streng dem architektonischen Prinzip unterworfen; der Garten schließt sich ebenso wie der plinianische eng an die einzelnen Gliederungen des Schlosses an; offene Hallen, Pavillons, Kolonnaden verbinden Garten und Haus. Klare Gliederung, symmetrische Ordnung herrscht allenthalben, sowohl in dem von Buxbaumborden sauber eingefaßten Rasenparterre vor der Schloßterrasse, in den zierlichen Arabesken von Blumen und farbigen Steinen, in den Doppelreihen von Orangenbäumen, als auch in der Gruppierung von Statuen und Fontänen; den Brennpunkt des Ganzen bildet das Schloß, das durch keine Bäume verdeckt wird; erst entfernter ziehen sich Alleen hin, aber die strahlenförmig auslaufenden Avenüen sind derart angelegt, daß stets das Schloß ein point de vue bleibt, ebenso wie die Alleen selbst in einen bestimmt markierten Punkt münden, sei es nun ein Obelisk oder ein Tempel. Nicht fehlt es aber an lauschigen Nischen, riesigen Bosquets und an Wasserflächen, die kanalartig den Park durchziehen; aber selbst bis zum Rande des Parkes bleibt die gerade Linie das Grundprinzip: schnurgrade sind die Linien, welche der Gartenkünstler gezogen und die das Auge vom Schlosse aus bis zu ihrem Ende verfolgen konnte. Alles atmete Kunst, „die Natur durfte nicht mitreden, sie hatte nur das Material zu liefern, ihre formbildende Kraft mußte sie diesem Geschmack und dieser Kunst opfern“ (FALKE). Daher waren Berge und Wälder dem Gartenkünstler ein Hindernis — sie mußten weichen; nur in der Ebene konnte er seine Hecken- und Baumlinien ziehen und zwischen den grünen Wänden das bunte Allerlei von Kabinetten und Statuen anbringen. Hügel mußten also abgetragen werden, und die Wälder, welche nur als Abschluß des Ganzen geduldet wurden, traten in dem „land-

der Architektur zu den freien Gebilden der Natur war: in Holland und Deutschland herrschte die Kunst des Ziergärtners, der Blumenliebhaberei; FALKE S. 256.

schaftlichen Auge“ dieser Zeit vor den künstlich zurecht gestutzten Parkanlagen völlig zurück.[1] Bäume und Zweige hatten nicht unbeschränkte Erlaubnis zu existieren oder sich zu entfalten. Vielmehr verfielen sie der Laune oder dem Prinzip des Garten-

[1] W. H. Riehl erzählt in seinen „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten“, Stuttgart 1859, S. 57 ff., wie topographische Berichte aus dem 17. Jahrhundert Berlin, Leipzig, Augsburg, Darmstadt, Mannheim als in einer „gar feinen und lustigen Gegend“ liegend erwähnen, die malerisch reichsten Partien des Schwarzwaldes, Harzes und Thüringer Waldes als „gar betrübte“, öde und einförmige oder mindestens als nicht sonderlich angenehme Landschaft aufführen. Wenn nur eine Gegend recht eben und baumlos war, dann getraute man sich schon, die ergötzlichste Landschaft aus ihr hervorzuzaubern. Der hessenkasselsche Leibmedicus Welcker sagt in seiner 1721 erschienenen Beschreibung des Schlangenbades, dasselbe liege in einer öden, wüsten und unfreundlichen Gegend, in welcher nichts als Laub und Gras wachse, allein durch die kunstreiche, geradlinige und kreisförmige Anpflanzung mit der Scheere zugeschnittener Bäume habe man dem Ort wenigstens etwas malerische Raison beigebracht. — Wir sehen, das Prinzip des französischen Gartens wurde zu einem weithin geltenden Geschmacksdogma. Wenn aber Riehl aus den Gebirgshintergründen, welche die Maler des Mittelalters lieben, auf ein Gefühl für das Wilde und Romantische — im Gegensatze zur Perückenzeit — schließen will, indem er sagt: „Im Mittelalter wählten die Maler abenteuerlich zackige Berg- und Felsformen zu Hintergründen, also galt die wild zerrissene, kahle Gebirgsnatur für ein Urbild landschaftlicher Schönheit, während man einige Jahrhunderte später solche Formen viel zu ungehobelt und regellos fand, um sie überhaupt nur schön finden zu können“, so wird man dem vortrefflichen Kulturhistoriker nicht voll zustimmen können. Er selbst schwächt dies Urteil auch schon dadurch ab, daß er weiter ausführt: „Um ihres ganzen phantastisch-romantischen [im anderen Sinne!] Kunstideals mußten die mittelalterlichen Maler ihre Landschaft steil und schroff führen; es ist nicht die porträtierte, irdische, sondern eine gedachte, heilige Landschaft, welche überall so alpenhaft vor ihrem Geiste stand.“ Aber wie ein circulus will es mir scheinen, wenn Riehl dann wieder hinzufügt: „Sie übertrug sich dann aber auf das eigentliche Naturporträt und bestimmte das landschaftliche Auge der Zeit.“ Ich meine: Da die Maler die Alpennatur garnicht einmal kannten und der Sinn für dieselbe überhaupt erst viel später erwachte, haben diese Gebirgshintergründe lediglich darin ihre Erklärung, daß sie dem erhabenen Gegenstande, den sie darstellten und der in seiner Größe vor ihrer andächtigen Seele stand, auch den Hintergrund durch möglichste Erhabenheit anzupassen suchten, der sie Form gaben durch diese „heroischen“ Berge. Es ist daher in diesen nicht ihr Ideal landschaftlicher Schönheit zu sehen noch aus ihnen auf ein „romantisches Naturgefühl“ oder auf ein Gefühl für das Romantische zu schließen noch auf einen wundersamen Wechsel der Auffassungsweise in der Perückenzeit.

künstlers, dessen grausame Schere Würfel und Kegel oder Pyramiden und andere Figuren, ja Tiergestalten aus dem Bux und Taxus herausschnitt. Die Cypressen stiegen bald säulenartig in die Höhe, bald wurden sie wie Herzen mit der Spitze nach unten oder nach oben gekehrt. Ja es findet sich in dieser Art eine ganze Jagd mit Jägern und Hunden, mit Hirschen und Hasen in voller Aktion auf einer Hecke (Falke S. 261), sodaß man in der That mit dem biederen Claudius von solchen Gartenanlagen sagen mag: „Ist purer, purer Schneiderscherz und trägt der Schere Spur, hat nichts vom großen, vollen Herz der herrlichen Natur". — Der Garten repräsentierte in der That eine völlig unfreie Natur, er war eine „grüne Architektur", schnitt doch die Schere Wände, Fenster, Gewölbe, Kuppeln, Galerien, Theater mit Bühnen und Coulissen aus grünen Hecken zurecht, auf daß darinnen sammtne und seidene Marquis mit Allongeperücken und Spitzenjabots und geschmückte Damen mit Reifröcken und Turmfrisuren — Liebhabertheater spielten! Hatte man Alleen von Fontänen, so gab es auch Wassertheater, dessen Coulissen Springbrunnen bildeten. Und mitten in all diese verkünstelte, manierierte Unnatur ward die gesamte griechische Mythologie hineinplaziert; der ganze Apparat des Olymps ward in Bewegung gesetzt, um die grünen Nischen und Wände zu füllen; die Märchen von Daphne und Apollo, von Meleager und Atalante fanden sich dargestellt und überraschten das Auge des durch die Alleen Dahinwandelnden. — Harmonisch stimmte jedenfalls der damalige Mensch in seiner Tracht und Sitte zu dem Garten, und großartigen Stils war alles! Aber dann kam die Epoche Ludwigs XV., das Rococo und der Zopf. Die stolze, hohe Perücke schrumpfte zum Zopfe zusammen, und an die Stelle der Grandezza Lenotre's trat das Kleinlich-Verschnörkelte. „Die Unnatur blieb, die Großartigkeit verschwand, und an ihre Stelle trat die Kaprice" — sagt Falke in seiner vortrefflichen Charakteristik der Zeit[1] —

[1] a. a. O. S. 270 ff.

und die Koketterie. Alle Kunsterscheinungen der Zeit tragen diesen Stempel; auch die Malerei. Unnatürlich, unwahr und geziert sind Menschen, Himmel und Landschaft auf den Bildern WATTEAU's — sie sind freie Erfindungen, aber passen zu den „galanten Festen"; „funkelnd im Sonnenschein des frischen, tauigen Morgens oder übergossen mit dem goldenen Licht und dem duftigen, farbigen Schatten des dämmernden Abends, ziehen sie unser Auge und unsere Empfindung durch die Reize dichterischer Stimmung in sich hinein, bis wir, versunken in Betrachtung, uns verirrt glauben". Aber Watteau „kannte noch die Natur und liebte sie, wenn er sie auch mit dem trunkenen Auge des Verliebten wiedergab, der das Individuelle vergessen und den allgemeinen Eindruck in verklärter Schönheit festgehalten hat; aber BOUCHER fand keine Harmonie, keinen Reiz in der Natur und daher sehen denn seine rosig blaue Landschaft, sein Himmel, seine Bäume, das bläuliche Gras so aus, als ob er niemals ihre Vorbilder in der Wirklichkeit gesehen hätte. Mit der Natur hat seine Welt nichts gemein, und mit der Wirklichkeit nur das, daß sie in Sinnlichkeit, in Fröhlichkeit, in Falschheit und gezierter Koketterie ein Spiegelbild der lügenhaften Zeit ist". Aber eins dämmert schon auf, sowohl bei Watteau als bei Boucher: es ist die Hinneigung zur Idylle — wie eine Todessehnsucht; ja durch das heiterste Liebesglück Watteau's weht es wie ein Hauch der Melancholie. Hier ruht im Keime jenes Verlangen nach der naiven Hirtenwelt d. h. nach der verlorenen Natur und Natürlichkeit, aus welchem nach langen Verirrungen der Empfindsamkeit die zunächst in Wehmut getauchte, dann freier und frischer sich regende Liebe zur Natur wiedererstehen sollte. —

Auch die deutsche Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts steht unter dem Zeichen der Perücke und des Zopfes, sie ist barock und gespreizt, gesucht zierlich oder schwülstig. Auch die Empfindung ist gekünstelt, ebenso wie die Form. Die Verse werden zurecht gedrechselt und zusammen geleimt; sie kommen nicht von selbst dem Dichter in gehobener Erregung, sondern

werden mit mühsamer Arbeit fabriziert. Stimmführer und anerkannter König im Reiche der Poesie ist Martin Opitz[1]. Trotz seiner vielen Reisen bekunden die Gedichte keinen irgendwie innig ausgeprägten Natursinn. Es will herzlich wenig besagen und läßt kaum darauf schließen, daß er in modernem Sinne den Reiz der Fernsicht kennt, wenn er einen Berg anredet[2]: „Natura hat die Lust allhier gesetzet, daß, die auf dich mit Müh gestiegen sind, hiewiederum auch würden ergetzet.“ Dagegen zeigt sich wärmer bei ihm das bukolische Interesse für ländliches Stillleben; so reimt er: „Ihr Örter voller Freud', ihr zarten Myrten, Ihr Thäler, ihr Gebirg', ihr Blumen und ihr Stein', Ihr Wohnhaus aller Ruh, bei euch wünsch' ich zu sein“; ja, er stellt, offenbar im Anschluß an antike Dichter, wie Horaz — dessen „Beatus ille“ ihn bei seinem Gedichte Zlatna zum Muster gedient hat — Natur und Herz in Kontrast, wenn auch ganz konventionell, in dem Frühlingsgedichte: „Das frostig Eis muß ganz vergehn, Der Schnee kann garnicht mehr bestehn, Favonius, der zarte Wind, Sich wieder auf die Felder findt (!), Die Saate (sic!) gehet auf mit Macht, das Grase grünt in voller Pracht, Die Bäume schlagen wieder aus, Die Blumen machen sich heraus . . So stelle du auch Trauren ein, Mein Herz!“ Mehr Heimweh als direkter Natursinn liegt in der Apostrophe: „Ihr Birken und ihr hohen Linden, Ihr Wüsten und du stiller Wald, Lebt wohl mit euren tiefen Gründen Und grünen Wiesen mannigfalt; Mein Trost und bester Aufenthalt ist sonstwo als bei euch zu finden!“ — Vor allem aber trug Opitz — was Winter merkwürdiger Weise ganz

[1] Einiges Material bietet Winter in seinem Harburger Programm von 1883: „Beiträge zur Geschichte des Naturgefühls“, in denen er nach einer — nicht vollständigen — Übersicht über die Schriften, die das Naturgefühl alter und neuer Zeit betreffen, im cap. II, S. 17—38 „Die Entwicklung des modernen Naturgefühls in Deutschland von Opitz bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auf Grund von Zeugnissen aus der Litteratur dieses Zeitabschnitts“ skizziert, hauptsächlich auf Goedeke's deutscher Dichtung fußend.

[2] M. Opitz, herausgegeben von Tittmann (D. Dichter des 17. Jahrh.). Leipzig 1869, S. 53.

unberührt läßt — dem idyllischen Geschmacke seiner Zeit in Schäfergedichten Rechnung, deren Tiraden ebenfalls jenen sentimental elegischen Zug zeigen, welcher die Zopfzeit charakterisiert. Wohl gab es schon deutsche Bearbeitungen ausländischer Hirtenpoesien, wie Montreux's „Schäferei von der schönen Juliana" seit 1595; Urfé's Astraea und die Diana des Montemayor waren 1619 erschienen, Sidney's „Arcadia der Gräfin Pembroke" zehn Jahre später, aber Opitz suchte noch mehr Propaganda für diese Dichtgattung zu machen und schrieb — von vielen kleinen Pastoralgedichten wie Dafne, Galathee, Corydon, Asterie abgesehen — seine „Schäferei von der Nymphen Hercinie".[1] Die Naturanschauung ist ebenso verschnörkelt wie die Form des Ganzen. Der Dichter erzählt, wie er „nicht erwachte, bis die Mutter der Gestirne, die Nacht, verrückt war und die schöne Morgenröte anfing sich und zugleich alles mit ihr zu zeigen" . . „ich sprang auf und grüßete die lieblichen Strahlen der Sonne, welche von den Spitzen der Berge herab blicketen und mich gleichsam zu trösten schienen." Er kommt zu einem Quell, „der mit anmutigem Rauschen und Murmeln von einer Klippe herab fiel," schneidet ein langes Gedicht in die Tannenrinde, unterredet sich mit drei Hirten über Tugend, Liebe und Reisen, bis ihnen die Nymphe Hercynia erscheint und ihnen die Quellen der schlesischen Ströme zeigt. Der eine Hirt, Buchner, schwärmt besonders für das Feuchte: „Sonderlich hat sich die Magd des Höchsten, die gütige Natur, an der See, den Flüssen und Quellen ausgelassen und ihr bestes Meisterstück erwiesen." —

Auch bei dem sonst als Lyriker viel höher stehenden Flemming vermissen wir die Fähigkeit, landschaftliche Eindrücke — deren er doch so viele auf seinen Reisen empfing! — mit Worten wiederzugeben; versucht er es, so setzt er den Olymp in Bewegung, ruft Oreaden und Dryaden, Kastor und Pollux u. s. w. auf; selten trifft er den reinen unverfälschten Ton der Empfindung

---

[1] Bei Tittmann a. a. O. S. 152 ff.

gegenüber der Natur wie gegenüber seinem Herzen — ich denke an das schönste seiner Sonette „An sich" —, selten zieht er eine Parallele zwischen beiden wie in den Zeilen: „Erbarm' dich meiner Qualen, Du dicker, wüster Hain, Dem Titan's allerhellste Strahlen Doch geben keinen Schein. Wie dunkel hier ist deine schwarze Höhle, So finster auch ist meine kranke Seele." — Das evangelische Kirchenlied, dem auch Flemming seine Leier geliehen, ist in dieser Zeit des Verfalls der Träger echten, warmen Gefühls und versteht unvergleichlich den Ton des Volksliedes anzuschlagen, sodaß wenige Zeilen von Paul Gerhard Bände Reimereien zeitgenössischer Dichter mir aufzuwiegen scheinen, Zeilen von so schlichter Schönheit wie das Abendlied: „Nun ruhen alle Wälder, Vieh, Menschen, Städt' und Felder, Es schläft die ganze Welt" — und dann „Der Tag ist nun vergangen, Die goldnen Sternlein prangen Am blauen Himmelssaal." Am nächsten kommt solchen Zeilen noch Andreas Gryphius, wenn er singt: „Der Tag ist hin, der Menschen müde Scharen Verlassen Feld und Werk; wo Tier' und Vögel waren, Trau'rt itzt die Einsamkeit" . . „Ihr Lichter, die ich nicht auf Erden satt kann schauen, . . Ihr Bürgen meiner Lust, Wie manche schöne Nacht Hab' ich, indem ich euch Betrachtete, gewacht?" — In den Hamburger, Königsberger und Nürnberger Dichterschulen wurde auch viel von der Natur und ihrer Herrlichkeit gereimt, aber es ist meist müßiges, geschmack- und empfindungsloses Wortgeklingel und eitles Getändele. Hochtrabende Titel stehen über nichtigen Produkten der Versschmiedekunst. So bietet Philipp von Zesen „Frühlingslust und dichterisches Rosen- und Lilienthal", wo es heißt: „Auf, meine Gedanken, seid lustig von Herzen In diesem angenehmen fröhlichen Merzen, Ach, sehet, der Frühling erneuert sich nun, Die Erde will ihre Schatzkammer aufthun" und in schwungvollen Daktylen: „Blitzet, ihr Himmel, Schwitzet (!) uns Regen, Machet Getümmel, Lachet mit Segen Unsere Wälder und Felder doch an! Glimmet, ihr Sterne, Tauet, ihr Lüfte, Schimmert von ferne, Schauet durch Klüfte, Schauet auf diesen verdunkelten Plan" u. s. f. Merk-

würdiger, um nicht zu sagen interessanter, ist Zesen's Romandichtung. Sein Streben ist ohne Zweifel das beste; er strebt gegenüber den Schlesiern nach Einfachheit und Klarheit des Ausdruckes und haßt die Fremdwörter: Natur nennt er Zeugemutter, Element Urwesen, Insel Inland, Spaziergang Lustwandel, Spazierplatz Walplatz, Fenster durchweg Tageleuchter, Grotte Lusthöhle, Schiff Wasserhaus u. s. f. Auch ist er ein entschiedener Naturfreund; gern führt er uns in Gärten, schwärmt von kühlen Laubgängen und Tulpenbeeten, von Vogelsang und Wiederhall. Dem Zeitgeschmack gemäß, welcher das idyllische Hirtenleben liebte — sodaß vornehme Familien selbst hinauszogen, Hirtentracht anlegten und mit Sentimentalität dem Reize des Landlebens sich hingaben — flicht er in seinen Roman „Die adriatische Rosemund“ auch eine Schäferepisode ein.[1] Rosemund, deren Vermählung mit Markhold der Vater an willkürliche Bedingungen knüpft, wird eine Schäferin[2]: „Unfärn von der Amstel lihgt ein überaus lustiger ort, dehr von wägen viler linden und erlen denen umhähr-wohnenden schähffern und schähfferinnen, in den heissen sommertagen zu einer angenähmen kühlung dinet. Di schattichten bäume, di lihblichen wisen, di wasser-reiche gräben, welche so wohl disen lust-platz ringst umhähr bewässern, als auch mitten durch-hingähen, gäben ihm ein überaus schönes aus-sähen . . . Am hange eines bärgleins hat di über-irdische Rosemund ihre behausung in einem kleinen schäfer-hütlein genommen, welches an einem wasser-graben erbauet und mit etlichen linden beschlossen ist, dahr-auff ihr di vögel manches morgen- und abendständlein verehren . . An einem solchen orte und in solcher einsamkeit läbet nun die mehr als mänschliche Rosemund und hat aldahr in solcher stille und in solchem fride ihre verwürrete gedanken widerum entworren.“ Schwermütig gedenkt sie Mark-

---

[1] Die Adriatische Rosemund, eine Liebesgeschichte, von Ritterhold von Blauen, Amsterdam 1645, vergl. Cholevius, Die bedeutendsten deutschen Romane des 17. Jahrhunderts, Leipzig 1866.

[2] S. 112 f., Cholevius S. 71; ich wiederhole nur hier seine Schreibart.

hold's und schneidet unablässig seinen Namen in die Bäume. Von der Naturanschauung der Zeit in ihrer Gesuchtheit und Manieriertheit giebt ein Bild auch folgende Schilderung von einem Spaziergang, den der zurückgekehrte Markhold mit Rosemund und ihrer Schwester Stillmuth macht: „Der Tag war sehr schön, der Himmel klar und das Wetter überaus lieblich. Die Sonne blickte mit ihren anmutigen Strahlen, welche recht laulicht waren, den frohen Weltkreis so freundlich an, daß man fast nicht mehr Lust hatte, in den Häusern zu bleiben. Sie gingen hinauf in den Garten, da sich die lieblichen Rosen von der Wärme der Sonne schon aufgethan hatten, und setzten sich erstlich zum Brunnen, hernach unter die Lusthöhle, da sich Markhold an den zierlich gesetzten und überkünstlichen Muscheln sonderlich erlustigte. Als nun diese liebe Gesellschaft solchen Wasserspiel' und Lustrieseln lange genug zugesehen hatte, so begab sie sich letzlich unter einen belaubten Lustgang, da die Rosemund allerhand lustige Reden vorbrachte. Anfangs kam sie auf die Vielfarbigkeit der Tulpen und sagte, daß fast ein Maler mehrerlei Farben nicht zurichten und schönere Bilder vorstellen könnte, als die Tulpen wären," und so geht es weiter fort.

Um die leibliche Schönheit zu preisen, zieht Zesen alle Herrlichkeit der Natur zum Vergleich heran; so z. B. im Simson rühmt er die schöne Naftalerin[1]: „So schöne Strahlen hat niemals die Sonne, wan sie am schönsten leuchtet, als ihre zwö Augensonnen zu strahlen pflegten . . so schön, so zierlich roht und lieblich weis blühet keine Bluhme, wan sie am schönsten blühet, als das Feld ihrer Wangen blühete . . so milchweis ist keine Zibehtrose, keine Lilje . . so zart und unbefleckt — weis ist kein Schnee, wan er erst gefallen und noch unbeträhten ist, als der Himmel ihrer Stirne, die Burg ihres Verstandes, war." So ereifert sich auch H. Anselm v. Ziegler u. Klipphausen in seiner berühmten „Asiatischen Banise"[2]: „Die Sonnen ihrer Augen

[1] Cholevius S. 115. [2] a. a. O. S. 165.

spielten mit Blitzen; ihre lockichten Haare, welche um ihr Haupt wie Wellen spielten, waren etwas dunkler als weiß; ihre Wangen stellten ein angenehmes Paradieß vor, in welchem Rosen und Lilien zierlich untereinander blüheten, ja die Liebe schien sich selbst auf dieser Rosen-Saat zu weiden.“ Auch sonst liebt dieser hochangesehene Romanschreiber, gemäß der zweiten schlesischen Dichterschule, prunkhafte Bilder und Vergleiche und schwülstige Rhetorik. Größere Landschaftsbilder sucht Anton Ulrich zu Braunschweig-Wolfenbüttel zu entwerfen, sodaß Cholevius[1] bemerkt: „Das deutsche Gemüt des Herzogs giebt sich auch in der Freude an der Natur auf eine angenehme Weise kund. Die Erzählung führt uns öfters in Wälder und Auen; schon (!) wandelt der, welchem ein trauriges Erlebnis das Herz beschwert, mit seinen Sorgen und Klagen zu dem einsam rinnenden Bach und zu den bemoosten Steinen hinaus; glückliche Liebende lauschen dem süßen Liede der Nachtigall.“ Die Sprache ist kaum verständlich, aber er malt mit behaglicher Breite, so die Königsaue und die Grotte in den Ländern bei Arver[2] in der „Aramena“: „Die Aun waren mitten durchflossen von einem sehr kalten krystallinen bächlein, dessen sanfter lauf, über den steinigten boden, ein angenehmes geräusche verursachte. Gleichwie nun hierdurch das gehör vergnüget wurde, also fiele auch von allen seiten in das gesichte eine überaus angeneme entfernte landschaft: massen wol keine lustigere gegend, die also alles beisammen besessen, hätte können gefunden werden“ u. s. f. Er rühmt die murmelnden Wasser, das angenehme Gesäusel der Wasserfälle, die schöne Fernsicht aus der Grotte: „Durch die viele lufftlöcher sahe man in ein tieffes thal hinab, daß sich schier das gesicht verlor; selbiges war mit eitel bergen umgeben, auf welchen die schäfer ihrer herden hüteten: und hörte man den schall von den hirtenflöten, durch den wiederhall, sich so oft verdoppelnd, daß es nicht anmutiger seyn konnte.“ Süßliche Schäferspiele sind auch

[1] a. a. O. S. 215. [2] S. 219, in der Aramena IV, 22 f.

hier eingeflochten mit Versen wie: (Rahel): Du, Chabras, du bist der liebe fluß, Wo Jacob's mund mir gab den ersten kuß . . Du, klarer Bach, trägst oft mit dir davon Manch heißes wort von meinem Isaacs-sohn . . Auf manchem blat verwundter bäume-rinden Wird man die schrift von meinen wunden finden." Das geschmackloseste Schäfergetändle finden wir jedoch bei dem gekrönten Blumenorden an der Pegnitz, bei den Pegnitzschäfern Klaj und Harsdörfer. Ihre Force finden sie in der Nachahmung der Naturlaute; so malt letzterer den „Vogelgesang": „Schwalben, die swirren, Finken, die binken, Zeißlein und Hänfling pfeifen den Zinken . . Der Nachtigall krauslichter Klang Tirliret den reinsten Gesang; Sie fällt auf liebliche Terzen, Sie lispelt und wispelt zu Scherzen." Doch sein würdiger Kollege kann es nicht minder im „Wechselgesange" zwischen Helianthus und Montano: „Es klappern und plappern und pappern In Nesten die Störche. Es tirililiret, tiliret, umschwüret In Lüften die Lerche. Es kittert und flittert, sich wittert der Stieglitz bei Tag. Es zwitzert und wizert und zizert das Zeißlein im Haag" und so 48 Zeilen hindurch! Und all das fand lebhafteste Bewunderung! Noch mehr aber setzt es uns in Erstaunen, daß Lohenstein's Schreibart ungefähr 30 Jahre lang für mustergültig angesehen wurde und wer einfacher schrieb, offenherzig sich mit der Unfähigkeit entschuldigte, einen solchen Meister zu erreichen. Und heute muß man sagen, daß man bei Hoffmannswaldau und Lohenstein nicht weiß, was widerlicher ist, der Schwulst und die Unnatur oder die versteckte Sinnlichkeit. Jedenfalls ist es öde, jeder echten Empfindung bare Versschmiederei, wenn letzterer „Das von der Sonne gesungene Lob der Rosen" also beginnt[1]:

Dies ist die Königin der Blumen und Gewächse,
Des Himmels Braut, ein Schatz der Welt, der Sterne Kind,
Nach der die Liebe seufzt, ich Sonne selber lechse,
Weil ihre Krone Gold, die Blätter Sammet sind,
Ihr Stil und Fuß Schmaragd, ihr Glantz Rubin beschämet . .

[1] Daniel Lohensteins Blumen, Breslau 1689.

Was die Geschöpfe sonst nur einzelweis' empfangen,
Mit allem dem macht die Natur die Rosen schön.
Sie selber schämet sich und rötet ihre Wangen,
Weil sie vor ihr beschämt sieht alle Blumen stehn. —

In der „Rosen-Liebe" findet er in allen den Widerschein der Liebe:

Wem pflanzt der Liebe Geist nicht Lieb' und Flammen ein?
Man sieht das Liebes-Öl in Sternen-Ampeln brennen.
Die angenehme Glut kann nichts als Liebe sein,
Für der sich muß der Tau von Phöbus' Schleier trennen.
Der Himmel liebt der Erde schönen Ball
Und blickt zu Nacht sie mit tausend Augen an.
Sie auch, daß sie dem Himmel wohlgefall',
Flicht in ihr grünes Haar Klee, Lilgen, Tulipan.
Die See und Flüsse fühl'n selbst süsse Liebesflammen;
Ja Arethusens Kwäll' und Alpheus kreucht zusammen . .
Ist ferner dis der Liebe Wirkung nicht?
Wenn sich der Rebenstock umb Ulme Bäume schleust,
Wenn Eppich sich umb Mandel-Bäume flicht,
Und da man sie zertheilt, gar Thränen-Saltz vergeust . .
Wo nun des Liebes-Glutt die Blumen kan entzünden,
Wird man an Rosen leicht die grösten Flammen finden,

und dann geht es wie oben weiter:

Denn ist die Rose nicht der Blumen Königin?
Ein wunderschönes Kind der Sonne und der Erden?

Genug. Unnatur und Schwulst sind bei diesen Dichtern auf die Spitze getrieben, und ihre Naturmalereien entbehren völlig der Empfindung.

Neuntes Kapitel.

Symptome der Rückkehr zur Natur.

Es ist wie ein Trunk aus frischem Quell, wenn man neben dieser „völlig zur Mumie vertrockneten“ Kunstpoesie doch noch Spuren einer Volksdichtung findet, deren Strom lauter und rein wie je dahinfließt, „unbeirrt durch die Mode des Tages, immer jung und verjüngend aus der Gesamtmasse des Volkes hervorbrechend“.[1] Man ersieht da aus wenigen stimmungsvollen Versen, wie doch die alte, innige, schlichte Naturliebe nicht ganz erstorben ist, wie die altbekannten herzlichen Töne noch nicht ganz verklungen sind. So haben wir die uralte Beseelung wieder, wenn es von der „Mutter Gottes“ heißt: „Maria, die ging über d' Haid', Da weinte Gras und Blum' vor Leid, Sie fand nicht ihren Sohn.“ Und der ins Kloster gesandte Jüngling möchte, daß auch die Natur mit ihm klage: „Euch grüß' ich all, Ihr Berg' und Thal, Wollt mich nit weiter treiben; — Laub und Gras Und alles was grünet, In wilden Walden, O Baum, verlier' Deine grüne Zier, Klag, Sterb'n wie mir, Gebühret dir.“

Wie froh begrüßt der Wanderer die schöne Frühlingsnatur:

In die weite, weite Welt wir jetzo ziehn Mit Herzenslust und Freuden;
Die Wiesen grünen, die Blumen blühn, Der Wald beginnt sich kleiden . .
Und wo man hinhorcht und wo man hinschaut,
Ist alles ein' Lust und ein Leben,
Daß man fast seinen Augen nicht traut, Wie es thut singen und schweben

[1] Freih. v. Ditfurth, Deutsche Volks- und Gesellschaftslieder des 17. und 18. Jahrhunderts, 1872; leider kenne ich das Buch nur aus den Citaten bei Winter a. a. O.

und an anderer Stelle:

Was kann schöner sein als Wandern Bei so junger Frühlingszeit?
Ja von einem Ort zum andern, Unter lauter Lust und Freud?
Strahlet nicht die helle Sonne, Und die Vöglein recht in Wonne
Jubiliren überall, Allen vor Frau Nachtigall?

Der Jäger, der zur „Frühjagd“ aufbricht, singt, mit voller Empfindung für das Heimliche und Lauschige der Frühe:

Wenn ich komm nun in den Wald, Da ist alles stumm und stille,
Schlummrig auch noch von Gestalt, Nur die Luft ist frisch und kühle . .
Jetzt die höchste Tannenspitz Thut Aurora güldig malen,
Drauf das Finklein hat sein' Sitz Und sein Lobgesang läßt schallen
Als ein Dank vor diese Nacht, Davon neu die Welt erwacht.
Leislich kommt der Morgenwind, Wieget in den oberst Zweigen,
Daß sie, wie die frommen Kind, Als zum Beten sich verneigen.
Auch ein Tau als Opfer dar, Fällt aus ihrem grünen Haar.
O was Schön's ist zu erschau'n, Zu vernehmen in dem Walde,
Daß eim könnt das Herz zerthau'n Vor solch Wundern mannigfalte.

Niemand kann hier den Pulsschlag echten Gefühls verkennen — klingt es doch wie versteckte Melodie: „Leislich kommt der Morgenwind, Wieget in den oberst Zweigen“, so daß man den jungen Goethe schon zu hören meint, und ist doch die Beseelung der sich wie betende Kinder neigenden Zweige eine so rührend-naive und anschauliche! —

Aber auch in der K u n s t d i c h t u n g lassen sich schon neben dem breiten Strome der großen Dichterschulen einige Seitenströmungen wahrnehmen, welche sich abwenden von dem Bombast und der Unnatur, wie sie besonders durch die Schlesier vertreten sind. Mit Recht weist Winter darauf hin, wie selbst die Satiriker Moscherosch und Logau indirekt auch um Anbahnung einer gesunderen Richtung oder eines gesunderen Ausdrucks des Naturgefühls sich verdient machten, indem sie die elende Sprachverderbnis geißelten, und wie das eine Logau'sche Epigramm über den Mai:

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,
Daß sie jetzund seine Braut, künftig eine Mutter werde,

die ganze Naturpoesie Harsdörfer's und Zesen's aufwiege.

Aber selbst neben Opitz und Flemming giebt es wenigstens einen Dichter, dem wirklich echte Empfindung die Verse diktiert, das ist Friedrich von Spee.[1] Mit seinem mystisch-pietistischen Christentum verbindet er ein offenes Herz für die Herrlichkeit und Lieblichkeit der Natur. „Weltverachtung und Naturschwelgerei, sagt Scheber[2], Todessehnsucht und Thränenströme, Sündenklagen und kindisches Spiel mit Gefühlen und Worten, plastische Personifikationen und zerfließende Schwärmerei schlingen sich durch einander.“ Sind seine Naturlieder auch nicht selten in süßliche Andacht, in verhimmelnde Verehrung der Güte des Schöpfers getaucht, so enthalten sie doch auch manche stimmungsvolle Züge sinniger Kleinmalerei. Selbst das Meer, dem man so selten in der Poesie jener Zeit begegnet, fesselt ihn:

Das wilde Meer nun brauset Und wütet ungestüm,
Nun still es wieder sauset Und liegt in runder Krümm;
Gar lieblich thut's bestrahlen Die Sonn' mit sanfter Glut,
Wann sie zum öftermalen Sich drin erspiegeln thut.

Sonst spricht das Zarte und Freundliche, Frühling und Sonnenschein und Vogelsang sein Gemüt besonders an; so heißt es:

Der trübe Winter ist vorbei, Die Kranich wiederkehren,
Nun reget sich der Vogelschrei, Die Nester sich vermehren,
Laub mit gemach Nun schleicht an tag, Die Blümlein sich nun melden;
Wie Schlänglein krumm Gehn lächelnd um Die Bächlein kühl in Wälden.

und:

Im grünen Wald Ich neulich saß Gen einer steinen Klausen,
Da kam durch zartes Laub und Gras Ein sanftes Windlein sausen.
Ein Brünnlein klar Beiseiten war, So frisch und fröhlich spritzet,
Ein Bächlein rein Auch eben fein Von hohlem Felsen schwitzet.

Wie die süßlichen Deminutive, so kehren auch fast dieselben Motive immer wieder. Manche Personifikation ist kühn und poetisch. Die Sonne „strählt ihre Purpurhaare“; der Mond ist ein

[1] In der Goedeke-Tittmann'schen Sammlung XIII, Trutz-Nachtigall, herausgegeben von G. Balke, Leipzig 1879.

[2] Geschichte der deutschen Litteratur, Berlin 1883, S. 335.

guter Hirte, der seine Schäflein, die Sterne, auf die blauen Haiden treibt und ihnen auf lindgestimmtem Rohr etwas vorbläst; im Frühling schmückt sich die reine Sonne, setzt ihre Krone auf, gürtet sich mit Rosen, füllt ihren Köcher mit Pfeilen und läßt auf marmorglatten Meilen ihre Rosse dahinsausen; der Wind fliegt umher, verschnauft von Zeit zu Zeit, schüttelt seine Flügel aus und zieht sich in sein Haus zurück, wenn er sich matt geflogen; der Bach Cedron sitzt, auf einen Eimer gelehnt, in einer Kluft und strählt seine Binsenhaare, seine Schultern bedecken Gras und Wasserblätter; seinen Wässerlein bläst er ein Schlummerlied oder treibt sie vor sich her u. dgl. m.

Doch der genialste Dichter der ganzen Gruppe und der bedeutendste Gegner des Lohenstein'schen Schwulstes ist der unglückliche Christian Guenther.[1]

Er empfindet in der That das innere Muß, den tief in seiner Brust lebendigen Drang, seinem Gefühl in Versen Luft zu machen und Ausdruck zu geben. In seinen Gedichten spürt man Vorklänge Goethe'scher Lyrik, die dahin strömt, um das bedrängte Herz von der Last zu lösen und deren Worte melodiös sich wie von selbst zusammenfügen. Blättern wir in dem Buche seiner Lieder, so finden wir durch Klagen und Liebesweh ein herzliches Naturgefühl hindurchzittern. Als er die Stätte wieder betritt, wo er einst mit der Geliebten gekost hat, ruft er (I, 4):

Erinnert euch mit mir, ihr Blumen, Bäum' und Schatten,
Der oft mit Flavien gehaltenen Abendlust!
Hier war es, wo ihr Haupt mir oft die Achsel drückte,
Verschweigt, ihr Linden, mehr, als ich nicht sagen darf.
Hier war es, wo sie mich mit Klee und Quendel warf
Und wo ich ihr den Schooß voll junger Blüten pflückte.
Da war noch gute Zeit!

So heißt es auch im Ged. 28:

Erzählt, ihr kalten Nordwinde, Die Seufzer meiner Schäferin!
Verkündigt dem verlaßnen Kinde, Daß ich der alte Redlich bin.

[1] Gedichte, herausgegeben von J. Tittmann (D. Dichter des 17. Jahrhunderts Bd. 6), Leipzig 1874.

Er preist die Winternächte (9):

Ich zieh' den Mond- und Sternenschimmer Dem angenehmsten Tage vor;
Da heb' ich oft aus meinem Zimmer Haupt, Augen, Herz und Geist empor;
Da findet mein Verwundern kaum In diesem weiten Raume Raum.

An seine Schöne von Borau meldet er II, 28:

Die Gegend, wo ich jetzund dichte,
Ist einsam, schatticht, kühl und grün;
Hier hör' ich bei der schlanken Fichte
Den sanften Wind nach Schweidnitz ziehn,
Und geb' ihm allzeit brünstiglich
Viel tausend heiße Küss' an dich.

Und als er dort ist, singt er (III, 2):

Seid tausendmal gegrüßt, ihr Felder, Sträuch' und Bäume,
Ihr kennt wohl diesen noch, von dem ihr so viel Reime,
So manches Lied gehört, so manchen Kuß gesehn;
Besinnt euch auf die Lust der heitern Sommernächte!

Ähnliche sympathetische Motive wiederholen sich.[1] So III, 6. An Eleonoren:

Der Frühling ist nun nicht mehr weit. Spazier' in grüner Einsamkeit,
In euren schönen Erlengängen Und denk . .
Den oft gegebnen Lehren nach . .
Dort soll der jungen Vögel Schrein Die Botschaft meiner Sehnsucht sein,
Und scherzt der West mit Kleid und Wangen, So wiss' und glaube sicherlich:
Er meldet mir dein heiß Verlangen Und küßt dich tausendmal vor mich.

In voller Verzweiflung findet er den Schmerzenschrei, III, 20:

Stürmt, reißt und rast, ihr Unglückswinde, Zeigt eure ganze Tyrannei,
Verdreht, zerschlitzt so Zweig als Rinde
Und brecht den Hoffnungsbaum entzwei!
Dieß Hagelwetter Trifft Stamm und Blätter,
Die Wurzel bleibt, Bis Sturm und Regen Ihr Wüten legen . .

---

[1] Vergl. auch IV, 5: „Die ihr alles hört und saget, Luft und Forst und Meer durchjaget, Echo, Sonne, Mond und Wind, Sagt mir doch, wo steckt mein Kind?“ 21: „Den sanften West bewegt mein Klagen. Es rauscht der Bach den Seufzern nach Aus Mitleid meiner Plagen; Die Vögel schweigen, Um nur zu zeigen, Daß diese schöne Tyrannei Auch Tieren überlegen sei.“ Schön ist die Beseelung in dem Abendliede, S. 258: „Der Feierabend ist gemacht, Die Arbeit schläft, der Traum erwacht, Die Sonne führt die Pferde trinken; Der Erdkreis wandert zu der Ruh. Die Nacht drückt ihm die Augen zu, Die schon dem süßen Schlafe winken.“ —

Die menschenlose Einsamkeit will er suchen:

In den Wäldern will ich irren, Vor den Menschen will ich fliehn,
Mit verwaisten Tauben girren, Mit verscheuchtem Wilde ziehn,
Bis der Gram mein Leben raube, Bis die Kräfte sich verschrein,
Und da soll ein Grab von Laube Milder als dein Herze sein.

Als echter Lyriker hat er also auch der Natur ihr Recht in allen seinen Empfindungen eingeräumt und findet bei ihr Trost und Linderung und Mitgefühl — aber „er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben und sein Dichten", wie Goethe wunderbar treffend von diesem unglücklichen, begabten, aber sittlich haltlosen Dichter sagt.

Zu denen, welche würdigere Stoffe als die schlesischen Dichter suchten, gehört vor allen H. Barthold Brockes; er machte die Natur zum ausschließlichen Gegenstande seiner Dichtung. Doch ist er hierin nicht original, sondern die Anregung kam ihm von England. Während von Frankreich aus ein Geschmack diktiert wurde, der an Barockheit seinesgleichen sucht, überall aber in Deutschland begeisterte Nachahmung fand — der Versailler Garten wurde von jedem Kleinfürsten nachgebildet, am getreuesten noch in Schwetzingen —, sollte ein Umschwung der Naturanschauung Europa's von England ausgehen. Nicht ohne kulturhistorischen Zusammenhang ist die Zahlenreihe: 1748 stirbt William Kent, der große Gartenkünstler, im selben Jahre Thomson, ein Jahr früher Brockes, und um dieselbe Zeit schießen die Robinsonaden wie Pilze hervor als Nachbildungen des unsterblichen Werkes Daniel Defoe's.

Im Drama Shakespeare's haben wir das Entstehen eines sympathetischen Naturgefühls belauscht; aber schon die englische Lyrik des 15. und 16. Jahrhunderts zeigt ein sinniges Verständnis für das Liebliche in der Natur, eine herzliche Freude an idyllischen Scenen; ja, es wird auch nicht ohne Empfindsamkeit das Landschaftliche in Beziehung zum Seelischen gesetzt. Geoffrey Chaucer († 1400) preist in „From the floure and the leafe" den Gesang der Nachtigall:

Ich war von dem Gesang So ganz entzückt,
Daß über kurz und lang Mein Sinnen all und Denken ich verlor . .
Und von dem Baum kam solch ein Duft und Wehn,
Das paßte zu dem Singen gar so schön . .
Ich dacht', der Vöglein Singen her und hin
Ist schöner doch und mehr nach meinem Sinn
Als Speis' und Trank auf wohlbesetztem Tisch. (!)

Thomas Wyat († 1542) findet für die Hartherzigkeit der Geliebten kein Analogon in der Natur:

So hart scheucht nicht der Fels die Wellen,
Die stündlich ihm entgegenschwellen,
Wie sie mein Flehn und liebend Nahn;
Sie ließ mein Hoffen ganz zerschellen;

und in ähnlichem Liebeskummer vergleicht Robert Southwell († 1595) die Liebe mit dem April:

Der Mai ist nicht der Mond der Minne — Er ist so blütenreich;
S'ist der April, der wetterwend'sche, Minn' ist an Schauern reich . .
Unzeitig ist, gleich Winterrosen Und Sommereis ihr Genuß,
Erst Hoffnung, Reue dann, erst Schönes, Dann Häßliches am Schluß.

Eduard Spenser († 1598) stellt die Natur im Bunde mit der Kunst — doch so, daß letztere kaum bemerkbar sei — als Schönheitsideal hin, in der Schilderung eines paradiesischen Gartens „From the fearie Queen“:

Rings Blumen! Wie reich die Bäume sprießen!
Hier schatt'ge Thäler, dort frisch duft'ge Höhn,
Es rauscht der Hain, krystall'ne Bäche fließen
Und — was das Schöne formet doppelt schön:
Allwärts herrscht Kunst, doch so, daß sie fast nicht zu sehn!

Das wilde Gebirge wird selten gesucht und geschildert. Michael Drayton († 1631) bekennt aber im schottischen Hochland:

Doch mag ich auch dahier Hoch im Gebirge hausen,
Wo Schnee und Regen schier Durch schwarze Felsen sausen,
Und wo für müß'ge Stunden Viel Spaß wird nicht gefunden —

er liebt vor allem das Bequeme, und wenn er die wonnigen Bäder von Buckston und des Baches Silberränder preist, fügt er nüchtern-realistisch hinzu: „Und gutes Bier und Essen Läßt Winters Gram

vergessen.“ Thomas Carew († 1639) findet den Abglanz alles Schönen, was die Natur bietet, bei seiner Holden wieder:

O frag nicht, wo, wenn Juni schied, Die hingestorbne Rose blüht;
Die Hülle, drin die Blume ruht, Ist deiner Schönheit Morgenglut;
O frag' nicht, wo der Tag läßt hin Die goldnen Sonnenstäubchen ziehn,
Der Himmel, rein aus Lieb zu dir, Warf dir ins Haar die goldne Zier.

Die Nachtigall singt aus der Kehle der Geliebten, die Sterne blitzen in ihren Augen, „Der Phönix fand bei dir ein Flammengrab, Das ihm dein duft'ger Busen gab“. Im bewußten Gegensatz zu dem städtischen und insonderheit höfischen Treiben preist der fromme William Drummond († 1649) den dreimal selig (Sonnets 4)

Der, fern vom Weltgewühle, Am schatt'gen Wald auf eignem Grunde lebt,
Einsam, doch nicht allein in dem Asyle, Weil er zur ew'gen Liebe sich erhebt . .
Wie viel süßer ist des Vögleins Klang als die Sprache am Hofe . .
Wie viel süßer der Hauch im Freien als eitle Ehren . .

Son. 5 rühmt er als glückselig das kleine Vöglein:

Du, Sänger, sorglos und zufrieden,
Vor- und Nachwinters früh, aus voller Brust
Genießend froh des Augenblickes Lust:
Den blauen Himmel, Knospen, duft'ge Blüten,
Lässest du deine Lieder es erzählen,
Daß Fels und Quell und Murmelbach es hört,
Wie gut dein Gott, wie viel er dir beschert,
Also beschämend sünd'ge Menschenseele —
Dein Sang läßt alles Erdenleid vergessen.

Den Frühling begrüßt er Son. 6:

Ei! holder Lenz, Du kommst im Prachtgeschmeide,
Im Flammenkopfputz, Blumenmantel bunt;
Zephyre kräuseln Rosenlocken rund,
Und Wolken schauern Perl'n herab vor Freude.

Behagen an idyllischem Waldesfrieden paart sich anmutig mit der Erinnerung an den verlorenen Genossen in Rob. Blair's († 1746) „The Grawe“:

O wenn ich fröhlich die dichte Waldung mit dem Freund durchstreifte,
Wenn wir, verborgen vor dem großen Haufen,

Am Abhang ruhten, der von Primeln blühte,
Dort, wo der reine, klare Strom durchs niedere
Gebüsch in sanfter Krümmung, lieblich murmelnd,
Hinglitt; da sang mir die hellstimmige Drossel
Ihr Liebeslied noch schöner; milder klang
Der Amsel Flöten, weicher jede Note; Die Hagebutte duftete mir süßer,
Die Rose glühte tiefer, jede Blume Wetteiferte mit ihren Nachbarbäumchen.

Herzliche Liebe zur Natur, inniges Sichversenken in ihre stillen Reize wird man diesen Sängern nicht absprechen können, doch der erste große Naturmaler unter den Dichtern ist James Thomson. Aber auch er ist nicht Pfadfinder, sondern er folgte der Anregung Pope's — der in seinem „Wald von Windsor“ und in seinen Schäfergedichten bereits die Jahreszeiten in trockenem Lehrton beleuchtet hatte —, und der Zeitgeschmack trug ihn empor, nachdem er seinen „Winter“ veröffentlicht hatte. Innige Naturliebe, ja sentimentale Naturschwärmerei, Andacht, elegische Moralistik durchschlingen sich. Gut charakterisiert ihn eine Stelle eines Briefes an seinen Freund Paterson: „Einsamkeit und Natur werden immer mehr meine Leidenschaft, und jetzt eben kommt die schöne Zeit. Der Himmel ist beschäftigt, der Erde ein grünes Gewand zu geben. Schon hört man die Stimme der Nachtigall in unserm Gäßchen . . . Sie müssen wissen, ich habe meinen Landsitz sehr erweitert; das Gärtchen ist nun durch ein Stück Feld, das ich ihm einverleibet und umpfählt habe, doppelt so groß geworden, hier müssen Sie sich meine Hauptwirtschaft denken! Hier promeniere ich alle Tage, oft auch des Nachts“; und am Schlusse des Briefes bezeichnet er das Leben des Korycischen Gärtners bei Vergilius als das vollkommenste Muster eines wahrhaft glücklichen Lebens. In der That, Einsamkeit und Natur waren seine Leidenschaft geworden! Ganze Tage und Wochen pflegte er in der ländlichen Natur umherzuirren, aufmerksam auf jeden Gegenstand zu achten, auf jeden Laut zu horchen; bis auf das Kleinste erstreckt sich seine Beobachtung, aus allem zieht er Begeisterung, in allem sieht er ein Bild der Schönheit und der göttlichen Güte — und so reiht er in seinen „Jahreszeiten“ eine Scene an die

andere. Wahrheit und Genauigkeit läßt sich diesen poetischen Landschaftsgemälden nicht absprechen; über Einzelnem liegt der hohe Reiz des Schönen und einer zarten weichen Stimmung; aber nur zu oft ist die Schilderung nur Beschreibung, nur Abzeichnung der Natur, ohne jenen notwendigen, immanenten Bezug zum Geistigen, welcher der toten Landschaft doch erst die lebendige Seele, den göttlichen Odem verleiht. Ohne Pausen, höchstens von pathetischen Moralpredigten unterbrochen, rollt sich ein Bild nach dem andern auf, monoton wie in einer Galerie von lauter Landschaften; die lebenden Menschen, die er in sie hineinsetzt, sind nur tote Staffage; der Preis des Höchsten klingt als Grundakkord durch die einzelnen Melodien; das Liebliche und Friedliche, das Stillleben in Feld und Wald, an Blatt und Baum wiegt vor; doch auch das wilde Gebirge und das wogende Meer beschreibt er, die hochgetürmten Berge Kaledoniens „in ihrer romantischen Schönheit, sich abhebend vom welligen Festland, umhüllt von dem schneidend sich ausbreitenden Himmel, der scharf die Seele anhaucht, ihre dichten Wälder, unbebaut, stark und groß, von der Hand der Natur vor Alters gepflanzt, dazwischen die azurnen Seen und tiefe sich hinschlängelnde Thäler und blinkende Gewässer“[1] . . .

Auch im „Frühling“ fordert er nicht bloß die glänzende, lachende Lenzeswelt auf, Anbetung dem Schöpfer zu widmen, sondern auch „die reißenden, tollkühnen Bergströme und dich, gewaltiges Meer, du neue Welt voll Wunder in dir selbst.“ Das Interesse an den Beschreibungen in den „Jahreszeiten“ erlahmt vor allen Dingen deshalb, weil dieselben nur zu oft des individuellen Lebens entbehren und in den ermüdenden Ton der Didaktik oder des Aufzählens verfallen, weil sie nicht einzelne Momente voll

[1] The poetical works of James Thomson, illustrated, edited by Charles Cowden Clarke, Edinburgh 1869, Autumn 877: The Muse . . Sees Caledonia, in romantic view: Her airy mountains, from the waving main, Invested with a keen diffusive sky, Breathing the soul acute; her forests huge, Incult, robuste and tall, by Nature's hand Planted of old; her azure lakes between . . winding deep and green, her fertile vales . .

plastischer Anschaulichkeit herausgreifen, sondern allgemein schildern, was oftmals passiert oder passieren kann. Immerhin aber war nicht nur die Anregung, welche von Thomson's Buche auf die Zeitgenossen ausging, eine sehr große und Liebe zur Natur weckende, sondern es ist auch an schönen Einzelheiten reich.[1] Schwer aber ist im Deutschen der hohe, volle Ton der Sprache zu erreichen. So hebt Brockes seine Übersetzungen an[2]: „Komm, holder Lenz, des Himmels Milde, komm. komm, erscheine, kehre wieder Aus jenes tröpfelnden Gewölks gefülltem Busen, sichtbarlich! Und da ein tönend Musicieren um uns erwachet, senke dich, Gehüllt in einen Rosen-Regen, auf unsrer Felder Fläche nieder!"[3] Am malerischsten ist „der Winter"; ich hebe nur heraus v. 118: „Wenn jetzt herab vom bleichen Horizont Die Sonne sinkt, gefärbt von manchem Fleck, Der ungewiß an ihrer grellen Scheibe Vorüberwallt: dann schießen feurige, Blutrote Streifen flutend hin und her, Und taumelnd schwankt mit ihrer Schwindellast Die roll'nde Wolke, zweifelnd, welchem Herrn Sie folgen soll; indes sich langsam dort Der blasse Mond im bleiern Ost erhebt. Ein zitternd Licht entglimmt den matten Sternen, . . In kurzen Wirbeln spielt das welke Blatt, Und tanzend wogt die Feder auf der Flut, Vorahnend schnaubt die jugendliche Kuh,

---

[1] Hettner, Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts I ^{2}. 1868, S. 535: „Alle seine Schilderungen sind frisch und lebendig, voll warmer Begeisterung, oft von ergreifender Schönheit. Wie blüht und duftet sein Frühling gleich einem blumenprangenden Wiesenteppich, wie liegt über seinem Sommer der heiße Himmel und die grüne Üppigkeit der schönen Augusttage, wie senken die herbstlichen Felder und Bäume und Rebstöcke ihre fruchtbeladenen Häupter, und wie fühlen und hören wir das unheimliche Ächzen und Knarren des winterlichen Eises, gleich als raffe die ersterbende Natur noch einmal ihre gesamte Kraft auf, um sich zu dem Keimen und Knospen eines neuen Frühlings zu verjüngen."

[2] Herrn B. H. Brockes, Com. Palat. Caes. und Rahts-Herrn der Kayserl. freyen Reichs-Stadt Hamburg, aus dem Englischen übersetzte Jahres-zeiten des Herrn Thomson. Zum Anhange des Irdischen Vergnügens in Gott. Mit Kupfern. Hamburg 1745.

[3] Come, gentle Spring, ethereal mildness, come; And from the bosom of yon dropping cloud, While music wakes around, veil'd in a shower Of shadowing roses, on our plains descend.

Mit weiten Nüstern die Sturmluft ein! . . ein schwärzlich Heer Von lauten Krähn entfleucht der Dünenbank, Wo's, tagsentlang, sein spärlich Futter pickte, Und lenkt den schweren Flug den Schirmungen Des Haines zu; der Eulen klagend Volk Heult aus dem Dickicht seinen Leichensang; . . der Ozean, Ungleich gedrückt, und mit gebrochner Flut, Wogt auf und ab, in regelloser Wallung, Indes vom Ufer, das ein ewiges Gewoge rings umbrandet und durchklüftet, Und von dem waldigen Gebirge her Ein feierlich entrauschendes Getön Der Welt gebeut, auf ihrer Hut zu sein."[1]

All dem Nebeneinander solcher Naturmalereien wird man eindringenden Sinn für die großen, wild erhabenen Naturerscheinungen, für Wolkenbildung, Lichteffekte, Farbenkontraste, Waldesschatten, Wiesenhelle, für alles Lauschige und Idyllische, für Tier- und Pflanzenwelt im einzelnen nicht absprechen können, ebenso wenig wie Begeisterung, die da jubelt: „Natur! Allmutter, deren rege Hand Des bunten Jahres Wechselzeiten rollt, Wie hehr, wie göttlich groß sind deine Werke! Mit welchem Wonneschauer schwellen sie den Geist, Der staunend sieht und staunend singt."[2]

Brockes steht unter direktem Einfluß Pope's und Thomson's, dessen „Jahreszeiten" er schließlich auch übersetzte, als er sein „Irdisches Vergnügen in Gott" auf neun Bände — um mit ihm zu reden — „Gott Lob!" gebracht hatte. Ein riesiges und für uns jetzt in seinem ganzen Umfange völlig ungenießbares Werk — und doch eine litterarische That, bedeutsam durch den würdigen Gegenstand und den hohen, ernsten Willen — im Gegensatz zu dem Getändel und der Hohlheit der zeitgenössischen Dichtung. Es entbehrt völlig des großartigen Klanges Thomson'scher Strophen — es ist eine deskriptiv-religiöse, höchst prosaisch-nüchterne

[1] „The Winter" a. a. O. v. 118 ff., S. 136; Übersetzung in deutschen Jamben von Harries, Altona 1796.

[2] Ebenda v. 106, S. 136: Nature! great parent! whose unceasing hand Rolls round the Seasons of the changeful year! How mighty, how majestic are thy works! With what a pleasing dread they swell the soul, That sees astonish'd — and astonish'd sings!

Darlegung der Naturphänomene, die in ihnen überall die Weisheit und Güte und Zweckordnung des Schöpfers klar zu stellen sucht. Aber trotz der gereimten Botanik und Physik — in 138 achtzeiligen Strophen handelt er über das Feuer, in 79 über die Luft, in 78 über das Wasser, in 74 über die Erde u. s. f. — trotz der mikroskopischen Zerlegung von Blumen, Kelch, Staubfäden, Frucht u. s. f., trotz des Auseinanderpflückens der Einzelheiten und trotz des losen Bandes, auf welches er diese aufreiht, ist doch die Liebe zur Natur eine warme, wenn auch vorzugsweise andächtige und moralisierende; hat er doch, wie er selbst bekennt,[1] nachdem er zuerst zum Zeitvertreib, dann „mit größerer Applikation sich dem studio poetico gewidmet," gerade die Natur sich zum Stoffe gewählt, nicht bloß „weil die Schönheit der Natur ihn rührte", sondern auch weil sie Objekte bietet, „woraus die Menschen nebst einer erlaubten Belustigung zugleich erbaut werden möchten": „so entschloß ich mich, den Schöpfer derselben in fröhlicher Betrachtung und möglicher Beschreibung zu besingen; wozu ich mich um so viel mehr verpflichtet hielt, als ich eine so große und fast unverantwortliche Nachlässigkeit und Undank gegen den Schöpfer für höchst sträflich und dem Christentum ganz unanständig hielt. Verfertigte demnach, zumal zur Frühlingszeit, verschiedene Stücke und suchte darin die Schönheit der Natur nach Möglichkeiten zu beschreiben, um sowohl mich selbst als andere zu des weisen Schöpfers Ruhm durch eigenes Vergnügen je mehr und mehr aufzufrischen, woraus denn endlich der erste Teil meines „Irdischen Vergnügens" erwachsen" (1721). Will er im einzelnen, an Vogel und Baum und Tier gleichsam den teleologischen Beweis illustrieren, wird er völlig geschmacklos, ja lächerlich; als Beispiel diene auch uns jene oft citierte Stelle von der Gemse: „Für die Schwindsucht ist ihr Unschlitt, für's Gesicht die Galle gut; Gemsenfleisch ist gut zu essen, und den Schwindel heilt ihr

[1] Lappenberg teilt in der Zeitschrift für Hamburgische Geschichte II, S. 167, 1867, seine Selbstbiographie mit, vergl. 119 f. und Hettner a. a. O. S. 334.

Blut; Auch die Haut dient uns nicht minder; Strahlet nicht aus diesem Tier Nebst der Weisheit und der Allmacht auch des Schöpfers Lieb' herfür?" Sonst mag als charakteristisches Beispiel seiner Art, zu beschreiben, Folgendes dienen, das wenigstens seinem mühsamen Streben, allen Reiz dem Walde abzulauschen, einige Ehre macht[1]:

„Indem ich jüngst im grünen Grase,
Von einem Lindenbaum beschattet, saß und lase,
Schlug ich von ungefähr die Augen auf und sah
Verschiedne Bäume hie und da, Teils fern teils nah,
Teils halb teils gantz im Licht, Teils halb teils gantz im Schatten,
Samt ihren durch das Laub gebognen Ästen stehn.
Ich sah, wie so wunderschön
Die Luft sowol als die beblühmten Matten
Geschmücket und bekrönet hatten.
Damit ich nun die grüne Zier
Und das dadurch so lustige Revier
Der Landschaft, wenn ichs überdächte,
Beschreiben und zugleich die Lust verlängern möchte,
Zog ich, nebst einem Blatt Papier,
Ein wenig Reiß-Bley auch herfür
Und suchte, Gott zum Ruhm, in schöner Bäume Bildern
Des Schöpfers Werk in Reimen abzuschildern.
Gewiß von allem dem, was uns die Welt
Als schön vor Augen stellt,
Ist nichts, das nicht dem Schmuck begrünter Zweige weichet,
Ist nichts, das einem Wald an holder Zierde gleichet:
Man siehet mit verjüngter Brust
Die Luft mit grünen Decken prangen,
Und Gott zur Ehr und uns zur Lust
Voll lebender Tapeten hangen . .
Ich sah durch vieler Bäume Schatten
Oft einen hell bestrahlten Baum.
Ein menschlich Auge glaubet kaum,
Wie süß hier Dämmerung, dort Licht, da Dunkelheit
Sich in belaubten Bäumen gatten.
Man spürt hindurch zugleich mit Anmut und befindet,
Indem wir die von jener Seite Allein bestrahlten Blätter sehen,
Wie sich der Sonne Gold in ihnen Mit dem so zarten Grünen
Fast sichtbarlich verbindet, So daß man aus der Massen schön
Und mit recht inniglich gerühretem Gemüt,
Ein grün — mit Gold gemischt — durchleuchtig Etwas sieht . . —

[1] Brockes, Irdisches Vergnügen in Gott, Hamburg 1743, 2. Teil, S. 314.

Und so wird noch in weiteren 20 Versen die Lieblichkeit der Waldesbeleuchtung mit innigem Behagen und sich dehnender Breite beschrieben — natürlich um die Lust des Schauens zu verlängern und um mit einem Preise Gottes zu schließen. — Aber bisweilen erhebt Brockes sich mit Milton'schem Pathos zu seltener Gedankenhöhe oder versinkt vielmehr in einen mystischen Naturtaumel. So in dem Einleitungsgedicht „Über das Firmament“:

Als jüngst mein Auge sich in die saphyrne Tiefe,
Die weder Grund noch Strom noch Ziel und End' umschränkt,
Ins unerforschte Meer des hohen Luftraums senkt
Und mein verschlungner Blick bald hie bald dahin lief,
Doch immer tiefer sank, entsetzte sich mein Geist,
Es schwindelte mein Aug', es stockte meine Seele
Ob der unendlichen, unmäßig tiefen Höhle,
Die wohl mit Recht ein Bild der Ewigkeiten heißt,
So nur aus Gott allein, ohn' End' und Anfang stammen;
Es schlug des Abgrunds Raum, wie eine dicke Flut
Des bodenlosen Meers auf sinkend's Eisen thut,
In eînem Augenblick auf meinen Geist zusammen.
Die ungeheure Gruft des tiefen, dunklen Lichts,
Der lichten Dunkelheit, ohn' Anfang, ohne Schranken,
Verschlang sogar die Welt, begrub selbst die Gedanken:
Mein ganzes Wesen ward ein Staub, ein Punkt, ein Nichts
Und ich verlor mich selbst. Dies schlug mich plötzlich nieder;
Verzweiflung drohete der ganz verwirrten Brust: —
Allein, o heilsames Nichts! glückseliger Verlust:
Allgegenwärt'ger Gott! in dir fand ich mich wieder!

Doch solche Höhe der Betrachtung wie hier, gehoben von Milton'scher Gottesbegeisterung, erklimmt kaum wieder der ehrsam-nüchterne Geist des behäbigen Hamburger Ratsherrn: die Prosa in Reime gebrachter Beschreibung überwiegt.

Wie jedoch die englische Dichtung mit ihrer deutschen Nachbildung uns ein Symptom der Reaktion gegen die Unnatur des Zeitgeschmackes darbietet, wie ferner auch in der Wissenschaft der begeisterte Ton für Ordnung und Schönheit in der Natur nicht selten einen warmen Ausdruck findet und die Philosophen trotz ihres Hervorhebens der Moral und der Erkenntnislehre bisweilen mit hohem Schwung die Natur preisen wie Shaftesbury (1671 geb., gest. 1713)

in seinem von Herder übertragenen Naturhymnus,[1] so wurde auch Rückkehr zur Natur aus den Fesseln der Unnatur das Prinzip des englischen Gartens in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.[2] Wie die Richtung des Geschmacks die Kurvenbewegung liebt, zeigt so recht die Geschichte des Gartens. Lenotre hatte dem Garten die reine architektonische Kunstform gegeben; als man sich nun aber in England, mitten in der Zeit der Perücke und des Reifrockes, des Menuets und der Schönheitspflästerchen, der Schnürbrust und der Schminke, auf die Natur und Natürlichkeit wieder zurückbesann, verfiel man in das andere Extrem und wollte wie Addisson und Pope alles Kunstmäßige aus dem Garten verbannen; ersterer ließ alles wild durcheinander wachsen, und Pope mahnte: „To build, to plant, whatever you intend, To rear the column or the arch to bend, To swell the terras or to sink the grot, In all let natur never be forgot."

Diesen Grundsätzen trug William Kent Rechnung; aber er war auch Maler und sah mit malerischem Auge in die Natur hinein; so erkannte er die charakteristische Schönheit seiner Heimat und entlehnte das Gesetz seiner Gartenkunst der freien Natur d. h. der englischen Landschaft mit ihrem sanft geschwellten Terrain, ihrem frischen Grün und ihren prächtigen Holzungen. Die

---

[1] „Empfangt mich, Fluren! heilige Wälder, nehmt Dem Stadtgeräusch entronnen den Wandrer auf, Der hier in euren Schatten' Ruhe Sucht und Erquickung. Gewährt sie hold ihm! Heil euch, ihr grünen frohen Gefilde! Heil, des stillen Segens Wohnungen, euch! Und euch, Ihr Reiz- und Schmuck-bekränzten Fernen! Heil euch und allem, was in dir lebet, Du Aufenthalt glückseliger Menschen, die Entfernt dem Neide, ferne der Thorheit, hier Unschuldig, still und froh und munter Leben und, große Natur, dich anschaun. Natur, der Schönen Schönste, du Gütige! Allliebend, wert, von allen geliebt zu sein, Ganz göttlich, weisheitvoll, voll Anmut, Alles Erhabenen hoher Inhalt . . Dich zu erkennen, ewige Schönheit, Dich Beherzt zu lieben, sehnend zu nahen dir, Dazu erschufst du mich und gabst mir Regung und Willen; o gieb mir Kräfte, Sei du mein Beistand! Wenn ich im Labyrinth Der Schöpfung forsche, leite den Forscher du, Der mich mit Geist und Lieb' erfüllte, Führe den Liebenden zu dir selbst hin!"

[2] Vergl. den hübschen und lehrreichen Aufsatz von Jacob v. Falke „Der englische Garten", Nord und Süd November 1884 und desselben „Geschichte des modernen Geschmacks" S. 313 f.

gerade Linie ward verbannt, dagegen wählte er weite Rasenflächen mit verstreuten Baumgruppen, wechselnd in ihren Formen und Farben, bald dunkle Tannen und schwarzlaubige Erlen, bald helle Birken und Ulmen und graue Silberpappeln, blumige Wiesen mit silberhellen Bächen, die aus dem Dunkel des Baumschattens hervorbrechen, alles frei hinauslaufend in die hügelige, heckenreiche Landschaft, ohne steife Mauer, ohne Balustraden, Terrassen, Statuen u. s. f., kurz, alles verrät das auf Rückkehr zur einfachen Natur beruhende Prinzip: der Garten sollte nicht Kunst, sondern ein Stück der Natur sein, der Park sollte keinen Kontrast zu der umliegenden freien, offenen Landschaft bilden. Ja, der Garten sollte ein zusammengedrängtes Ensemble von verschiedenartigen Scenen des englischen Landes darstellen; daher kam der Wanderer auf den gewundenen Pfaden bald an einem rauschenden Bach, der über Klippen fällt, bald an sonnbeglänzten Flächen vorüber, bald durch tiefes Waldesdunkel oder durch lichte Haine. Doch auch Kent schon suchte diesem Mosaik von Einzelscenen noch mehr Charakter und Stimmung durch Pavillons und Ruinen zu geben; aber das Prinzip, an Stelle der Monotonie möglichst Abwechslung treten zu lassen, erfuhr seine Erweiterung durch die Bekanntschaft mit dem chinesischen Garten, welche die Schrift des Architekten Chambers über die Sitten, Wohnungen etc. der Chinesen[1] vermittelte. Der chinesische teilte mit dem englischen Garten Kent's den Grundgedanken, ein Ausschnitt der Landschaft zu sein, war aber natürlich um ebenso viel reicher an Scenerie, wie die Natur selbst im Reiche der Mitte in Vergleich zu England. In den unermessenen Flächen des himmlischen Reiches fanden sich die wildesten Gebirgsgegenden mit Felsen und Sümpfen, wüste Einöden neben lachend freundlichen Wiesen und Fluren, und diese Mannigfaltigkeit spiegelte der chinesische Garten wieder. Verhängnisvoll aber war es, daß das Chinesentum, welches so viele Verwandtschaft mit dem Rococo besaß, nun gerade seinen Einfluß

[1] Dessins des édifices, meubles, habits, machines et ustensils des Chinois 1757.

zu erweitern begann, wo man von letzteren sich zu befreien suchte, — daß der eine Zopf zum andern kam! Da man aber die mannigfachen Landschaftsscenen so reichhaltig in England nicht hatte, hielt man sich bald mehr an die Gruppierung der verschiedenartigsten Gebäude, die man in die Landschaft hineinsetzte, und verband damit das Praktische, indem man Pagoden, Pavillons, Kioske und Tempel auch zu Gärtnerwohnungen, Ställen, Eiskellern u. dgl. benutzte. Je mehr aber die Naturschwärmerei als Reaktion gegen die Unnatur des Rococo wuchs und die Sentimentalität alle Gefühle entfesselte, je mehr die Wehmut und Rührung, genährt durch die empfindsamen Romane eines Richardson u. a. in den Gemütern zu herrschen begann, desto mehr gewann auch der Gartenstil diesen rührsamen, weich-wehmütigen Charakter. Auch er konnte die Signatur der allgemeinen Kulturrichtung nicht verleugnen, wie ja immer auch das Unscheinbare, Nebensächliche den Stempel der ganzen Zeit trägt, wenn diese nur etwas originell und individuell ist. Die sentimentalen, in Thränen zerfließenden Freundschaftsbündnisse finden gleichsam ihren Hintergrund in diesen Gärten mit Tempeln der Freundschaft, der Liebe, der Melancholie, der Einsamkeit, der Tugend, des Wiedersehens, des Todes. In diese Umgebung passen die rührseligen Schwärmer, welche uns die englischen Schriftsteller vorführen, passen die deutschen Idyllendichter und Mondscheinsänger. Da wandelten sie, zärtlich umschlungen, Thränen vergießend und Küsse tauschend, dahin — Inschriften drangen ihnen sogar auf oder erleichterten ihnen wenigstens, was sie an dieser oder jener Stelle empfinden sollten! Dort sollte der Wanderer lachen, hier sollte er weinen, dort sollten Schauer der Andacht ihn durchrieseln. Eremitagen tauchten überall auf, Einsiedler — lebende oder auch Puppen — wurden in die Blockhäuser gesetzt. Stolze Schlösser am Waldesrande oder im Waldesdunkel wurden Eremitagen oder Sorgenfrei benannt und dem schlichten, etikettelosen Verkehr geweiht. Antikisierende und romantisierende Richtungen stritten dann wieder um die Herrschaft in den architektonischen Anlagen und Bauten,

bald mußten sie rein antik, alles Tempel, korinthisch, jonisch oder dorisch sein, bald ward die Gotik auch im Garten maßgebend mit dem Geist des romantischen Mittelalters, mit seinen Burgen und Ruinen. Und alle diese Phasen der Entwickelung durchlebte nicht nur der englische Park, sondern mit geringeren Abweichungen zeigen die Gärten auch des übrigen Europas dasselbe Bild — wie ja überhaupt keine Krankheit ansteckender ist als die Modekrankheit. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts trat eine heilsame Reaktion in England ein, indem Repton auf Kent's Grundprinzip zurückgriff und es von all den unnatürlichen Auswüchsen reinigte; „der Garten sollte eine künstlerische Gestaltung der Landschaft sein, ein Kunstwerk, dessen Kunstmittel seine natürlichen Gebilde in ihren natürlichen Formen wären, Rasen, Blumen, Gesträuche und Bäume nebst Gewässer oder was sonst die Beschaffenheit des Bodens zu künstlerischer Verwertung darbot.“ So erst wurde der moderne landschaftliche Garten geschaffen. —

Aber auch auf anderem Gebiete ward eine Wendung aus der Unnatur des Rococo-Geschmacks zu einer natürlicheren Denkweise angebahnt, ja in Tausenden und Abertausenden von empfänglichen Gemütern die Sehnsucht nach einfachen und gesunden Naturzuständen geweckt; es geschah durch den Robinson Crusoe des trefflichen Defoe. Wohl spielt in dem köstlichen Buche, dessen Name allein schon jedem die schönsten Kindheitsstunden wieder in der Erinnerung heraufzaubert, die Natur direkt keine Rolle als Gegenstand ästhetischer Betrachtung, ästhetischen Genusses — ebenso wenig wie in den zahllosen Nachahmungen aus derselben Zeit —, aber trotzdem bezeichnet der Robinson ein bedeutsames Moment in der Entwickelungsgeschichte des Naturgefühls, weil er den in der Zeit liegenden Zug zum Idyllischen gleichsam auf seinen natürlichen Ursprung zurückführte und durch die Vorführung eines Menschenlebens als des Spiegelbildes der gesamten von der Menschheit durchlaufenen Entwickelung vom rohen Naturzustande bis zur Kultur eines

Gemeinwesens den Kontrast aufdeckte, der auf allen Gebieten des Lebens zwischen der unschuldigen und friedlichen, fernen Vergangenheit und der verbildeten Gegenwart lag. Der deutsche Simplicissimus endet mit einer Robinsonade: der vielherumgeworfene Held findet endlich Ruhe und Frieden auf einer einsamen Insel im Weltenmeer, allein mit sich und der Natur. So erging es auch der Lesewelt des Robinson. Wie eine süße Arznei wirkte dies Werk nicht bloß eines echten Künstlers, sondern eines milden, unverdorbenen, edlen und duldsamen Sinnes auf die Kranken; es lehrte Rückkehr zur Natur und Natürlichkeit und erzeugte wehmütige Sehnsucht nach der verlorenen Kindheitsunschuld der Menschheit. — J. J. Rousseau, der auch ein eifriger Vorkämpfer des englischen Gartenstiles war und innerlich angewidert wurde von der Verzopfung des französischen, wurde vielleicht von keinem Buche mehr angeregt als vom Robinson; seinem Emile giebt er ihn als erstes Buch in die Hand — wie ein Evangelium der Natürlichkeit und des unverdorbenen Geschmacks.

Zehntes Kapitel.

Empfindsamkeit und Überschwenglichkeit eines elegisch-idyllischen Naturgefühls.

Die Rückwendung zur Natur, welche wir in mannigfachen Symptomen die Manieriertheit des Rococogeschmacks durchbrechen sahen, dies Bewußtsein, sich aus der Verschrobenheit und Unnatur desselben losmachen zu müssen, welches wie die Sehnsucht nach einem verlorenen Paradiese, nach einer um allen Preis wiederzugewinnenden Unschuld und Naivität die Gemüter erfüllte, erzeugte allmählich eine Empfindsamkeit und Melancholie, einen epidemischen Weltschmerz, der nicht minder unnatürlich werden sollte, wie jene Geschmacksrichtung war, deren Bande man sprengen wollte. Das Herz trat wieder in sein verlorenes Recht, und es nahm sein Reich in Besitz mit dem Anspruch absolutester Herrschaft. Und der Schmerz darüber, daß es so lange in Ketten gelegen, so lange nicht in freiem Schlage sich hatte regen können, rief jene thränenfeuchte, rührselige Wehmut hervor, welche die Wonne steigerte, endlich die Flügel wieder heben zu können, die sich vergleichen läßt mit derjenigen des Genesenden nach schwerer Krankheit. Aber das Heilmittel war nicht minder gefährlich als jene selbst. Man schlug ins andere Extrem um.

Die moralisierende Empfindsamkeit Richardson's, dessen Romane übrigens der Natur keinen Raum verstatten, die Melancholie Young's u. a., die deskriptive Naturdichtung Thomson's und auf der anderen Seite das schäferliche Idyll, mit anakreontischer Erotik gemischt, wie es von den Franzosen gepflegt wurde, waren die Haupteinflüsse, die sich auch für die Richtung des deutschen

Naturgefühls in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bestimmend erweisen. Zunächst überwiegt das Beschreibende und Moralisierende.

1729 erschienen „Die Alpen“ von Haller. Es gebührt dem Gedicht der Preis, den Blick Europas auf die Schönheit der Alpennatur und auf die sittliche Gediegenheit der schlichten Bevölkerung gelenkt zu haben; aber von dem Reiz des Romantischen, von der überwältigenden Größe und wilden Erhabenheit der Gebirgsnatur spürt man doch nur sehr wenig. Das Gedicht ist beschreibend, malend, aber nicht anschaulich-packend und erwärmend, ein Nebeneinander, mit Pathos vorgetragen, doch vor allem kommt dies zur Geltung bei Schilderung der Sitten der Bewohner. Das rein Landschaftliche, ohne Beimischung des Moralisierens oder des Nützlichkeitsstandpunktes, tritt verhältnismäßig sehr selten hervor. Man lese nur folgende Schilderung des Gotthards:

Denn hier, wo Gotthardt's Haupt die Wolken übersteiget
Und der erhabnen Welt die Sonne näher scheint,
Hat, was die Erde sonst an Seltenheit gezeuget,
Die spielende Natur in wenig Land's vereint.
Wahr ist's, daß Lybien uns noch mehr Neues giebet,
Und jeden Tag sein Sand ein neues Untier sieht;
Allein der Himmel hat das Land noch mehr geliebet,
Wo nichts, was nötig (!), fehlt und nur was nützet (!), blüht:
Der Berge wachsend Eis, der Felsen steile Wände,
Sind selbst zum Nutzen da und tränken das Gelände.

Wenn Titan's erster Strahl der Felsen Höh' vergüldet
Und sein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,
So wird, was die Natur am prächtigsten gebildet,
Mit immer neuer Lust von einem Berg erblickt . .

Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und See'n
Fällt nach und nach erbleicht doch deutlich ins Gesicht;
Die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen bricht.
Bald zeigt ein nah Gebirg die sanft erhobnen Hügel,
Wovon ein laut Geblöck im Thale widerhallt;
Bald scheint ein breiter See, ein meilenlanger Spiegel,
Auf dessen glatter Flut ein zitternd Feuer wallt;
Bald aber öffnet sich ein Strich von grünen Thälern,
Die hin- und hergekrümmt sich im Entfernen schmälern . .

Hier zeigt ein steiler Berg die mauergleichen Spitzen,
Ein Waldstrom eilt hindurch und stürzet Fall auf Fall.
Der dickbeschäumte Fluß dringt durch der Felsen Ritzen
Und schießt mit jäher Kraft weit über ihren Wall;
Das dünne Wasser teilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau,
Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Teile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beständig Tau.
Ein Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn und sich in Wolken gießen.

Nachdem er dann die Alpenflora in derselben Weise malend geschildert hat, fährt er fort:

Allein wohin auch nie die milde Sonne blicket,
Wo ungestörter Frost das öde Thal entlaubt,
Wird hohler Felsen Gruft mit einer Pracht geschmücket,
Die keine Zeit versehrt und nie der Winter raubt. . .
O Reichtum der Natur! verkriecht euch, welsche Zwerge,
Europens Diamant blüht hier und wächst zu Berge.

Wenn Frey[1] hierzu sagt: „Diese wenigen Strophen mögen als hinlängliches Zeugnis dienen, daß das Haller'sche Gedicht, was die intensive Kraft unmittelbarer Anschaulichkeit betrifft, in der nun so unendlich reich entfalteten Alpenpoesie auch heute noch unübertroffen dasteht und sich die teilweise (!) Ungelenkigkeit des sprachlichen Ausdrucks leicht darüber vergessen läßt" —, so müssen wir dem entschieden entgegentreten. Plastik der Darstellung vermißt man allenthalben — wohl aber erkennt man den zur freien Natur hingezogenen Sinn, der die Stadt flieht und unter großen hehren Naturerscheinungen und unter einfachen Naturmenschen sich wohl fühlt. Nicht das Romantische ist der Nerv dieses ersten Alpengedichtes, sondern das Idyllische, durch das ein elegischer Zug hindurchgeht. Dies tritt auch in seinem Gedicht „Über den Ursprung des Übels" Buch I hervor:

Auf jenen stillen Höhen, Woraus ein milder Strom von steten Quellen rinnt,
Bewog mich einst ein sanfter Abendwind In einem Busche still zu stehen;
Zu meinen Füßen lag ein ausgedehntes Land,

---

[1] Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter, Sammlung wissenschaftl. Vorträge von Virchow und Holtzendorff, Heft 274, Berlin 1877, S. 30.

Durch seine eigne Größ' umgrenzet . .
Die Hügel deckten grüne Wälder, Wodurch der falbe Schein der Felder
Mit angenehmem Glanze bricht;
So weit das Auge reicht, herrscht Ruh' und Überfluß . .
Und jener Wald, wen läßt er unvergnüget?
Wo dort in rotem Glanz halb nackte Buchen glühn
Und hier der Tannen fettes Grün Das bleiche Moos beschattet:
Da mancher helle Strahl auf seine Dunkelheit
Ein zitternd Licht durch enge Stellen streut
Und in verschiedner Dichtigkeit Sich grüne Nacht mit goldnem Tage gattet.
Wie angenehm ist doch der Büsche Stille . .
Ja alles, was ich seh', sind Gaben vom Geschick;
Die Welt ist selbst gemacht zu ihrer Bürger Glück,
Ein allgemeines Wohl beseelet die Natur,
Und alles trägt des höchsten Gutes Spur.

Auch Friedrich von Hagedorn preist „die Landlust"[1] und die stille friedliche Natur in „Empfindung des Frühlings":

Du Schmelz der bunten Wiesen! Du neubegrünte Flur!
Sei stets von mir gepriesen, Du Schmelz der bunten Wiesen!
Es schmückt dich und Cephisen Der Lenz und die Natur . .
Du Stille voller Freuden! Du Reizung süßer Lust!
Wie bist du zu beneiden, Du Stille voller Freuden! . .

Dieser idyllische Zug zum Landleben ist der ganzen Poesie der Zeit gemeinsam, besonders bei den sogenannten „Anakreontikern". So singt Gleim im „Lob des Landlebens": „Gottlob, daß ich dem Weltgetümmel Entflohn und unter freiem Himmel Nun wieder ganz mein eigen bin!" oder „Der Landmann": „Wie selig ist, wer ohne Sorgen Sein väterliches Erbe pflügt! Die Sonne lächelt jeden Morgen Den Rasen an, auf dem er liegt"; — ebenso singt auch Joh.

[1] „Geschäfte, Zwang und Grillen Entweihn nicht diese Trift; Ich finde hier im Stillen Des Unmuts Gegengift . . Es webet, wallt und spielet Das Laub um jeden Strauch, Und jede Staude fühlet Des lauen Zephyrs Hauch. Was mir vor Augen schwebet, Gefällt und hüpft und singt, Und alles, alles lebet, Und alles scheint verjüngt. Ihr Thäler und ihr Höhen, Die Lust und Sommer schmückt! Euch ungestört zu sehen, Ist, was mein Herz erquickt. Die Reizung freier Felder Beschämt der Gärten Pracht, Und in die offnen Wälder Wird ohne Zwang gelacht . . In jährlich neuen Schätzen Zeigt sich des Landmanns Glück, Und Freiheit und Ergötzen Erheitern seinen Blick . . Ihm prangt die fette Weide und die betaute Flur; Ihm grünet Lust und Freude, Ihm malet die Natur."

Friedr. von Cronegk: „Flieh die niedrigen Sorgen Und das stolze Geräusch der Stadt.. Hier im friedsamen Thale Scherzt die schüchterne Weisheit gern, Wo die lächelnde Muse Sich mit tauvollen Rosen krönt.“ Daß in dies idyllische Gefühl des Friedens und der schönen Stille und des nützlichen Reichtums der Natur auch das religiöse Empfinden hineinspielt, wird niemanden wunder nehmen. So rühmt Gleim „Gottes Güte“: „Für wen schuf deine Güte, Herr, Diese Welt so schön? Für wen ist Blum' und Blüte In Thälern und auf Höhn? . . Uns gabst du ein Vermögen, Die Schönheit einzusehn“ und vor allem der biedere Gellert, wenn er beginnt: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre . . Ihn rühmt der Erdkreis, ihn preisen die Meere“ oder „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!“ oder: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht, Die Weisheit deiner Wege . . Anbetend überlege . . Dich predigt Sonnenschein und Sturm, Dich preist der Sand am Meere“. Denselben Ton schlagen viele andere, pietistische Kirchenliedsänger an.

Wie Haller in der beschreibenden Dichtung über Brockes hinausführt, so Ewald von Kleist über jenen. Mit Recht sagt Julian Schmidt[1]: „Die deskriptive Poesie ist später ebenso in Verruf gekommen wie die didaktische; damals aber hat die Aufmerksamkeit auf das Kleinleben der Natur die Phantasie ungemein befruchtet. Kleist's Naturschilderungen sind ansprechend und sinnig.“ Merkt man auch in seinen größeren Gedichten den Fleiß, die Arbeit und Mühe — ohne die es bei der Beschreibung nicht abgeht, denn nur das echte Empfindungslied quillt frei und frisch, gleichsam unbewußt aus dem Busen wie der Quell aus dem Felsen —, so ist doch bei Kleist die gesamte Anschauungsweise kräftiger und tiefer, auch der Ausdruck flüssiger als bei vielen seiner Zeitgenossen, wenngleich wie in der gesamten Litteratur des 18. Jahrhunderts sich auch bei ihm des Getändels mit griechischen Nymphen, Götter-, Wind- und Mädchennamen ein sattsam Stück findet. Eine sensitive Natur,

[1] Litteraturgeschichte I, 1886, S. 226.

ward er durch sein verfehltes Offiziersleben immer schwermütiger und so für die Einsamkeit und die stillen Reize der Natur immer empfänglicher. Im Anschluß an Horaz schreibt er an Ramler in seinem Gedichte „Das Landleben“:

O Freund, wie selig ist der Mann zu preisen,
Dem kein Getümmel . . den Schlaf entführet . .
Sobald Aurora, wenn der Himmel grauet,
Dem Meer entsteigend, lieblich niederschauet,
Flieht er sein Lager, das nur Mayen schmücken
Mit heitern Blicken . .

Sinnig beginnt „An Doris“:

Jetzt wärmt der Lenz die flockenfreie Luft,
Der Himmel kann im Bach sich wieder spiegeln;
Den Schäfer labt bereits der Blumen Duft . .
Es drängt der Halm sein Kronenhaupt hervor,
Und Zephyr schwimmt auf Saaten als auf Wellen,
Die Wiese stickt ihr Kleid, das junge Rohr
Verbrämt den Rand der silberhellen Quellen;
Die Liebe sucht der Wälder grüne Nacht,
Und Luft und Meer und Erd' und Himmel lacht.

Von wirklich inniger Sympathie mit der Natur zeugen die Zeilen in „Irin“:

Die Sonne tauchte sich bereits Ins Meer, und Flut und Himmel schien
Im Feuer zu glühen. O wie schön Ist jetzt die Gegend! sagt entzückt
Der Knabe, den Irin gelehrt, Auf jede Schönheit der Natur zu merken.
Wie lieblich flüstert dort im Hain Der schlanken Espen furchtsam Laub
Am Ufer, O was für Anmut haucht anjetzt Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist alles, und wie froh Und glücklich macht uns die Natur!

Ja, der Alte erhebt es zu einem Grundsatz für das Leben, daß wer fromm und tugendhaft, nicht bloß glücklich sei, sondern daß für ihn auch „die Natur stets schön“ bleibe.

Die „Sehnsucht nach Ruhe“ verschmilzt mit Sehnsucht nach dem Frieden der Natur, nach dem stillen Thal:

O Silberbach, der vormals mich vergnügt,
Wann wirst du mir ein sanftes Schlaflied rauschen?
Glückselig, wer an deinen Ufern liegt,
Wo voller Reiz der Büsche Sänger lauschen . .
Und du, o Hain, o duftend Veilchenthal!

O holder Kranz von fernen blauen Hügeln!
O stiller See! in dem ich tausendmal
Auroren sah ihr Rosenantlitz spiegeln;
Betaute Flur, die mich so oft entzückt,
Wann wird von mir dein bunter Schmelz erblickt?

Aber die Wehmut wird immer düsterer, sie sucht ihr Spiegelbild in der Natur: „Der Fruchtbaum trau'rt, die Halme bücken sich, Der Weinstock stirbt von räuberischen Streichen“:

Ja, Welt! Du bist des wahren Lebens Grab.
Oft reizt mich auch ein heißer Trieb zur Tugend,
Vor Wehmut rollt ein Bach die Wangen ab;
Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein! —

Auch Kleist erhebt sich in hymnenartigem Aufschwung zur herzlichen Andacht und Lobpreisung des Schöpfers: „Groß ist der Herr! Die Himmel ohne Zahl Sind Säle seiner Burg; Sein Wagen Sturm und donnerndes Gewölk.“ Am berühmtesten und in seiner Zeit hoch bewundert ist sein „Frühling“, diese von Naturliebe getragene Beschreibung des Spazierganges eines Städters, der aus der dumpfen Stube flieht, den Atem des Frühlings in vollen Zügen schlürft und das Leben in Wald und Flur, auf See und Wiese beobachtet. Leidet das Gedicht auch an Monotonie der Malerei von Zuständen ohne Handlung, überwuchert die Ausführung des Einzelnen, so „senkt sich doch“, wie Hettner sagt, „ein zart erquickendes, frisch keimendes Frühlingsleben warm ins Herz“:

Empfangt mich, heilige Schatten! Ihr Wohnungen süßer Entzückung,
Ihr hohen Gewölbe voll Laub und dunkler schlafender Lüste . .
Empfangt mich, füllet die Seele Mit holder Sehnsucht und Ruh! . .
Und ihr, ihr lachenden Wiesen,
Ihr holden Thäler voll Rosen, ihr Labyrinthe der Bäche,
Ich will die Wollust in mich mit eurem Balsamhauch ziehen,
Gestreckt in Schatten will ich in goldene Saiten die Freude,
Die in euch wohnet, besingen! . .
Auf rosenfarbenem Gewölk, bekränzt mit Tulpen und Lilien,
Sank jüngst der Frühling vom Himmel . .
Die Luft ward sanfter; es deckt' ein bunter Teppich die Felder,
Die Schatten wurden belaubt, ein sanftes Tönen erwachte,

Und floh und wirbelt' umher im Hain voll grünlicher Dämm'rung.
Die Bäche färbten sich silbern, im Luftraum flossen Gerüche,
Und Echo höret' im Grunde die frühe Flöte des Hirten . . .

Doch auch in diese Frühlingswonne zittert das Weh seines Herzens hinein:

Ach, wär' auch mir es vergönnt, in euch, ihr holden Gefilde,
Gestreckt in wankende Schatten am Ufer geschwätziger Bäche
Hinfort mir selber zu leben . . Du Meer der Liebe, o Himmel,
Du ew'ger Brunnen des Heils! Soll nie dein Ausfluß mich tränken?
Soll meine Blume des Lebens, erstickt von Unkraut, verblühen? . .

Das immer lebendiger sich regende Interesse an der Natur — wenn auch nur in engen Grenzen — giebt sich in manchem Liedchen des wegen seines süßlichen Getändels sonst nicht recht geachteten Johann Peter Uz. Welche Rolle Natur und Schäferleben bei ihm spielen, zeigen allein schon folgende Überschriften[1]: Der Frühling, Der Morgen, Morgenlied der Schäfer, Die Muse bei den Hirten, Der Weise auf dem Lande, Weinlese, Der Abend, Der May, Die Sommerlaube, Die Rose, Der Sommer und der Wein, Der Winter, Die Nacht, Empfindungen an einem Frühlingsmorgen, Sehnsucht nach dem Frühling u. s. f. Gar Manches ist herzlich und frisch, besonders seine Frühlingslieder: „Seht den holden Frühling blühn! Soll er ungenossen fliehn? Fühlt ihr keine Frühlingstriebe? Freunde, weg mit Ernst und Leid! In der frohen Blumenzeit Herrsche Bacchus und die Liebe“ und: „O Wald! o Schatten grüner Gänge! Geliebte Flur voll Frühlingspracht! Mich hat vom städtischen Gedränge Mein günstig Glück zu euch gebracht!“ oder: „Der holde May hat endlich obgesiegt, Und Boreas muß lauem Weste weichen: Der laue West lockt Floren, wo er fliegt, Ihm brünstig lächelnd nachzuschleichen“ und: „O welche frische Luft Haucht vom bebuschten Hügel! Welch angenehmer West durchzieht Mit rauschendem, betautem Flügel Dies holde Thal, wo alles grünt und blüht!“ und mit mehr eindringender Beseelung:

[1] Sämtliche Poetische Werke von J. P. Uz, Bd. I, Leipzig 1768.

In seinem schimmernden Gewand Hast du den Frühling uns gesandt
Und Rosen um sein Haupt gewunden. Holdlächelnd kömmt er schon!
Es führen ihn die Stunden, O Gott, auf seinen Blumenthron.
Er geht in Büschen, und sie blühn; Den Fluren kömmt ihr frisches Grün,
Und Wäldern wächst ihr Schatten wieder; Der West, liebkosend, schwingt
Sein tauendes Gefieder, Und jeder frohe Vogel singt.
Du hast mit Schönheit, die entzückt, Das Antlitz der Natur geschmückt!
O aller Schönheit reiche Quelle . .
Die reinste Liebe schwelle mein ganzes Herz zu dir empor!

Man sieht, es liegt ein ehrliches, warmes Empfinden, das sich zur Andacht und herzinnigen Bewunderung der Naturschönheit steigert, in solchen Zeilen, mag auch alles nur eng und einförmig, manches gekünstelt und vieles durch Wiederholung monoton und langweilig sein, so daß Kleist an Gleim witzig schreiben konnte[1]: „Uzens Oden gefallen mir immer besser, je mehr ich sie lese. Sie haben, ein paar ausgenommen, weiter keine Fehler, als daß zu viel Lorbeerwälder darin grünen; hauen Sie sie doch ein wenig aus. Den Majoran rupfen Sie doch auch weg, er ist besser in eine schöne Wurst, als in ein schön Gedicht.“

Zu demselben Dichterkreise, der sich hauptsächlich um Gleim scharte, gehört auch Joh. Georg Jacobi, aber in vieler Hinsicht hebt er sich über diesen empor; er ahmt, wie er sich wohl bewußt ist[2], die Franzosen weit weniger nach als andere, z. B. Hagedorn; das anakreontische Element spielt eine große Rolle bei ihm, aber er überwindet es und nähert sich dem echten persönlichen Empfindungsliede; er bietet uns in seinem Leben, das einer seiner Freunde pietätvoll gezeichnet, ein Bild eines empfindsamen Menschen jener sentimentalen Epoche[3], aber es ist doch

---

[1] Sämtliche Werke, herausgegeben von Wilhelm Koerte, I, Berlin 1803, S. 65.

[2] J. G. Jacobi's sämtliche Werke, Achter Band, Zürich 1882.

[3] So erzählt derselbe S. 131 von seinem behaglichen Freiburger Heim: „In dem Garten, der in einem gedehnten Raume vom Hause gelegen war und der auf verschiedenen Terrassen wohl alles zusammenfaßte, was die Flora und Pomona darbieten konnte, waren eigene Lieblingsplätze für den Dichter zugerichtet. So fand sich auf einer Anhöhe unter einer Karolinischen Pappel ein durch Kunst zusammengesetzter Fels von Tuffstein, in welchem ein Sitz mit Moos bedeckt für ihn angebracht ward. In die Höhlungen des

auch viel Gesundes und Liebenswürdiges an ihm, und besonders frischen und echten Ausdruck gewinnt seine zärtliche Liebe zur Natur. Seinem Bruder ruft er die Heimat ins Gedächtnis und schildert zugleich das liebliche Thal der Saale bei Halle:

Auf jenes Moos, an jenen Bach, Wo unter brüderlichen Küssen
Mein Herz mit deinem Herzen sprach;
Dort lagre dich zum jungen Lenze . .
Willst du den kleinen Garten hier, Willst du die angenehmen Höhen
In ihrer stillen Einfalt sehen? O Freund, hier redet die Natur
Im fernen Wald, auf naher Flur, In ungekünstelten Alleen,
An meinem Hügel hier, im Klee . .
Hörst du das Rauschen, liebster Freund,
Womit ein Fluß die Wiese teilet? . .

Jocobi gehört zu denen, deren Herz, wie er von Gleim sagt (III, S. 10), an den Schicksalen alles dessen, was atmet, selbst eines Veilchens, einen warmen Anteil nimmt und in der ganzen Schöpfung sich Gespielen aufsucht, um sich zu ihnen zu gesellen, mit ihnen zu fühlen. Manches mahnt daran, daß er schon in die Goethe'sche Zeit hineinreicht. So hebt sein „Morgenlied" an:

Sieh, wie der Hain erwacht, Wie von umglänzten Höhen
Bei leisem Windes-Wehen
In frische Büsche die Morgen-Wonne lacht! . .
Hier, wo die Blume bebt, Wo sich die Bäche kräuseln,
Vernimm der Liebe Säuseln, Das milde durch die Gefilde
Wie Frühlings-Atem schwebt.

Im „Sommer-Tag" heißt es:

Wie Feld und Au So blinkend im Tau!
Wie Perlen-schwer Die Pflanzen umher!

Felsen wurden Lorbeerbäume und Myrtensträuche eingepflanzt, die ihre Äste von oben herab auf sein Haupt senkten. Auch verbreiteten der weiße und gelbe Jasmin ihre wohlriechenden Düfte . . Wenn J. einige Gänge durch den Garten in vollem Sonnenschein gemacht hatte, pflegte er auf diesem Felsensitze der Ruhe. Dort hatte er zur linken Hand eine bemooste Ara d. i. einen kleinen, von kunstlos aufeinandergelegten Felsenstücken gebildeten Altar . . Auf diese Ara legte der Dichter sein Buch, schaute über ein sichtbares Segment des fernen Rheines nach den Vogesischen Gebirgen, überließ sich seinen Gedanken ungestört . . Man nannte den Ort den Poetenwinkel." Ferner denke man an die Lorenzo-Dosen! Darüber a. a. O. S. 106 Anm.

Wie durch den Hain Die Lüfte so rein!
Wie laut im hellen Sonnenstrahl Die süßen Vögel allzumal! . .

Sympathie leiht er der Natur; als er Chloen küßt:

Da rauschten es die Haine, Die Bäche priesen mich
Und murmelten vertrauter, Die Lerchen sangen lauter
„Ich liebe dich", Selbst die Epheuranken regen sich,
Die Blumen küssen sich, und die Sterne lachend blinkten . . und winkten
„Ich liebe dich".

Er tändelt mit dem schon den Alten geläufigen Wunschmotiv:

Wär' ich auf der Frühlingsaue Nur das Lüftchen, das sie fühlt,
Nur ein Tröpfchen von dem Taue, Der um sie die Blumen kühlt,
Nur das Bäumchen an der Quelle, Das sie schützet und ergötzt,
Und die kleine Silberwelle, die den schönsten Fuß benetzt . .
Lispelt' ich an Rosenwänden Als ein Abendwind hinab
Oder wär' in ihren Händen Der beblümte Hirtenstab.

In Beziehung setzt er Natur und Seele „In der Mitternacht":

Todesstille deckt das Thal Bei des Mondes hellem Strahl;
Winde flüstern dumpf und bang In des Wächters Nachtgesang.
Leiser, dumpfer tönt es hier In der bangen Seele mir,
Nimmt den Strahl der Hoffnung fort, Wie den Mond die Wolke dort.

„Die Linde auf dem Kirchhofe" begrüßt er mit den schönen Zeilen:

Die du so bang den Abendgruß Auf mich herunter wehest,
Zur Wolke schwebst und mit dem Fuß Auf Totenhügeln stehest,
O Linde, manche Thräne hat Den Boden hier benetzet
Und Menschenjammer, blaß und matt, Auf ihn sein Kreuz gesetzet.

Wie die Natur auf alles antwortet, alles wiederspiegelt, was im Menschenherzen vor sich geht, spricht er selbst aus in dem Gedichte „An die Natur":

Blätter fallen, Nebel steigen, Und zum Winterschlafe neigen
Sich die Bäume schon auf welker Flur:
Ehe Flocken sie umhüllen, Rede du mit mir im Stillen
Einmal noch, befreundete Natur! . .
Du bist Widerschein und Widerklang
Der geheimsten unserer Triebe, Malst und tönest Hoffnung, Liebe,
Freud' und Schmerz und Klag- und Trostgesang . . —

Kennzeichnet somit die ganze Richtung des Naturgefühls jener Zeit — das Idyllische, Empfindsame und Sympathetische, das sich aber auf engen Rahmen der Anschauungen beschränkt, wandeln sämtliche Dichter auf den Pfaden griechischer und lateinischer Bukoliker und spielen mit Damon und Myrtil und Chloe und Daphnis, so erhob die elegische Hirtendichtung zu seiner Spezialität Salomon Gessner. Er war mehr Landschaftsmaler als Dichter; die Illustrationen, die sein Stift zu den Idyllen geschaffen, sind weit besser als diese selbst, vortrefflich ist das Stimmungsvolle z. B. des Waldes, des Baumschlages gelungen in den Radierungen, während die weichlich-süßliche Rococo-Poesie, welche mehr den Ton des Longos als des Theokritos trifft und den Franzosen nachgebildet ist, des individuellen Lebens entbehrt. Mag auch die Liebe zur Natur herzlich und warm sein, die elegisch-sentimentalen Ergüsse derselben sind für den heutigen Leser in ihrer Monotonie nicht recht genießbar. Charakteristisch ist die Einführung „An den Leser“[1]: „Diese Idyllen sind die Früchte einiger meiner vergnügtesten Stunden; denn es ist eine der angenehmsten Verfassungen, in die uns die Einbildungskraft und ein stilles Gemüt setzen können, wenn wir uns mittelst derselben aus unsern Sitten weg in ein goldenes Welt-Alter setzen. Alle Gemälde von stiller Ruhe und sanftem, ungestörtem Glück müssen Leuten von edler Denkart gefallen; und um so viel mehr gefallen uns Scenen, die der Dichter aus der unverdorbenen Natur herholt, weil sie oft mit unsern seligsten Stunden, die wir gelebt, Ähnlichkeit zu haben scheinen. Oft reiß' ich mich aus der Stadt los und fliehe in einsame Gegenden; dann entreißt die Schönheit der Natur mein Gemüt allem dem Ekel und den widrigen Eindrücken, die mich aus der Stadt verfolgt haben; ganz entzückt, ganz Empfindung über ihre Schönheit, bin ich dann „glücklich wie ein Hirt im goldnen Weltalter und reicher als ein König.“ — Wahrlich ein Zeitstimmungsbild! Die Menschheit

[1] Gessner's Schriften III. Teil, Zürich 1770.

fühlte sich krank, man floh die Nähe anderer Menschen und die Mauern der Stadt, flüchtete sich in die Einsamkeit der Natur, träumte an ihrem Busen sich zurück in eine selige Vergangenheit und schwelgte in der Unschuld und Reinheit, welche aus Wald und Feld wie ein Hauch der Genesung den Kranken entgegenwehte.

Der bleiche Mond mit seinem magischen Licht beginnt seinen Zauber zu üben. So findet Mirtil seinen Vater „sanftschlummernd am Mondschein"; „lang stand er da, seine Blicke ruhten unverwandt auf dem Greise, nur blickte er zuweilen auf, durch das glänzende Reb-Laub zum Himmel, und Freuden-Thränen flossen dem Sohn vom Auge: O du! du! Vater!" u. s. w. — In glühendsten Ausrufen giebt sich das Entzücken an der Natur kund. So jubelt Daphne: „Wie herrlich glänzet die Gegend! Wie hell schimmert das Blau des Himmels durch das zerrissene Gewölk — sie fliehen, die Wolken — sieh, wie der Schatten durchs Thal hin über die blumichten Wiesen läuft!" Und Damon: „Welche unerschöpfliche Quelle von Entzücken! Von der belebenden Sonne bis zur kleinsten Pflanze ist alles Wunder! O wie reißt das Entzücken mich hin, wenn ich vom hohen Hügel die weit ausgebreitete Gegend übersehe oder wenn ich ins Gras hingestreckt die mannigfaltigen Blumen und Kräuter betrachte und ihre kleinen Bewohner oder wenn ich in nächtlichen Stunden den gestirnten Himmel betrachte!" . . Daphne: „O laß uns in zärtlicher Umarmung den kommenden Morgen, den Glanz des Abendrots und den sanften Schimmer des Mondes, laß uns die Wunder betrachten und an die bebende Brust uns drücken und unser Erstaunen stammeln! O welch unaussprechliche Freude, wenn dies Entzücken zu dem Entzücken der zärtlichsten Liebe sich mischet!" —

Wie allgemein aber um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Empfindungen der gefühlsseligen Zeit sich der Natur zuwandten, das zeigen uns auch manche prosaische Schriften ganz anderer Richtung; „Über die Schönheit der Natur" schrieb der Ästhetiker Sulzer 1750; daß mystische oder pietistische Geistliche Gott in

allem und jedem in der Natur aufzeigten, dafür mag hier nur Crugot's vielverbreitetes Erbauungsbuch „Der Christ in der Einsamkeit“ (1761) genannt werden, während auch für die Naturliebe des Rationalismus der Hauptvertreter desselben, Spalding, mit einer nahe an Gessner heranstreifenden Ergießung in seiner „Bestimmung des Menschen“[1] zeugen dürfte. Hier lesen wir: „Die Natur enthält unzähliges Vergnügen, welches vermittelst einer feineren Empfindlichkeit meinem Geiste Nahrung giebt . . Indem ich mein Auge und Ohr mit Gedanken öffne, so strömen durch diese Eingänge die Vergnügungen von tausend Seiten meiner betrachtenden Seele zu. Die Blumen von der Hand der Natur gemalet, der melodiereiche Wald, das heitere Licht des Tages — das allenthalben Leben und Licht um mich her gießt“,[2] und: „Wie gleichgültig, wie geschmacklos und tot sind mir jene gekünstelten phantastischen Schimmer der Üppigkeit und der Pracht gegen den lebendigen Glanz der wahrhaft schönen Welt, gegen die Eindrücke der Fröhlichkeit, der Ruhe und der Bewunderung von einem blühenden Gefilde, von einem rauschenden Bache, von dem angenehmen Schrecken der Nacht oder von dem majestätischen Auftritte unzähliger Welten! Selbst die nächsten und gemeinsten Gestaltungen der Natur rühren mich mit einem tausendfachen Ergötzen, wenn ich sie mit einer Seele empfinde, die zur Freude und zum Bewundern aufgelegt ist . . Ich verliere mich mit der innigsten Lust in die Erwägung dieser allgemeinen Schönheit, deren ich selbst ein nicht verunstaltender Teil zu sein trachte.“[3] —

Das religiöse Empfinden ist es nicht am wenigsten gewesen, das eben jenem Geiste die Schwungkraft gab, welcher berufen war, als der Daduchos voranzuleuchten den größten Dichtern, die Deutschland bisher besessen. Wie die Morgenröte den Tag ankündigt, so beginnt mit Klopstock eine neue Epoche in der vaterländischen Litteratur, deren Höhepunkt in Goethe gipfelte.

---

[1] Spalding, Die Bestimmung des Menschen, neue verbesserte Auflage, Leipzig 1768. [2] Ebenda S. 14. [3] S. 39.

Wie so oft in der Entwickelung des menschlichen Geistes führten auch in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Reaktion gegen das bisher Geltende und — der Aufschwung zu Höherem zunächst wieder zu dem anderen Extrem; erst allmählich wird das harmonische Gleichmaß gewinnen. Was Klopstock zu einem Reformator der Litteratur machte, war in erster Linie die glühende Begeisterung, der hohe Flug der Phantasie, welcher zugleich die spröde Form der noch ungelenken dichterischen Sprache zu rhythmischer Bewegung, zu melodischem Tonfall zwang, der ihr bis dahin gefehlt hatte. Konnte er auch diese jugendliche Feurigkeit, mit welcher er den Pegasus über die Wolken zu den Sternen lenkte, nur künstlich sich erhalten — sodaß sie allgemach im Messias zur Manier verknöcherte —, so blieb seine Anregung doch von unschätzbarer Bedeutung. Klopstock ist einer der interessantesten Repräsentanten seiner Zeit; ja, er ist in mancher Hinsicht typisch für diese empfindsamste, rührseligste und kußfröhlichste Epoche aller Jahrhunderte; überschwenglich in seinen Gefühlen und in seinen Idealen, ist er trotz der Erhabenheit seiner Gedanken und seiner Sprache, trotz des seraphischen Taumels — durchaus menschlich-empfänglich auch für das Sinnlich-Greifbare und zwar nicht zum wenigsten für die Augen lieblicher Frauen und für schöne Mädchenlippen, welche ihn sogar ablenkten von der großartigsten Landschaft, die sich zum ersten Mal seinen Blicken aufthat.

Daß seine Naturbegeisterung eine hohe gewesen, liegt schon in seiner ganzen Denkweise begründet, die auf alles Große und Hohe und Schöne gerichtet ist; seine Individualität tritt auch nach dieser Richtung hin am besten in Briefen über ihn und von ihm hervor, welche signifikante Schlaglichter auf die ganze Zeit fallen lassen.

Nur schwer können wir uns in jene Stimmung heute noch zurückversetzen, welche von der Messiade auf die Zeitgenossen ausging; selbst Freidenkende wurden zu andächtigen Thränen gerührt und genossen selige Stunden beim Lesen des Werkes.

Darin stimmen Alt nnd Jung überein. Ein besonders hübsches Zeugnis solcher Klopstock-Schwärmerei ist ein Briefchen[1] von Gustchen Stolberg an Klopstock, Uetersen 25. April 1776: „Im Garten. Ja, im Garten, liebster Klopstock! Ich ging eben herum, es war so schön, die Vögelchen sangen, die Veilchen und Blumen dufteten mir entgegen, und da dachte ich denn mit Rührung an alles, was ich liebe, sehr liebe, und da kam ich denn sehr bald zu meinem guten, lieben Klopstock, der gewiß keine Freundin hat, die es mehr ist, als ich es bin, obgleich es Ihm vielleicht viele mehr sagen . . Dank, Dank für Ihren lieben allerliebsten kleinen Brief, wie er mir lieb war, sag ich Ihnen nicht — kann's nicht" . . Sein begeistertster Lobredner ist C. Friedrich Cramer.[2] In seinem Buche ist nicht nur bemerkenswert, was er von dem Privatleben und den besonderen Neigungen seines fast angebeteten Freundes berichtet, sondern auch die Art, wie er es thut, die Stimmung, mit welcher ein hochgebildeter Mann jener Tage den Dichter beurteilte. Da heißt es[3]: „Sein Buch sind nicht menschliche Bücher, sondern die Natur und Gesellschaft. Er soll malen, und die Natur. So muß er sie denn kennen. Darum liebt er sie so. Darum wandelt er am Bache und weint. Darum geht er aus im Lenze auf den Blütengefilden, und sein Auge fließt von Thränen über. Ihn erfüllt die ganze Schöpfung mit Wehmut und Wonne. Er irrt umher wie ein Träumender vom Gebirge ins Thal. Wo er einen Bach sieht, verfolgt er seinen Lauf, wo ein umkränzter Hügel sich erhebt, muß er ihn erklimmen. Ein Fluß . . ach könnte er mit ihm in den Ozean stürmen! Ein Felsen . . o säh er von seinen zackichten Spitzen in die umliegenden Fluren hinab! Ein Falke schwebt über ihm . . ach hätte er seine Flügel und schwebte so viel näher an den Sternen! Stundenlang steht er bei einem Blümchen

[1] Klopstock's Briefe, herausgegeben von Lappenberg, Braunschweig 1867, S. 270.

[2] Sein größeres Werk liegt mir nicht vor, sondern nur: Klopstock. In Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa. Hamburg 1777.

[3] S. 43.

still, betrachtet ein Moos, wirft sich ins Gras nieder, umkränzt seinen Hut mit Kornblumen und Eichenlaub. Er geht aus in Mondenschein und besucht die Gräber. Da denkt er sich Tod und Unsterblichkeit und ewiges Leben. Nichts hält ihn auf in seiner Betrachtung. Es ist nichts bei ihm ohne Beziehung. Alles Bild, jedes sichtbare Ding wird von einem unsichtbaren Gefährten begleitet, er fühlt alles um sich, so warm, so ganz, so nahe!"

Dieser Bericht, dem Leben selbst abgelauscht, verrät uns mehr als ein Band Oden; in ihm ist alles Wesentliche des damaligen Naturgefühls enthalten — empfindsam, träumerisch, elegisch. Sein Getreuer erzählt ferner[1]: „Er geht gern und viel spazieren, sucht aber gemeiniglich sonnigte Örter aus; er geht sehr langsam, wenn er spaziert, das ist mir nun ganz fatal, denn ich gehe nicht, ich laufe spazieren; . . oft steht er still, schweigt, als könne er den Knoten (seiner Betrachtung) nicht aufknüpfen. Und gewiß, es giebt Abgründe in der Empfindung, sowie in dem Denken"[2] . . An anderer Stelle: „Er ging hinaus und weidete sich an der großen Scene der unermeßlichen Natur. Da wandelten die Orionen und Plejaden über seinem Haupte herauf, und der liebe Mond stand gegen ihm über. Wie er ihm doch so innig in sein himmlisches freundliches Gesicht sah, Gruß auf Gruß ihm zuwarf. Mond! Mond! Gedankenfreundin! Eile nicht! Bleib! Lieber Mond! Wie heißest du? Laura? Cynthia? Cyllene? — Oder soll ich dich die schöne Betty des Himmels nennen?"[3] „Gern zieht er aufs Land . . Wir suchten dann einsame Örter, finstere, schauervolle Gebüsche, einsame, unbewanderte Pfade, kletterten jeden Hügel hinauf, späheten jedes Naturgesicht aus, lagerten uns endlich unter einer schattigen Eiche[4] . . Klopstock's Leben ist ein beständiger Genuß. Er überläßt sich allen Gefühlen und schwelgt beim Mahle der Natur . . Die freudigste Zeit des Jahres für Klopstock war, wenn der Nachthauch glänzt auf dem stehenden Strom. Gleich nach der Erfindung der Schiff-

[1] S. 88. [2] S. 127. [3] S. 149. [4] a. a. O. S. 305.

fahrt verdient ihm die Kunst Tialfs ihre Stelle.[1] Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers, und nicht ohne Wunder zu wirken . . eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Festnacht der Götter! „Nur ein Gesetz, wir verlassen nicht eh den Strom, bis der Mond am Himmel sinkt.“

Und so hat Klopstock selbst diesen hohen Genuß im „Eislauf“ geschildert:

O Jüngling, der den Wasserkothurn
Zu beseelen weiß, laß der Stadt ihren Kamin!
Komm mit mir,
Wo des Krystalls Ebne dir winkt! . .
Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See!
Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streut die Nacht über ihn aus!
Wie schweigt um uns das weiße Gefild!
Wie ertönt von jungem Froste die Bahn! . .
Also nun fleug schnell mir vorbei! . . —

Cramer berichtet, wie der Dichter sehr schöne, in der Erinnerung ihm vielfach wiederkehrende Tage beim Grafen Bernstorff auf Schloß Stintenburg verlebte, „das eine der herrlichsten romantischen Lagen in einer bezaubernden mecklenburgischen Gegend haben soll; es ist rund um mit Wald voll heiligem Schauer umgeben, an einem großen Landsee, in dessen Mitte eine kleine Insel das Auge entzückt und, wenn man ruft, Echos erschallen läßt; Klopstock liebt die Echos sehr, und wenn er auf den Fluren wandelt, sucht er stets welche zu entdecken.“[2] Dieser Bericht giebt eine Illustration zu der Ode „Stintenburg“: „Insel der froheren Einsamkeit, Geliebte Gespielin des Widerhalls Und des Sees, welcher itzt breit, dann versteckt Wie ein Strom, rauscht an des Waldes Hügeln umher,“ doch auch hier, wie in so vielen andern Oden, wird die einfache persönliche Empfindung abgelenkt durch die gespreizte „Bardenpoesie“ von der sanften Illyn, Braga und Hertha. — Auch Soroe auf Seeland, das in der

[1] Vergl. die gleichnamige Ode „Die Kunst Tialfs“ und „Winterfreuden“.
[2] S. 33.

That zu den schönsten Punkten der herrlichen Insel gehört, findet der Dichter[1] „einen ungemein angenehmen Ort", und „bei einem heiligen Baum an einem runden erhöhten Rasenplatze, 200 Schritt von der großen Allee und von einer Aussicht über die Friedensburger Landsee und besonders gegen eine kleine dichtbewaldete Insel der See" erscheint ihm „Fanny über den Wipfeln der Bäume in silbernen Abendwolken." — Doch „einer der angenehmsten Tage in seinem ganzen Leben" war jener, an welchem er die Ode „Der Züricher See" dichtete; „er hat mir oft — sagt Cramer[2] — noch jetzt, mit der lebhaftesten Wärme des Jünglings, von den seligen Tagen jenes Alters erzählt und auch die Geschichte dieser Fahrt mit glänzenden Farben. Ein Boot voll fröhlicher Gesellschaft — meist junge Leute — liebe Mädchen — Hirzel, seine Frau — ein sehr schöner Maimorgen — Seefahrt." Wenn aber Cramer an St. Preux erinnert und meint, Klopstock's Seele habe dort genau wie jener empfunden, so läuft doch etwas Übertreibung mit unter. Hirzel erzählt[3]: „Klopstock schien von der Schönheit unserer Gegend weniger gerührt als von der Schönheit unserer Mädchen." Ein junges Mädchen besonders zog ihn mehr an als die Alpenwelt. Er schreibt selbst[4]: „Sobald ich sie auf 20 Schritte sah, schlug mir das Herz, und da sie so unvermutet neue Sachen hörte, vor denen sie ihr schönes, schwarzes Auge mit liebenswürdiger Ehrerbietung niederschlug, sagte sie einmal in einer entzückenden Stellung, wie hoch sie mich schätze — ich muß noch die Anmerkung machen, daß ich dem guten Kind auch sehr viele Küsse gegeben habe."

Immerhin aber ranken in jener Ode Bewunderung der lieblichen Natur, Jugendlust und Liebe anmutig zusammen, oder wie Cramer sich ausdrückt: „Aus allem strahlt doch Klopstock's

---

[1] Briefe S. 94. [2] S. 461.
[3] Julian Schmidt a. a. O. I, 244.
[4] Man vergleiche auch sonst seine Briefe aus der Schweiz, S. 49 ff., es findet sich nichts auf die Landschaft Bezügliche, trotzdem er über den Zürchersee und „über einen bösen Berg" nach dem Zugersee und Luzern fährt.

erhöhte, moralische Seele hervor! Jeder Gegenstand, Natur, Liebe, Wein, Ruhm, in solchem Gesichtspunkte betrachtet, in welchem sie bessern, veredeln, weiser und glücklicher machen." Stolz ist der die landschaftliche Schönheit und den Schöpfer und den nachempfindenden Menschen zugleich preisende Eingang:

Schön ist, Mutter Natur, deiner Empfindung Pracht,
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Freude fühlt er wehen — „Von des schimmernden Sees Traubengestaden her, Oder flohest du schon wieder zum Himmel auf, Komm in rötendem Strahle Auf dem Flügel der Abendluft." Dahin gleiten sie an Rebenbergen; „Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh', Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender!" Doch das Menschliche überwiegt das Landschaftliche in seinem Empfinden, die Göttin Freude ist ihm wichtiger als der Alpen Höh. „Wir empfanden wie Hagedorn . . Göttin Freude, du selbst! dich, wir empfanden dich!" Der Lenz aber wirkt fröhlich begeisternd, zur Liebe lockend, „es steigt durch dich jede blühende Brust schöner" — „Lieblich winket der Wein — Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton . . und die Unsterblichkeit Ist ein großer Gedanke" . . „Aber süßer ist noch, schöner und reizender, In dem Arme des Freunds Wissen ein Freund zu sein!" . . Seine Gedanken eilen in die Heimat; „In den Lüften des Walds und mit gesenktem Blick auf die silberne Welle" denkt er der fernen Lieben, deren Anwesenheit „den Schattenwald in Tempe wandeln würde." — Das Gedicht ist sehr charakteristisch; Klopstock steht auf der Höhe; höchste Ideale schwellen seine Brust; er weiß sich geliebt, ja bewundert — und wer möchte verkennen, daß auch die reizvolle landschaftliche Umgebung ihren Abglanz in sein Herz wirft und seiner Stimmung das passende Relief giebt? —

Und fürwahr nicht bloß sein Lobredner kündet uns seine innige Liebe zur Natur, sondern auch manche andere seiner Oden. Wer in den herrlichen Buchenwäldern Seelands gewandelt, wer den landschaftlichen Zauber von Fredensborg an einem

schönen Augusttage genossen, der wird nachempfinden, was Klopstock singt:

Auch hier stand die Natur, da sie aus reicher Hand
Über Hügel und Thal lebende Schönheit goß,
Mit verweilendem Tritte, diese Thäler zu schmücken, still.
Sieh den ruhenden See, wie sein Gestade sich,
Dicht vom Walde bedeckt, sanfter erhoben hat
Und den schimmernden Abend In der grünlichen Dämmerung birgt . .

Am stimmungsvollsten klingen Naturempfindung und Seelenstimmung zusammen in der Mondscheinode „Die frühen Gräber“:

Willkommen, o silberner Mond, Schöner stiller Gefährt der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib', Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.
Des Maies Erwachen ist nur Schöner noch wie die Sommernacht,
Wenn ihm Tau, hell wie Licht, aus der Locke träuft
Und zu den Hügeln herauf rötlich er kömmt.
Ihr Edleren, ach es bewächst Eure Male schon ernstes Moos!
O wie war glücklich ich! als ich noch mit euch
Sahe sich röten den Tag, schimmern die Nacht.

Das ist echte Gefühlslyrik, ohne den Kothurn erzwungener Begeisterung. Wie im Messias Stellen hie und da, so sind auch manche seiner Oden durchdrängt von erhabenstem religiösem Naturgefühl. Welcher Schwung der Phantasie liegt in der „Frühlingsfeier“: „Nicht in den Ozean der Welten alle Will ich euch stürzen!“ . . Welche großartige Anschauung, die an die Psalmen und an Jesaias erinnert, der auch die Erde einen Tropfen am Eimer nennt! Von der Höhe der Betrachtung des rauschenden Lichtstroms, der jauchzenden Jubelchöre lenkt dann die Phantasie zurück zu dem Kleinsten: „Aber das Frühlingswürmchen, das grünlich golden neben mir spielt, Du lebst und bist vielleicht Ach! nicht unsterblich!“ . . Alles, Wetter und Wind, Donner und Blitz, rauschende Wälder, langsam wandelnde Wolken werden auf den im Gewitter mächtigen Gott bezogen. „Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter, In stillem, sanftem Säuseln Kommt Jehova, Und über ihm neigt sich der Bogen des Friedens!“ — In einer anderen Ode „Die Welten“ nennt er die

Sterne „Tropfen des Ozeans“ und findet kaum Worte vor dem überwältigenden Ahnen von Gottes Nähe. — „Der Seraph stammelt, und die Unendlichkeit Bebt durch den Umkreis ihrer Gefilde nach Dein hohes Lob, o Sohn!“ jauchzt er „dem Erlöser“ zu. Alles preist Gott: „Es tönt sein Lob Feld und Wald, Thal und Gebirg, das Gestad' hallet, es donnert das Meer dumpfbrausend des Unendlichen Lob“ („Die Gestirne“). In die staunende Andacht vor Gottes Größe mischt sich, wie bei den hebräischen Sängern, das Gefühl der eigenen Nichtigkeit:

O Anblick der Glanznacht, Sternenheere!
Wie erhebt ihr! Wie entzückest du, Anschauung der herrlichen Welt!
Gott Schöpfer! Wie erhaben bist du, Gott Schöpfer!
Wie erfreut sich des Emporschauns zum Sternheer, wer empfindet,
Wie gering er, und wo Gott, und welch ein Staub er, und wo Gott
Sein Gott ist! O sei denn, Gefühl
Der Entzückung, wenn auch ich sterbe, mit mir! (Der Tod.) —

Unleugbar hat Klopstock in der Geschichte des Naturgefühls das Verdienst, die Saiten höher gespannt d. h. nicht bloß in gewaltig schwungreicher Sprache, sondern auch mit erhabenen Gedanken Liebe und Bewunderung der Natur ausgedrückt zu haben. Mochten die Alpen ihn auch weniger anziehen als die holden Jungfrauen: sein Naturgefühl ist kräftiger, ernster, weihevoller als das der Anakreontiker und der elegisch-idyllischen Genossen; es ist von edler Subjektivität und tiefer Innerlichkeit, — geht aber wie sein ganzes Dichten ins Überschwengliche. —

Das idyllische Moment wird mit gesteigerter Innigkeit und Herzlichkeit besonders von dem Göttinger Dichterbund gepflegt. Das Gemachte, Künstliche, Konventionelle beginnt zu weichen, und an seine Stelle nach und nach der reine Naturlaut der Seele zu treten. Wie ein Trunk aus frischem Quell muten uns die Lieder des wackern Claudius an.[1]

[1] Mit Recht sagt Storm in seiner vortrefflichen Vorrede zu seinem nicht minder vortrefflichen Hausbuch: „Die Sammlung beginnt mit Claudius, der in einer Zeit, wo sowohl die poetische als die musikalische Lyrik in

Wie schlicht und echt volkstümlich sind seine Bauernlieder, wie „Das Morgenlied“:

Da kömmt die liebe Sonne wieder,
Da kömmt sie wieder her!
Sie schlummert nicht und wird nicht müder
Und läuft doch immer sehr . .

und „Das Abendlied“:

Das schöne große Tag-Gestirne Vollendet seinen Lauf . .
Komm, wisch den Schweiß mir von der Stirne,
Lieb Weib, und dann tisch auf . .
Es präsidiert bei unserm Mahle Der Mond, so silberrein,
Und guckt von oben in die Schale Und den Segen h'nein.

Bei Claudius begegnet uns eben jene herzlich-kindliche Naturanschauung, welche mit allem auf du und du steht, mit der lieben Sonne und dem lieben Mond — wie bei Neueren nur noch bei Hebel. Alles Reflektierte und Gekünstelte ist ihm zuwider:

Einfältiger Naturgenuß Ohn Alfanz drum und dran,
Ist lieblich wie ein Liebeskuß Von einem frommen Mann.

Der Mond ist sein ganz besonderer Liebling; wie anheimelnd durch den naiven Humor ist sein keusches „Wiegenlied, bei Mondsein zu singen“:

So schlafe nun ein, du Kleine! Was weinest du?
Sanft ists im Mondenscheine Und süß die Ruh.
Auch kömmt der Schlaf geschwinder Und sonder Müh;
Der Mond freut sich der Kinder Und liebet sie.
Er liebt zwar auch die Knaben, Doch Mädchen mehr!
Giebt freundlich schöne Gaben Von oben her . .
Alt ist er wie ein Rabe, Sieht manches Land.
Mein Vater hat als Knabe ihn schon gekannt . .

Doch die Perle seiner Dichtungen ist jenes „Abendlied“, das, so unvergleichlich einfach, doch durch den traulichen Klang der Verse und durch die innige Verschmelzung des Natürlichen und Menschlichen so rührend wirkungsvoll ist:

Deutschland sich in konventionelle Thee- und Kaffeeliedchen verloren hatte, zuerst den unmittelbaren Ausdruck der Empfindung, namentlich der Natur-Empfindung wieder fand.“

Der Mond ist aufgegangen, Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar; Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget Der weiße Nebel wunderbar.
Wie ist die Welt so stille Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold! Als eine stille Kammer, Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Einen ähnlichen Ton schlägt das auch von Naturgefühl belebte „Abendlied“ Boie's an:

Wie still wird itzt die Luft! — die Winde,
Wie lieblich sind sie und wie schwach!
Sanft lispelnd spielt das Laub der Linde, Und sanfter lispelt Echo nach.
Durch Blumen rinnt die Silberquelle; Es wäscht, dem Ohr vernehmlich kaum,
Mit klagendem Geräusch die Welle Der schauervollen Grotte Saum;
Und immer dunkler wird die Hülle, Die deine Hand der Erde webt,
Und immer festlicher die Stille, Die alles nach und nach begräbt . .
Sie kommt, die Nacht! und alles lauschet; Kein Stern erhellet ihr Gewand,
Ihr langsam schwerer Fittig rauschet,
Erquickt und schreckt das bange Land.

Die leisen Stimmen der Nacht, das allmähliche Schwinden des Lichts — als ob die Göttin der Nacht ihren Schleier über die Erde breite, mit dunklen Schwingen sie beschattend halb friedreich, halb schreckenvoll — ist hier kerniger und sinniger zum Ausdruck gebracht als sonst in der Mondscheinpoesie der Zeit. — Von idyllischem Behagen zeugt „Das Dörfchen“ von Bürger: „Ich rühme mir mein Dörfchen hier“ mit den Wäldern in der blauen Ferne, mit den Ährenfeldern, den braunen Schlehen, den hohen Pappeln, mit dem hellen Bach, der „mit sanftem Rieseln Schleicht hier gemach Auf Silberkieseln . . Fließt unter Zweigen, Die über ihn Sich wölbend neigen, Bald schüchtern hin . . Schön ist die Flur, Allein Elise Macht sie mir nur Zum Paradiese.“ Auch des weichen, schwärmerischen Hoelty Neigung ist eine ähnliche, wenn auch mit einem Stich ins Elegisch-Schwermütige, wie er selbst bekennt: „Den größten Hang habe ich zur ländlichen Poesie und zu süßen, melancholischen Schwärmereien: eine Hütte, ein Wald, daran eine Wiese mit einer Silberquelle und ein Weib in meiner Hütte, das ist alles, was ich auf diesem Erdboden

wünsche.“ Er rühmt das Landleben: „Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh! Jedes Säuseln des Baums, Jedes Geräusch des Bachs, Jeder blinkende Kiesel Predigt Tugend und Weisheit ihm.“ Wir sehen, auch das Moralisieren liegt immer noch in der Luft. — Er versenkt sich gern in den Anblick der Natur; er feiert sie im „Mailied“ und in seinen „Frühlingsliedern“: „Die Luft ist blau, das Thal ist grün, Die kleinen Maienglocken blühn Und Schlüsselblumen drunter . . Drum komme, wem der Mai gefällt, Und freue sich der schönen Welt Und Gottes Vatergüte.“ Wie hier das Religiöse hineinspielt, so weiß er auch Liebe und Natur zu verschmelzen, wie in der wehmütigen Aufforderung an das Veilchen: „Birg, o Veilchen, in deinem blauen Kelche, birg die Thränen der Wehmut, bis Rosaura diese Quelle besucht! Entpflückt das Mädchen dich dem Rasen, die Brust mit dir zu schmücken, o dann schmiege dich an ihr Herz und sag ihr, daß die Tropfen in deinem blauen Kelche aus der Seele des treusten Jünglings flossen, der sein Leben verweinet und den Tod wünscht.“

Hoelty ist der sentimentalste dieser Gruppe; von heiterer und festerer Gemütsart ist der biedere Joh. Heinrich Voss. Seine Stärke liegt nicht in den lyrischen Gedichten, die viel Getändel enthalten, sondern in seinen größeren Dichtungen. Wie er in seinem „70. Geburtstag“ mit gemütvollster Detailschilderung einen Tag aus dem friedlichen norddeutschen Pfarrleben gezeichnet hat, so enthüllt er uns letzteres breiter und ausführlich in seiner trefflichen „Luise“; und da die guten Menschen, die in derselben uns vorgeführt werden, für alles Schöne und Edle empfänglichen, frommdankbaren Sinn haben, so empfinden sie natürlich auch den stillen Reiz der Dorf- und Waldlandschaft. Als sie „das Linsenfeld und die bärtige Gerste durchwandelnd Jetzo dem Hügel am See sich näherten, welcher mit dunkeln Tannen und hangendem Grün weißstämmiger Birken gekränzt war, Blickt zum buschigen Ufer Luis'“ . . und dann lagern sie sich im Schatten der alten Familienbuche: „Hier ist polsterndes Moos, hier sanft anatmende Kühlung, Hier im Geräusche der Well' und des Schilfrohrs labt uns

die Aussicht Über den See nach dem Dorf und den Krümmungen fruchtbarer Ufer" . .

Auch bei den Brüdern Stolberg finden sich diese idyllischen Motive, dieser Zug zur friedlichen Stille, mit oft recht individuellem Ausdruck; so in der „Elegie an Haugwitz" von Christian: „Süßer duftet die Flur, und kühler hauchet der Abend; Nur ein welkendes Rot weilt am azurnen West. Stille tauet herab"; er wünscht die Zeit zurück, da sie beide wanderten, „mit Frühlingsruhe gesegnet, Arm geschlungen in Arm, blühende Thäler hinab; Lagerten jetzo uns hin am moosigen Ufer des Baches, Und dem süßen Geschwätz horchte vertraulich der Mond. O wie schmolz uns dann das Herz in sanfter Empfindung!" Friedrich ist der begeistertste Naturprophet, so in der Ode „Die Natur":

Er sei mein Freund nicht, welcher die göttliche Natur nicht liebet!
Engelgefühle sind ihm nicht bekannt . .
Nur reinen Herzen duftet der Abendtau Der bunten Lenzflur:
Heilig nur ihnen sind Der Eiche Schatten!
Deine Segen, Einsamkeit, können nur sie ertragen!

Als Motto der Zeit könnte sein Gebet dienen:

Süße, heilige Natur, Laß mich gehn auf deiner Spur!
Leite mich an deiner Hand Wie ein Kind am Gängelband!
Wenn ich dann ermüdet bin, Sink' ich dir am Busen hin,
Atme süße Himmelslust, Hangend an der Mutterbrust!
Ach wie wohl ist mir bei dir! Will dich lieben für und für!
Laß mich gehn auf deiner Spur, Süße heilige Natur!

Auch er besingt den Mond, besingt die idyllische „Weende bei Göttingen": „Deinem leisen Lispeln entschlüpfen süße Freuden der Seele" — doch es ist, als ob der begeisternde Schwung Klopstock'scher Odendichtung ihn weiter getragen und auch seiner Naturanschauung höheren und energischeren Flug gegeben habe, als bei den meisten seiner Zeitgenossen der Fall ist. Er zieht auch das Wilde und Großartige der Natur in den Bereich seiner Betrachtung und Dichtung, und zwar mit kräftigen begeisterten Worten, während Meer und Gebirge bis dahin kaum eine Rolle in der deutschen Poesie gespielt hatten. Er wendet sich „an das Meer":

Du heiliges und weites Meer, Wie ist dein Anblick mir so hehr!
Sei mir im frühen Strahl gegrüßt, Der zitternd deine Lippen küßt.
Wohl mir, daß ich, mit dir vertraut, Viel tausendmal dich angeschaut!
Es kehrte jedesmal mein Blick Mit innigem Gefühl zurück.

Der „Felsenstrom" wird in seiner Erhabenheit prächtig geschildert und zum Sinnbild des Menschlichen, des unwiderstehlichen Freiheitsdranges:

Unsterblicher Jüngling! Du strömest hervor Aus der Felsenkluft.
Kein Sterblicher sah die Wiege des Starken . .
Wie bist du so schön In silbernen Locken!
Wie bist du so furchtbar Im Donner der hallenden Felsen umher!
Dir zittert die Tanne, Du stürzest die Tanne
Mit Wurzel und Haupt! Dich fliehen die Felsen!
Du hassest die Felsen Und wälzest sie spottend wie Kiesel dahin!
Dich kleidet die Sonne In Strahlen des Ruhms! . .
Jüngling, du bist noch stark wie ein Gott! Frei wie ein Gott!

Er preist sein Harzgebirge:

Herzlich sei mir gegrüßt, wertes Cheruskerland! . .
Dir gab Mutter Natur aus der vergeudenden Urne männlichen Schmuck,
Einfalt und Würde dir!
Wolkenhöhnende Gipfel, Donnerhallende Ströme dir! . .
Wie der schirmende Forst deinem erhabnen Nacken schattet . .
Heil Cheruskia dir! Furchtbar und ewig steht
Gleich dem Brocken, dein Ruhm!

Hier klingen schon Töne an, die an Goethe erinnern; er fügt zu dem Pathos Klopstock'scher Sprache auch den Sinn für das Erhabene und Großartige in der Natur, wie es in dieser idyllisch-sentimentalen Epoche des deutschen Naturgefühls fast einzig dasteht — obgleich schon weit früher ein Schweizer die Schönheit des Romantischen in der Gebirgswelt entdeckt hatte. Es war Jean Jacques Rousseau, der nicht minder wie Klopstock ein typischer Vertreter dieser Zeit genannt werden kann, wenngleich seine schriftstellerische Thätigkeit wie eine Bombe in jene Periode der idyllisch-elegischen Schäferpoesie hineinfiel.

Elftes Kapitel.

Das Erwachen des Gefühls für das Romantische.

Rousseau gehört zu den nicht sehr zahlreichen Männern der Litteraturgeschichte, die, von revolutionärer Ursprünglichkeit, in Stimmung und Bildung ihrer Zeit eine völlige Wandlung hervorrufen. Bei solchen Geistern aber, die sich bewußt sind, mit sich selbst so zu sagen die Weltgeschichte von neuem zu beginnen, die voraussetzungslos von allem Vorhandenen abstrahieren und daher gegen die herrschende Geschmacks- und Geistesrichtung sich empören und ihre Konsequenzen allein aus ihrem eigensten Wesen ziehen, ist es auch natürlich, wenn sie in eitler Überhebung sich immer bespiegelnd, sich selbst zum Maße aller Dinge machend, ihre Subjektivität auf die Spitze treiben mit einer krankhaften Sophistik der Leidenschaft und mit der Überzeugungsglut eines Propheten. Eine solche Innerlichkeit und Gefühlsseligkeit, im Bunde mit einem alles Bestehende umstürzenden Eigenwillen, ohne das Korrektiv des Allgemein-Menschlichen, ohne die strenge sittliche Zucht des Maßhaltens, vielmehr in krasse Überschwenglichkeit ausartend, tritt zum ersten Mal hervor in der Gestalt Rousseau's. Hellenismus, Kaiserzeit und Renaissance sind nur Vorstufen; was Petrarca im Ansatz bot, das wird bei Rousseau Erfüllung; die „acedia“ erreicht ihren Höhepunkt; er grübelt und belauscht sich beständig; an seinen inneren Vorgängen ist ihm alles Phänomen und so von unschätzbarem Werte; er fühlt stets den Zwiespalt in sich selbst, schwankt stets zwischen dem Ideale, den Pflichten der Allgemeinheit und dem Selbstwillen eines

eigensüchtigen, sinnlich-begehrlichen Ichs. So unliebenswürdig und bedenklich sein Charakter ist, so versöhnend wirkt der schwärmerische, leidenschaftliche Sinn für die Natur; mag sonst manches an ihm nicht echt und wahr erscheinen, seine Liebe zur Natur trägt durchaus den Stempel ureigensten Besitzes, sie ist die liebenswürdigste Erscheinung seiner Individualität und jenes „Idealismus des Herzens“, dessen Hoheitsrechte er in einer verkünstelten und verzopften Zeit proklamiert. Mit vollem Recht sagt Hettner[1], es seien „nicht leere Worte“, wenn er in seinem dritten Brief an Malesherbes schreibt: „Von welchen Zeiten glaubt ihr, daß ich mir sie am liebsten in die Erinnerung zurückrufe? Es ist nicht die Lust meiner Jugend, sie war zu selten, zu sehr mit Bitterkeit verbunden, sie ist schon zu fern von mir; es ist die Wonne meiner Zurückgezogenheit, es sind meine einsamen Spaziergänge, es sind jene schnell vorübereilenden, aber kostbaren Tage, welche ich ganz allein zubrachte, einsam mit mir, mit meiner guten schlichten Therese, mit meinem geliebten Hunde, meiner alten Katze, mit den Tieren des Waldes, mit der Natur und deren unfaßbarem Schöpfer. Wenn ich vor Sonnenaufgang aufstand, das Erwachen des Tages zu sehen, da war es mein erster Wunsch, daß nicht Briefe, nicht Besuche mir den süßen Reiz stören möchten. Ich eilte schnell in den Wald hinein. Wie jauchzte ich auf! Ich suchte mir irgend einen wilden Ort, wo nichts mir die Hand der Menschen zeigte, wo kein Dritter trennend zwischen mich und die Natur trat. Das Gold des Ginster, der Purpur der Sonnenstrahlen erfüllte mein Herz und Auge mit gerührtem Entzücken; die Majestät der Bäume, die mich mit ihren Schatten bedeckten, die Zartheit der Sträucher, welche mich umgaben, die überraschende Mannigfaltigkeit der Kräuter und Blumen, welche sich unter meinen Schritten beugten, hielten meinen Geist in unausgesetzter Spannung und Bewunderung.“ Mit der Rückkehr zur Natur ist es ihm heiliger Ernst; und das

[1] a. a. O. Bd. 2, S. 207.

ist kein theoretisches Dogma, sondern seine Schriften verkünden auch schildernd allenthalben die Schönheit der frischen, keuschen, unberührten Natur, verdammen die Schnörkel der Gartenkunst und der Salonmode jener Zeit und setzen an die Stelle der Manier und der Unwahrheit das freie Recht des Herzens und ein sinnen- und genußfrohes Naturempfinden. Rousseau war es, der zuerst die romantische Schönheit der Alpennatur entdeckte. Doch um zunächst diese Thatsache ins rechte Licht zu rücken, müssen wir in kurzen Zügen — ansetzend an das früher Bemerkte — die Stellung der voraufgehenden Jahrhunderte zur Alpennatur aufweisen.[1]

So belebt durch friedliche und kriegerische Unternehmungen die Alpenländer im 15. Jahrhundert waren, so wandte sich das Interesse für Länderkenntnis doch vorzugsweise den Entdeckungsfahrten zu; fast gänzlich fehlen die Alpen auf den betreffenden Karten. Um der Zeit aber nicht Unrecht zu thun, muß man festhalten, daß eine wesentliche Voraussetzung bei der hochgradigen modernen Vorliebe für das Romantische die Sicherheit und Bequemlichkeit des Reisens ist — wovon im Mittelalter noch keine Rede sein konnte, vielmehr waren der Schwierigkeiten und Gefahren zu viele, der Mittel, sie zu überwinden, noch zu wenige, um eine Alpenreise als ein erfrischendes Vergnügen genießen zu können; mit ängstlicher Eile durchzog man die Gegenden, in denen nicht bloß die Elemente Gefahr drohten, sondern auch räuberisches Gesindel, und wo die Straßen so schlecht und die Herbergen so mangelhaft waren. Sodann aber lag auch die Naturwissenschaft noch in den ersten Anfängen; Kenntnisse der Botanik, Geologie und Geognosie waren äußerst dürftig verbreitet, von Gletschertheorien und ähnlichen Doktrinen ahnte man damals noch nichts. Was ähnlich wie daheim war, ward bewundert, denn man

[1] Mannigfache Belehrung und Anregung schöpfte ich aus den schon oben citierten Aufsätzen in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung „Über die geographische Kenntnis der Alpen im Mittelalter“, 3.—11. Januar 1885, und „Über die Alpine Reiselitteratur in früherer Zeit“, ebenda September 1885.

war überrascht, es zwischen den schneestarrenden Bergkolossen zu finden; und der Gegensatz mochte besonders noch den Eindruck steigern, den die idyllischen Thäler auf die Reisenden machten. So lesen wir in den Evagatorien des Ulmer Predigermönchs Felix Fabri, welcher 1480 und 1483 den Orient besuchte und namentlich in seinem zweiten Berichte den Heim- und Rückzug durch die Alpen mit lebensvoller Anschaulichkeit beschreibt[1]: „Obgleich nun aber die Alpenberge selbst furchtbar und starrend von der Kälte des Schnees oder vom Sonnenbrande erscheinen und sich bis zu den Wolken erheben, so sind doch die Thäler unter ihnen anmutig, fruchtbar und reich an allen Genüssen der Erde, wie das Paradies. Dort wohnen Menschen und Tiere in größter Menge, und fast alle Metalle werden in den Alpen ausgegraben, besonders Silber. Von solchen Reizen umgeben, leben die Menschen im Gebirge, und die Natur entfaltet da solche blühende Pracht, als wenn Venus, Bacchus und Ceres daselbst ihren Thron aufgeschlagen hätten. Nie würde ein Mensch, der die Alpen von ferne erblickt, es glauben, daß dort wollustatmende Paradiese unter ewigem Schnee und an Bergen zu treffen sind, auf welchen beständiger Winter und niemals schmelzende Eismassen starren.“ Es ist hiermit also ein sehr bedingtes, nur auf das Friedliche und Liebliche sich erstreckendes Lob ausgesprochen. — Auch im 16. Jahrhundert melden die Be-

[1] Evagatorium III, p. 443, Bibliothek des litterar. Vereins zu Stuttgart, Bd. 4, 1849: Quamvis autem ipsi montes sint horribiles et rigidi gelu nivium aut ardore solis et usque in nubes sua altitudine protendantur, ipsae tamen valles sub eis sunt amoenae, fertiles et omnium mundi deliciarum abundantes, sicut paradisus. Ibi homines et iumenta in maxima habitant multitudine, et omnia quasi metalla de Alpibus effodiuntur, maxime argentum. In tantis deliciis vivunt in montanis homines et ita mundus ibi floret ac si Venus, Bacchus Ceresque ibi principarent. Numquam ille crederet, qui a longe aspicit Alpes, tam deliciosos vivere paradisos sub perpetuis nivibus et in montibus aeterna hieme et glacie irresolubili rigescentibus. Tam horribilis est enim Alpium aspectus, ut procedens contra eas, nisi expertus sit, pavescat et intrare formidet. Magnae profecto audaciae fuit Hannibal Poenus . . Im Übrigen giebt er eine sehr anschauliche Schilderung der großen Fährlichkeiten und Schwierigkeiten, die er selbst dort überstanden.

richte derjenigen, welche über die Alpen entweder in Heeren gezogen — wie Adam Reissner, der Biograph der Frundsberge — von dem „grauwsen“, das sie empfanden, wenn sie ins Thal sahen, oder welche sonst nach Italien und dem Orient reisten, von den mühevollen Wanderungen, die hinter sich zu haben sie sich segnen. Die Gelehrten sind wortkarg über ihre Reisen oder — machen holprige Verse, in denen nichts von Alpenpoesie zu spüren ist. „Grausam“ und „erschröcklich“ sind die Epitheta, welche den Bergen beigelegt werden.[1] Aber auch wenn wir die Mühsale und Unbequemlichkeiten eines Zuges über die Alpen in jener Zeit in Anschlag bringen, so bleibt doch immer unverkennbar ein Mangel in der Genußfähigkeit oder in der herrschenden Auffassung des Naturschönen. Der ästhetische Sinn ist noch nicht entwickelt genug, um die Größe der Gebirgswelt zu fassen, um die hohen Schneeriesen sich näher zu rücken, sie ästhetisch gleichsam zu bewältigen. Nicht einmal staunende Bewunderung, nur Furcht und Schrecken äußern diese Reisenden; nur die idyllischen Thäler erscheinen ihnen lieblich und lustig. Auch ist der Stil ein dürftig entwickelter, wie wir schon bei anderen Orientfahrern sahen; doch die Hauptsache bleibt: der Begriff des Naturschönen war in jener Zeit noch sehr umgrenzt, ja erstreckt sich für den Durchschnitt der Gebildeten auf das flache, weite Land — wie z. B. Kiechel[2] (1585) die Alpenregion verlassend das Lechfeld als eine „schön öbene“ Landschaft begrüßt. Er atmete ordentlich wieder auf nach der Herzbeklemmung, in die ihn die hohen Berge versetzt hatten; ein anderer, Schickhart, sagt unverhohlen: „Mit Freuden verließen wir das gräulich und langweilig Gebürg“, und nicht eben witzig sagt er vom Brenner: „Er hat uns aber nicht sehr gebrennt, dieweil wir wegen des Eyses und sehr tiefen Schnees, auch greulich kalten Windes,

[1] Vergl. Sebastian Münster, Cosmographei 1544; Friedlaender, Über die Entstehung und Entwicklung des Gefühls für das Romantische in der Natur, Leipzig 1873, S. 5.

[2] Bibliothek des litterar. Vereins Stuttgart LXXXVI.

gar keine Hitze empfunden." Die begeistertste Schilderung ist die des Komersees von Paulus Jovius (1552 †), der mit warmem Gefühl die Herrlichkeit des Bergvorsprunges Bilutium (Bellaggio) preist.[1] — Im 17. Jahrhundert wird doch wenigstens das Kolossale der Alpen, das weit über die Kunst hinausgeht, bewundert, im Bunde mit der Anmut der Thäler; so sagt Ioannes Jac. Grasser[2] von Rhätien: „Dort ragen die marmornen Massen der Berge empor, Mauern und Türmen gleichend und mancherlei wunderliches Bauwerk nachahmend. In den Thälern liegen zerstreut die Dörfer, hin und wieder der fruchtbarste Boden. Da herrscht Üppigkeit neben der Dürre, Anmut unter den Schrecken und in der Einsamkeit Leben. Hier findet der Maler seine Augenlust, und dennoch übertrifft die Natur alle Meisterschaft des Künstlers. Selbst die Felsenschluchten, die gewundenen Fußsteige, der Gießbäche wechselnde Wut oder Dürftigkeit, der Brücken gewölbte Bogen, die Wellen der Seen, der Wiesen buntes Kleid, der Bäume mächtiger Wuchs, kurz, was nur Himmel und Erde des Neuen zu schauen gewähren, reißt hier die Blicke des Wanderers zum Staunen und zur Kurzweil hin." Aber diese Kurzweil ist wesentlich durch den Kontrast des Grausens gewürzt. Über dieselbe Gegend (Tusis) erzählt Joseph Furttenbach (1591 geb.) von „den Brücklein, unter welchen der Rhein mit großem Rauschen zu hören und diese Gelegenheit als ein grausam abscheuliche Wildnuß zu sehen ist."

Daß aber wenigstens in der Schweiz selbst, wenn auch nur vereinzelt, schon im 16. Jahrhundert eine Stimme laut wurde, die in ganz anderer Weise — Rousseau also anticipierend — die Erhabenheit der Alpenlandschaft mit Begeisterung und Andacht rühmte, das zeigt eine Äußerung Konrad Gessner's an seinen Glarner Freund in „De admiratione montium" 1541[3]: „So

[1] Descriptio Larii lacus, Mailand 1558.
[2] Itinerarium Basil. 1624.
[3] Osenbrüggen, Wanderungen in der Schweiz, 1867, I. Entwicklungsgeschichte des Schweizreisens; Friedlaender a. a. O. S. 7.

lange mir Gott Leben schenken wird, habe ich beschlossen, jährlich einige Berge oder doch einen zu besteigen, teils um die Gebirgsflora kennen zu lernen, teils um den Körper zu kräftigen und den Geist zu erfrischen. Welchen Genuß gewährt es nicht, die ungeheuren Bergmassen zu betrachten und das Haupt in die Wolken zu erheben! Wie stimmt es zur Andacht, wenn man umringt ist von den Schneedomen, die der große Weltbaumeister an dem einen langen Schöpfungstage geschaffen hat! Wie leer ist doch das Leben, wie niedrig das Streben derer, die auf dem Erdboden umher kriechen, nur um zu erwerben und spießbürgerlich zu genießen! Ihnen bleibt das irdische Paradies verschlossen.“ Doch wie selbst noch nach Rousseau, sogar in unserm Jahrhundert, Reisende die Alpen „scheußlich“ finden konnten — ich erinnere an das „hideux“ bei Chateaubriand —, so verklang eine solche Lobeserhebung völlig ungehört. Doch war das 18. Jahrhundert berufen, Wandel in dieser Bewegung zu schaffen; während früher das Reisen wesentlich praktischen Zwecken diente, fremde Einrichtungen, Sitten und Beschäftigungen kennen zu lernen, erwachte nun ein neuer wissenschaftlicher Sinn; Geologen und Physiker wagten sich endlich in die Regionen des Firnenschnees und der Gletschermassen, und allmählich wich die Scheu vor den ängstlich gemiedenen Wildnissen der Bewunderung und zuletzt der Liebe. Die Reihe der Modernen eröffnet Scheuchzer (1672—1733) mit seinen „Itinera Alpina“. Alle Alpenkanten werden durchwandert, Splügen, Julier, Gotthard, Furka etc., den Wassern, Pflanzen und Tieren, Mineralien, Erzen und Petrefakten, den Gletschern und Lawinen sind die mannigfachen Schilderungen gewidmet. Haller war nicht bloß Historiker, Theologe und Dichter, sondern auch Botaniker, wie seine Verse verraten; doch nur übertriebene Lobsprecher können ihm ein ästhetisches Verständnis der Romantik in der Alpennatur zuerkennen. Brockes dagegen nähert sich wenigstens der Erkenntnis der Schönheit des Gebirges. Er schildert den Harz im vierten Teile seines „Irdischen Vergnügens in Gott“ und sagt in der „Betrachtung

des Blankenburgischen Marmors": „An manchem Orte sind der Berge rauhe Höhn Recht ungeheuer schön. Die Größe kann uns Lust und Schrecken Zugleich erwecken," und nachdem er den Wechsel von Wildheit und Nützlichkeit oder Lieblichkeit dargethan hat, schließt er: „Erwege diss mit Lust und Andacht, mein Gemüt! Es lassen des Gebirgs so rauh' als schöne Höhen Ein Bild von irdischen Verwirrungen uns sehen."[1] Das Entsetzen und Grausen mischt sich noch längere Zeit in die Empfindungen der Alpenschilderer. So wird in RICHARDSON's Grandison (III, 39) der Gegensatz zwischen dem lieblichen Frankreich und dem felsigen Savoyen sehr zu Ungunsten des letzteren hervorgehoben[2]: „Hinter uns ließen wir einen blühenden Frühling, der mit seinem Grün Bäume und Hecken an unserer Straße belebte, und schon lächelten blumig die Auen . . Jeder Gegenstand, der sich hier zeigt, ist grenzenlos elend (excessively miserable) . ., Savoyen ist eins der scheußlichsten Länder unter dem Himmel." ADDISON[3] dagegen sagt von den Alpen, die vor ihm lagen (zu Ripaille), sie seien in so viele steile Abhänge und Abstürze zerrissen, daß sie die Seele mit einer angenehmen Art von Schauder erfüllen, ja, er rühmt die wildromantischen Ufer des Inn wegen ihrer landschaftlichen Schönheit — a fine landskip — und LADY MONTAGUE[4] findet auf dem Mont Cenis den Anblick der Gebirge, die mit ewigem Schnee bedeckt waren, und der Wolken, die tief unter ihren Füßen lagen, und der Wasserfälle, die mit verworrenem Getöse von den Felsen herabstürzten, „wunderbar" (prodigious), doch ward das Unterhaltende (entertaining) durch die außerordentliche Kälte beeinträchtigt. Im ganzen aber war die Schweiz auch am Anfang des 18. Jahrhunderts noch wenig bekannt, und gar mancher Reisende mochte wie KEYSSLER[5] nach dem Maß-

---

[1] Vergl. das schöne Buch von ERICH SCHMIDT: Richardson, Rousseau und Goethe, Jena 1875, S. 183 Anm. [2] SCHMIDT a. a. O. S. 173.

[3] Remarks on several parts of Italy . . London 1761, p. 258 f.; FRIEDLAENDER a. a. O. 12.

[4] Letters of L. M. 25 Sept. 1718; FRIEDLAENDER S. 13.

[5] Bei FRIEDLAENDER a. a. O. S. 14.

stabe der Nützlichkeit und Fruchtbarkeit immer noch die gartenartige Ebene z. B. die von Mantua rühmen, im Gegensatze zu den wilden, unnützen Bergen Tirols und den Haiden von Lüneburg und Westfalen; und Moser[1] erwähnt an Abbt (1763) nach der Lektüre der Heloise und des Emile mit einer gewissen Ironie „die berühmten Alpen, woraus so viel Wesens gemacht wird.“ — Ja, erst Rousseau war es, welcher den vollsten Ton tiefster Begeisterung für die wilde Schönheit der Hochgebirge, andachtsvoller Bewunderung des Romantischen angeschlagen hat. Die wenigen Bekenntnisse früherer Zeiten sind doch nur einzelne Ansätze, Stimmen Alleinstehender; aber Rousseau erhob direkt, mit vollem Bewußtsein gleichsam ein neues System in die Betrachtungsweise der Natur bringend, das Romantische zu der höchsten Staffel der mannigfachen Erscheinungen des Naturschönen. Hat Rousseau auch nicht, wie manche — z. B. du Bois Reymond — wähnen, das moderne Naturgefühl — entdeckt; seine Vorgänger sind die großen Männer der Renaissance, ja die Dichter des Hellenismus schon; so hat er doch ohne Zweifel das Naturempfinden wie das Empfinden überhaupt in neue Bahnen gerückt. Insonderheit in der französischen Litteratur steht er einsam da; denn nur aus dem Altertum entlehnte Blüten von Landschaftsschilderungen oder sentimental-erotische Hirtendichtungen zeitigte, wie wir sahen, die Zeit vor Rousseau.[2] Er öffnete erst seinen Landsleuten den in Ungeschmack und Unnatur verlorenen Sinn für

---

[1] Schmidt S. 174 Anm. Höchst ergötzlich ist Moser's Schilderung einer Empfindsamen in den „Patriotischen Phantasien“, Dritter Teil, Berlin 1820, S. 59.

[2] Auch Laprade weiß wenig von Belang anzuführen in seinem Buche Le sentiment de la nature Bd II, l. s. de la n. chez les Modernes, deuxième édition, Paris 1870. Den ersten Band habe ich früher (Entw. bei den Gr., S. 135) charakterisiert. Obgleich L. der einzige ist, welcher das Thema umfangreicher und historisch behandelt hat, so habe ich doch wenig Berührung mit ihm. Sein Standpunkt ist der theologisch-katholische; er löst das Naturgefühl nicht von der Religion, von der idée divine, idée de l'infini und übt ein scharfes Ketzergericht über die Ungläubigen. Einzelnes ist geistreich, das Ganze schön geschrieben, aber doch nur die Oberfläche streifend und Buntes durcheinander mischend. Livre I, Le moyen âge (S. 1—42), II, La renaissance (— S. 87), III, La poésie au dix-septième siècle (— S. 125). Sein

Wald und Feld, für Sonnen- und Mondenschein, für die idyllische, sowie vor allem für die erhabene Naturschönheit. Was waren alle die gekünstelten Schäferbildchen und Fabeln der früheren Litteraturepochen im Vergleich zu der urwüchsigen Naturfrische, zu dem echten Herzenston Rousseau'scher Schwärmerei für Landleben und Landidylle, in die er sich vor der Überkultur der Menschen flüchtete! Rousseau's „Confessions“ öffneten der französischen Welt nicht bloß das Auge, sondern auch das Herz. —

Rousseau war ein Schweizer und wuchs auf in einer Gegend, die zu den schönsten Europa's gerechnet werden darf — und wie liebte er seine engere Heimat, den Genfer See! Wie war es schon dem Knaben eine Wonne, die Stadt hinter sich zu lassen und hinauszuschwärmen ins Weite! Und so geschah es, daß er einmal an einem Sonntag des Jahres 1728 auch hinauswanderte, völlig die Zeit und sich vergessend: „Vor mir waren Gefilde,

Prinzip ist niedergelegt in dem Satz (S. 38): Le vrai sentiment de la nature, le seul poétique, le seul fécond et puissant, le seul innocent de tout danger, est celui qui ne sépare jamais l'idée des choses visibles de la pensée de Dieu. Für die klassische Periode findet er für den Mangel jeglicher bedeutenden Äußerungen des Natursinns den Grund in der Thatsache: Le génie de la France est le génie de l'action und: L'âme humaine est le but de la poésie. Selbst von Fénelon, bei dem wenigstens die Lektüre der Alten manches Naturbild angeregt hat, muß er bekennen: La nature reste à ses yeux comme une simple décoration du drame que l'homme y joue; le poëte en lui ne la regarde jamais à travers les yeux du mystique. Von der Naturbeseelung in der La Fontaine'schen Fabel sagt er: Ce n'est pas peindre la nature, c'est l'abolir und kommt zum Schluß: Le sentiment de l'infini est absent de la poésie du dix-septième siècle aussi bien que le sentiment de la nature, und weiter: L'esprit général du dix-huitième siècle est la négation même de la poésie . . l'amour de la nature n'était guère autre chose qu'une haine déguisée et une déclaration de guerre à la société et à la religion. Il n'y a pas trace du sentiment légitime et profond qui attire l'artiste et le poëte vers les splendeurs de la création, révélatrices du monde invisible. Ne demandez pas au dix-huitième siècle la poésie de la nature, pas plus que celle du coeur. Buffon bezeichnet l'état poétique des sciences de la nature; seinen glänzenden Prosagemälden fehlt la présence de Dieu, la révélation de l'infini; les harmonies de l'âme et de la nature n'existent pas pour Buffon . . plus de la rhétorique que de vrai sentiment de la nature. — Und wer möchte ihm hierin nicht beistimmen? Die Zeit war noch nicht gekommen, wo Naturerkennen auch in naturwissenschaftlichen Werken sich mit Wärme und Innigkeit der Empfindung, mit ästhetischem Verständnis paaren sollte. —

Bäume, Blumen; dieser schöne See, diese Hügelgelände, diese Hochgebirge entfalteten sich majestätisch vor meinen Augen. Ich weidete mich an dem schönen Schauspiel, da die Sonne zur Rüste ging. Endlich bemerkte ich es, aber zu spät — die Thore der Stadt waren geschlossen."[1] Von da ab fühlte er sich der Natur verwandter und herzlicher zugethan als den Menschen. — Wie schön ranken Heimatliebe und Naturgefühl zusammen im 4. Buche der Confessions, wenn er aus dem Jahre 1732 berichtet: „Der Anblick des Genfer Sees und seiner wunderbaren Ufer hatte immer für meine Augen einen besonderen Reiz, den ich nicht erläutern kann und der nicht nur auf der Schönheit des Schauspiels, sondern auf einem gewissen unsagbaren Interesse beruht, welches mich erregt und rührt . . Auf dieser Reise nach Vevey überließ ich mich, dem schönen Gestade folgend, der süßesten Melancholie; mein Herz versenkte sich glühend in tausend unschuldige Seligkeiten; ich wurde ohne Grund weich, ich seufzte und weinte wie ein Kind." Mit dem Zauber des Sees verbindet sich die Erinnerung an Frau v. Warens, an seinen Vater, kurz an die Vergangenheit. Nur einen Garten an diesem See, einen Freund, eine Gattin, eine Kuh, ein kleines Boot wünscht er — und sein Glück wäre vollständig. — Der negative, ja krankhafte Hintergrund der Rousseau'schen Naturliebe bleibt immer die Flucht vor den Menschen. Auf das Innigste schließt er sich immer an die Natur an, wenn die Menschen ihn verfolgen. Davon giebt ein lebendiges Zeugnis die schönste seiner Rêveries d'un Solitaire, die fünfte. Er hat sich auf die Peterinsel im Bieler See geflüchtet. Kein Reisender hat seines Wissens vor ihm ihrer gedacht, und doch hält er seine Empfindung, die ihn zu ihrer Bewunderung treibt, für ganz natürlich. Hören wir ihn selbst. „Die Ufer des Sees sind wilder und romantischer als die des Genfer Sees, weil die Felsen und Wälder das Wasser in unmittelbarer Nähe begrenzen, aber sie sind nicht minder lachend. Wenn es dort weniger Feldbau

[1] Oeuvres XII, 358.

und Weinberge, weniger Städte und Häuser giebt, so giebt es dafür auch mehr natürliches Grün, mehr Wiesen, von Gehölzen beschattete Asyle, häufige Kontraste und Unregelmäßigkeiten. Da es an diesen glücklichen Ufern keine großen Fahrstraßen giebt, ist die Gegend wenig von Reisenden besucht; aber sie ist anziehend für beschauliche Einsiedler, die es lieben, sich ungestört an den Reizen der Natur zu berauschen und sich in einer Stille zu sammeln, die kein anderer Ton unterbricht als der Schrei der Adler, das stockende Gezwitscher einiger Vögel und das Rauschen der von den Bergen stürzenden Gießbäche."[1] Hier durchlebt er nun die glücklichste Robinsonade. Die einzigen Menschen außer ihm sind der Berner Schaffner mit seiner Familie und seinem Gesinde. Er rechnet die zwei Monate seines dortigen Aufenthaltes zu den schönsten seines Lebens; ja er möchte dort immer bleiben. Doch als empfindsamer Mensch macht er sich sehr wohl bewußt, worin der Zauber besteht, der ihn umstrickt. Es ist zunächst das dolce far niente, die Einsamkeit, der Mangel an Büchern und Schreibzeug, der Umgang mit schlichten Menschen, die gesunde Bewegung in der freien Luft, die Arbeit auf dem Felde und ganz besonders der liebevolle Verkehr mit der herrlichen Natur. Derselbe ist ein doppeltartiger: er studiert die Natur und er genießt ihre Pracht und Schönheit. Eine wahre Leidenschaft ergreift ihn, zu botanisieren; die ganze Insel zerlegt er in Quartiere, um so allmählich sämtliche Pflanzen und Kräuter zu finden und zu bestimmen; er plant eine allumfassende Flora petrinsularis; unbeschreiblich nennt er das Entzücken, so in die Geheimnisse der Pflanzenwelt einzudringen, die im Stillen wirkenden Kräfte der Natur zu belauschen.[2] Oder aber er eilt fort allein an den

[1] Mais il est intéressant pour des contemplatifs solitaires qui aiment à s'enivrer à loisir des charmes de la nature et à se recueillir dans un silence que ne trouble aucun autre bruit que le cri des aigles, le ramage entrecoupé des quelques oiseaux et le roulement des torrens qui tombent de la montagne.

[2] Rien n'est plus singulier que le ravissement, les extases que j'éprou-

Strand, springt in ein Boot und lenkt es bei ruhigen Wellen mitten in den See; „und da mich der Länge nach im Boote ausstreckend, die Augen zum Himmel gewandt, ließ ich mich treiben nach dem Willen des Wassers, oft mehrere Stunden lang; versunken in tausend wirre, aber köstliche Träumereien; oft erst durch das Untergehen der Sonne erinnert an die Stunde der Rückkehr, fand ich mich so weit ab von der Insel, daß ich mit aller Kraft arbeiten mußte, um vor dunkler Nacht die Insel zu erreichen; andere Male entfernte ich mich nicht von der Insel, sondern fuhr entlang an ihren grünen Ufern, ergötzte mich an dem blinkenden Wasser und an der schattigen Kühle, die mich oft zum Bade lockten. Wenn der aufgeregte See eine Bootfahrt nicht gestattete, verbrachte ich den Nachmittag mit Streifzügen durch die Insel, botanisierend oder träumend an den verborgensten und lachendsten Orten oder auf den Terrassen und Anhöhen, um die Augen schweifen zu lassen über das prächtige und entzückende Panorama des Sees und seiner Ufer, die auf der einen Seite gekrönt sind durch nahe Berge, auf der andern sich dehnen in reichen und fruchtbaren Ebenen, hinter denen der Blick auf die blauen Berge der Ferne fällt."

Oder wenn der Abend naht, steigt er von den Gipfeln herab und setzt sich an den Strand des Sees; das Geräusch der Wellen fesselt seine Sinne, scheucht jede andere Regung aus seiner Seele und wiegt ihn in süße Träumerei. Das Hin- und Herfluten ist ihm ein Spiegelbild der irdischen Dinge — „da giebt es nichts Festes, woran das Herz sich anschließen kann, kaum giebt es in unsern lebendigsten Genüssen einen Augenblick, wo das Herz in Wahrheit das sagen könnte: „Ich möchte wohl, daß dieser Augenblick immer bliebe."[1] — Wer dächte nicht hier an Faust: „O

---

vais à chaque observation que je faisais sur la structure et l'organisation végétale etc.

[1] Là le bruit des vagues et l'agitation de l'eau fixant mes sens et chassant de mon âme toute autre agitation, la plongeaient dans une rêverie délicieuse; le flux et le reflux de cette eau, son bruit continu, mais renflé par intervalles frappant sans relâche mon oreille et mes yeux, suppléaient

Augenblick, verweile doch, du bist so schön!" — Und am Schluß bekennt er, solche Augenblicke habe er oft empfunden — eine Existenz ohne Wunsch und Furcht, in der Seele keine Leere —, wenn er auf dem schönen Strome sich treiben ließ oder am Rande des Ufers saß oder am rauschenden Bach.

Liebe zur Einsamkeit weckt seinen Natursinn, und die Wissenschaft, das Naturerkennen steigert diesen; ja, die Welt der Pflanzen und Bäume wird ihm später das einzige Asyl, wo ihm die Furien des Verfolgungswahns nicht zu nahen wagen. Rührend erzählt er in der 7. Rêverie, welch Glück ihm die Botanik gewährt.[1] Er schildert den Reiz, den die hochzeitlich geschmückte Erde mit den Tausenden von Blumen und Pflanzen, inmitten eilender Wasser und singender Vögel auf ihn macht. Eine süße und tiefe Träumerei bemächtigt sich seiner Sinne bei der Betrachtung der Harmonie und Schönheit, er verliert sich mit köstlicher Trunkenheit in die Unendlichkeit dieses schönen Weltsystems, mit welchem er sich eins fühlt; alle Einzeldinge entschwinden ihm, er sieht und fühlt nichts als das All. „Fliehend die Menschen, suchend die Einsamkeit, nicht mehr grübelnd und noch weniger denkend begann ich mich zu beschäftigen mit allem, was mich umgab, und ich erteilte den Preis den lieblichsten Gegenständen . . Glänzende Blumen, Schmuck der Wiesen, kühle Schatten, Bäche, Hecken, Laubgrün, reinigt meine Seele! Angezogen durch die lachenden Objekte, welche mich umgaben, betrachte ich sie, prüfe, vergleiche ich sie, lerne endlich sie einteilen, und so werde ich mit einem Schlage Botaniker, weil ich das Bedürfnis empfinde, die Natur zu studieren, damit ich ohne

---

aux mouvemens internes que la rêverie éteignait en moi et suffisaient pour me faire sentir avec plaisir mon existence, sans prendre la peine de penser . . il n'y a rien là de solide à quoi le coeur se puisse attacher, à peine est-il dans nos plus vives jouissances un instant où le coeur puisse véritablement nous dire: „Je voudrais que cet instant durât toujours".

[1] Das Buch von Jansen „Rousseau als Botaniker" ist mir nicht zu Händen, nur der Aufsatz von Ferd. Cohn in der Deutschen Rundschau, Juni 1886, S. 364 f.

Unterlaß neue Gründe entdecke, sie zu lieben.“ Ihm scheinen die Pflanzen „mit Verschwendung über die Erde gesät wie die Sterne am Himmel, um den Menschen durch ihren Reiz zum Studium der Natur aufzufordern, aber die Sterne sind so weit von uns, und die Pflanzen entstehen unter unsern Füßen, wachsen uns, so zu sagen, in die Hände.“ Wie eine Leidenschaft faßt ihn die Lust zur Botanik; er verbirgt sich im tiefen Thal, und es scheint ihm, als ob unter dem Schatten des Waldes er vergessen sei, frei und friedevoll, als ob er keine Feinde mehr habe. So erzählt er von einer unvergeßlichen Botanisiertour, wo er in undurchdringlichem Gebüsch sich verlor, an Abhängen, in die er mit Schaudern hinabsah; einige seltene Vögel nur milderten den Schrecken der Einsamkeit; und mit dem Gefühl der Sicherheit und Einsamkeit mischt sich Stolz, wie ein Columbus in eine bisher völlig unbetretene Gegend gedrungen zu sein. Plötzlich fällt sein Blick auf eine unferne Fabrik. Wie ein Blitz durchzuckt ihn das Gefühl der Freude, in der Wildnis sich unter Menschen wiederzufinden, doch nur um dem dauernderen schmerzhaften Gefühl Platz zu machen, wie er nirgend, nicht einmal in den Höhlen der Alpen entschlüpfen könne den grausamen Händen der Menschen, die eine Befriedigung darin finden, ihn zu quälen! Noch nach langen Jahren, wo er weiß, daß er nie diese schönen Gegenden, Wälder, Seen, Felsen und Berge wiedersehen wird, die sein Herz gewonnen haben, zaubert ihn das Blättern in seinem Herbarium zurück in die glückliche Zeit. —

Ein solches Schwärmen für die Natur mit so individueller Stärke der Empfindung und so individueller Bevorzugung des Einsamen und Abgelegenen kannte die Welt vor Rousseau nicht; aber der dunkle Hintergrund dieser Liebe zur Natur bleibt die Furcht vor den Menschen, der krankhafte Haß aller Kultur. Nicht zu verwundern ist es daher, daß eine so innige Beschäftigung mit der Natur, ein so herzliches Einleben in ihre stillen Reize und zugleich eine so intensive Abneigung gegen alles von der Civilisation Entstellte Rousseau zum Widerwillen an den verzopften

französischen Gärten und zur unverhohlenen Bewunderung der englischen Parkanlagen führen mußte; alle Schnörkel der Gartenkunst verwirft er, selbst gezüchtete Rosen als verstümmelte Monstra, und die gepfropften Obstbäume sind ihm widernatürlich; er hat nur Sinn und Herz für seine einheimischen, in freiem Feld und Wald aufwachsenden Pflanzen und Blumen.[1] Und daß nicht bloß in Frankreich, sondern auch in Deutschland eine gesundere Richtung in der Gartenkunst Platz griff, ist nicht zum wenigsten eine Folge der Rousseau'schen Begeisterung für den englischen Park. Auch in sein Naturempfinden spielt der oberste Grundsatz seiner Philosophie und Pädagogik hinein, daß alles gut ist, so wie es aus dem Schoße der Allmutter Natur oder vielmehr aus den Händen Gottes hervorgegangen ist, und daß nur der Mensch mit seiner Kultur an allem Übel schuld ist. Die Natur hebt er auf das Piedestal seiner Anbetung, die Naturbetrachtung ist ihm Andacht, Verehrung des Schöpfers, der fern über den Sternen thront; und so war auch er der erste, welcher in der Betrachtung der Natur, besonders in der Botanik, ein wichtiges Bildungselement für die Kindesseele erkannte.

Seine Confessions, diese getreueste Photographie eines Menschenwesens, die es je gegeben, spiegeln seine Empfindsamkeit, die jeden Vorgang des Innern als ein wichtiges Phänomen belauscht, aber auch seine innige, ja schmerzlich innige Liebe zur Natur wieder. Wie Rousseau, hat vor ihm niemand sich als Individuum gefühlt d. h. als ein Wesen, das in dieser Besonderheit nur einmal existiert und daher nicht nur relative, sondern auch absolute Bedeutung hat; er kennt und würdigt nicht nur diese eigene Besonderheit, sondern er bewundert und genießt sie — cette sensibilité de coeur, qui nous fait vraiment jouir de nous — und

[1] Vergl. Neue Hel. IV, Brief 11, mit der ausführlichen Beschreibung eines „elysischen Gartens", wo nichts die geringste Spur von künstlerischer Zucht verrät, nicht einmal Fußstapfen von Menschen zu entdecken sind, nirgend etwas Eckiges, Abgezirkeltes; „die Natur pflanzt nichts nach der Schnur."

diesen esprit romanesque[1], den er wie etwas außer ihm Befindliches studiert, lauschend auf den Wechsel der Stimmungen, auf die Doppelnatur seines Wesens, die ihn bald hoch hinaufhebt zum Idealen und dann wieder hinabzieht zum Niedrigsten und Gemeinsten. — Sein idealstes Gut ist sein Verhältnis zur Natur.[2] Als er zum ersten Mal in seinem Leben sich wirklich glücklich fühlt, bei der Mme. Warens, da verschönt dies Empfinden auch die ganze Natur um ihn her, auch nach der Trennung auf der Reise nach Turin[3]; und als er wieder zu ihr zurückkehrt aus den engen Mauern der Stadt, wie freut er sich, den Blick aus seinem Fenster schweifen zu lassen über das leuchtende Grün, über Gärten, Bach und Ebene.[4] Voll jugendlicher Frische sind die eingestreuten Naturschilderungen, so bei dem reizenden Abenteuer mit den beiden lieblichen Frln. G., die er im Walde trifft und auf ihr Schloß begleitet[5]: „Die Morgenröte schien mir eines Tages so schön, daß ich mich rasch ankleidete und eilte, das Feld zu gewinnen, um die Sonne aufgehen zu sehen. Ich kostete diesen Genuß mit all seinem Reiz; die Erde war in ihrem schönsten Schmuck, bedeckt mit Kräutern und Blumen, die Nachtigallen schienen fast am Ende ihres Gesanges sich zu gefallen, ihn noch zu verstärken; alle Vögel entboten im Konzert ihr Lebewohl dem

---

[1] Vergl. Confessions l. I, p. 37, II, p. 202, III, p. 275 der Ausgabe Les confessions de J. J. R., suivies des rêveries d'un promeneur solitaire, 4 Bde., Genf 1782—90.

[2] Laprade handelt a. a. O. mehr von R.'s Religion, seinem Deismus, seiner krankhaften Gemütsverfassung, seiner Melancholie, als von seinem persönlichen Verhältnis zur Natur. Kein Citat, keine Silbe von seinen Rêveries, keine Silbe davon, daß er zuerst dem Romantischen in der Natur sein Recht gegeben. Aber er sagt auch: „Le sentiment de la nature, sous sa physionomie moderne se montre pour la première fois dans les écrits de J. J. R. . . c'est lui qui a commencé à nous donner le goût des champs, lui qui, le premier, nous a tirés des salons et des villes; mais c'est de lui, enfin, que nous vient cette disposition morale, cette maladie, si l'on veut, qui nous fait chercher et goûter la solitude." Er rühmt die Sympathie seiner Rede mit den grands spectacles, und la sincérité de les peindre — aber auch hier wieder jener Satz: c'est en effet la présence de Dieu, le sentiment de l'infini, qui manque au paysage de Rousseau.

[3] II, p. 154. [4] III, p. 279. [5] IV, p. 361.

Frühling und priesen die Geburt eines schönen Sommertages.“ Begeistert schildert er immer wieder den Genfer See mit seinen bewundernswerten Ufern, deren Reiz ihn in die süßeste Aufregung versetzt und bezaubert.[1] Eine wahre Lust ist ihm das Wandern über Berg und Thal; dann kommen ihm neue Gedanken, dann weitet sich Brust und Herz[2]; so schwärmt er auch mitten in der Nacht umher, außerhalb der Stadt, z. B. als er in Lyon ist[3]; er schildert diese „nuit délicieuse“: „Es war ein heißer Tag gewesen, und ein herrlicher Abend war angebrochen; der Tau feuchtete das welke Gras, kein Wind wehte, die Nacht war still, die Luft frisch, ohne kalt zu sein; die Sonne hatte nach ihrem Untergange am Himmel rote Dunststreifen hinterlassen, deren Reflex das Wasser rosig färbte, die Terrassen waren voll von Nachtigallen, die einander antworteten; ich wanderte dahin wie in einer Art Ekstase, Sinn und Herz überliefernd dem Genusse von alledem; in einer Mauernische legte ich wollusttrunken mich hin; der Himmel meines Bettes war gebildet von Baumwipfeln; eine Nachtigall sang mich in Schlaf; es war süß; mein Erwachen noch mehr; es war hoher Tag, meine Augen sahen das Wasser, das Grün — un paysage admirable!“ Doch das bezeichnendste Bekenntnis hinsichtlich seiner Auffassung einer schönen Landschaft giebt er am Schlusse des 4. Buches[4]: „Ich liebe es, nach meinem Behagen zu marschieren und anzuhalten nach Belieben, zu Fuß durch eine schöne Landschaft bei schönem Wetter zu wandern, ein angenehmes Ziel vor Augen. Im übrigen weiß man schon, was ich unter einer schönen Landschaft verstehe. Dazu gehören Ströme, Felsen, Föhren, schwarze Wälder, Gebirge, schwierige Bergwege ab und auf, Abgründe zu beiden Seiten, die mir tüchtig Furcht machen. In der Nähe von Chambery hatte ich dieses Vergnügen und genoß es in seinem ganzen Reiz. Nicht weit von einem Absturz, Pas de l'Echelle genannt, unterhalb der großen, durch den Fels gesprengten Straße, an einem Orte, welcher Chailles heißt, stürzt und

[1] IV, p. 110. [2] IV, p. 440. [3] IV, p. 451. [4] p. 462.

brodelt durch furchtbare Schluchten ein Flüßchen, das, sollte man denken, tausend Jahrhunderte gebraucht hat, um hindurchzubrechen. Man hat den Weg mit einer Brustlehne eingefaßt, um Unglück zu verhüten: ich konnte daher nach Herzenslust hinunter schauen und mir Schwindel holen; denn das Lächerlichste bei meiner Leidenschaft für steile Abhänge ist, daß sie mich taumelig machen, und diesen Taumelzustand habe ich überaus gern, wofern ich mich sicher weiß. Fest gegen die Brustwehr gelehnt, stand ich Stunden lang und steckte die Nase hinüber, einen Blick dann und wann erhaschend von dem Schaum und dem blauen Wasser, dessen Gebrüll ich zwischen dem Gekreisch der Raben und Raubvögel, die von Fels zu Fels und von Strauch zu Strauch flogen, hundert Toisen unter mir hörte.“ So schlägt sein leidenschaftliches Herz für die erregte, wilde Natur; er empfindet den mit Furcht und Grauen gemischten Eindruck der erhabenen Gebirgslandschaft und weidet sich an dem Bewußtsein, anders wie die übrigen Menschen der Zeit zu fühlen und zu genießen. Aber die linde Macht der Liebe sänftigt seinen ungestümen Sinn, und mit Entzücken erfüllt ihn auch die idyllische, schlichte Dorflandschaft mit ihren schlichten Naturmenschen; selig genießt er die Tage in den Charmettes, einem Landgute unweit Chambery, mit Mme. Warens, am Ende des Jahres 1736.[1] „Ich erhob mich mit der Sonne und ich war glücklich; ich schweifte umher und ich war glücklich, ich sah Maman und ich war glücklich, ich verließ sie und ich war glücklich, ich durchstreifte die Gehölze, die Hügel, die Thäler, ich las, ich arbeitete im Garten, ich pflückte Blumen — und das Glück folgte mir überall hin.“ Sein Morgengebet verrichtet er auf einer Höhe; nicht war es ein Plappern, sondern eine innige Erhebung des Herzens zu dem Schöpfer der herrlichen Natur, deren Schönheiten vor seinen Augen lagen;[2] und wenn die Liebenden zusammen wandern von Hügel zu Hügel, scheint alles mit ihrem Glück zu harmonieren: „Die Luft so rein, der Himmel ohne Wolken, die Heiter-

[1] l. VI, p. 144 f. [2] p. 175.

keit herrschte am Himmel wie in unsern Herzen."[1] Und als er geht, küßt er die Erde[2] und die Bäume, und sein Auge ruht auf der Stätte so glücklicher Stunden, bis sie die Ferne entrückt. —

Gerade in dieser empfindungswarmen Schilderung der Dorfidylle mit ihren erhabenen und friedevollen Eindrücken tritt jene Sympathie hervor, welche er zwischen der Natur und sich entdeckt; er findet Harmonie seines bald leidenschaftlich bewegten, bald von Liebesglück beseelten Herzens mit den bald wild grotesken bald lieblich milden Zügen der herrlichen Natur.

Ein ähnliches Idyll durchlebt er mit Therese in der Hermitage.[3] —

Doch am meisten Epoche machend ward für die Naturanschauung der europäischen Menschheit die Neue Heloise (1761). Sie ist getaucht in die volle Glut seiner Heimatliebe und seiner schwärmerischen Begeisterung für die herrliche Landschaft, die sich um den blauen Genfer See hinzieht. So bekennt St. Preux[4]: „Je mehr ich mich der Schweiz näherte, desto mehr nahm meine innere Bewegung zu. Der Augenblick, in welchem ich von den Höhen des Jura herab den Genfer See erblickte, war ein Augenblick der Begeisterung und des Entzückens. Der Anblick meines Vaterlandes, dieses so innig geliebten Landes, wo Freudenströme gleichsam mein Herz überflutet hatten; die so gesunde und reine Alpenluft, die süße Luft der trauten Heimat, süßer als des Orients Wohlgerüche; dieser rauhe, fruchtbare Boden, diese einzige Landschaft, die schönste, auf der ein menschliches Auge je geruhet hat; diese entzückende Gegend, von der ich kein Seitenstück auf der ganzen Reise um die Welt gefunden habe; der Anblick eines glücklichen und freien Volkes, die Lieblichkeit der Jahreszeit; der unbewölkte Himmel, tausend köstliche Erinnerungen, die alle Gefühle, welche mich einst erfüllt, wieder wach riefen: das alles versetzte mich in einen wahren Wonnerausch, der jeder Beschreibung spottet, und schien mich

---

[1] p. 272. [2] p. 161. [3] l. IX, Anf.
[4] Abteilung IV, Brief 6.

den Genuß meines ganzen Lebens auf einmal empfinden zu lassen." — Es war vornehmlich dreierlei, was Rousseau's „Neue Heloise" der Welt in völlig neuem Lichte zeigte: die glühende Innerlichkeit liebender Seelen, die zugleich ein gefühlvolles Herz als eine „unselige Himmelsgabe" empfinden,[1] aber „das Gefühl wieder in seine Rechte einsetzen wollen",[2] der Sinn für Einsamkeit — „alle edlen Leidenschaften bilden sich stets in der Einsamkeit"[3] — und damit eng verbunden der Sinn für die wilde Schönheit, für das Romantische in der Natur,[4] das zum ersten Male in glänzenden Schilderungen der Welt enthüllt wurde. Es war etwas unerhört Neues — ebenso wie die obige Charakteristik einer schönen Landschaft —, wenn St. Preux schreibt[5]: „Ich werde alles thunlichst schnell abmachen, um bald wieder frei zu sein und nach Wohlgefallen in den Einöden, welche in meinen Augen diesem Lande den höchsten Reiz verleihen, umherirren zu können", oder[6]: „Ich überzeuge mich immer mehr, daß dieses bisher wenig bekannte Land durchaus die Aufmerksamkeit der Menschen verdient und daß ihm, um volle Bewunderung zu finden, nichts fehlt, als Beschauer, deren Auge in den Wundern der Natur zu lesen versteht", und ähnlich[7]: „Die Natur scheint den Augen der Menschen ihre wahren Schönheiten verbergen zu wollen, weil sie für dieselben so wenig Verständnis besitzen und sie verunstalten: sie flieht die große Heerstraße; auf Bergeshöhen, im Waldesdickicht, auf einsamen Inseln entfaltet sie ihre bezauberndsten Reize."

---

[1] Abt. I, Br. 26. [2] Brief 48. [3] I, 33.

[4] Im 17. Jahrhundert bedeutete romanesque abenteuerlich; noch Kant schreibt romanisch, überträgt es aber auf die mit Schrecken gepaarte Erhabenheit der Landschaft; dem englischen romantic wird dann „romantisch" nachgebildet. Beides findet sich nebeneinander. Sophie La Roche spricht von den „majestätischen Gebürgen" der Schweiz, welche jedoch für die Jugend gefährlich seien, weil sie „das Romantische nähren". Herder nennt das pays de Vaud — romanesque; Rousseau schreibt romantique von der Landschaft, wie (s. o.) von dem Bieler See: Ses rivages sont plus sauvages et romantiques u. s. ö.

[5] Abt. I, Brief 18. [6] Brief 21. [7] IV, 11.

Und fürwahr, mit der Begeisterung eines Propheten, der eine neu erkannte Wahrheit verkündet, weiß er zu berichten, was er in den Wundern der Natur zu lesen verstanden hat. Wie in Poesie getaucht ist die Schilderung, welche St. Preux seiner Julie im 23. Briefe entwirft von jenem Lande, welches „ein jahrelanges Studium verdiente.“ Hier sind alle Momente eines hoch erregten romantischen Naturgefühls vorhanden, jenes Sinnes für das Weltabgeschiedene, großartig-Erhabene und über Irdisches hinaus zu den Gedanken an das Ewige Erhebende, für die Schauer der Öde und der Wildnis, für das Wechselvolle der Wolkenbildung und der Beleuchtung. Er steigt auf rauhem Pfade bergan; beständig unterbricht ein neues unerwartetes Schauspiel seine Träume; „bald hingen ungeheure Felsen in Trümmern über meinem Haupte herab, bald durchnäßte mich der feine Staubregen hoch herabstürzender Wasserfälle, bald stürzte sich dicht neben mir ein reißender Gießbach in einen Abgrund herab, von dessen gähnender Tiefe sich die Augen schwindelnd abwandten. Einmal verlor ich mich in das Dunkel eines dichtbelaubten Waldes, dann schweiften meine Blicke plötzlich wieder beim Heraustreten aus einer Schlucht über eine sanftgrüne Wiese.“

Ihn fesselt das „wunderbare Gemisch von wilder Natur und mühsamem Anbau,“ doch vor allem der eigenartige Zauber so auffälliger Gegensätze, welche sich ihm darboten: „auf der Morgenseite die Blumen des Frühlings, auf der Mittagsseite die Früchte des Herbstes, nach Norden hin das Eis des Winters, dazu die in verschiedenartiger Beleuchtung strahlenden Berggipfel, die durch Sonnenschein und Schatten hervorgerufenen Lichteffekte und alle die Nebellichter, welche sich daraus bildeten.“ Er schreitet auf höhere Berge hinauf, durch Wolken hin, und erkennt, immer über sich selbst und die Einwirkungen der Außendinge auf seine Gemütsstimmung reflektierend, die wahre Ursache seiner Gehobenheit; „in der That,“ sagt er, „werden alle Menschen die Wahrnehmung machen, wenn sie auch nicht alle besonders darauf achten, daß man auf hohen Bergen, wo die Luft

rein und dünn ist, freier atmet und sich körperlich leichter wie geistig fröhlicher fühlt; mir ist, als ob die Gedanken selbst einen Anflug von Größe und Erhabenheit annehmen, mit den Gegenständen, über die unser Blick schweift, in Einklang stehen, als ob man, sobald man sich über die Wohnstätten der Sterblichen erhebt, alle niederen irdischen Gefühle zurückläßt und als ob die Seele, je mehr man sich den ätherischen Regionen nähert, etwas von der sich stets gleich bleibenden Reinheit derselben annimmt“ . . Er findet keine Worte für „die Großartigkeit und Schönheit dieser tausenderlei Wunder“, für „das Vergnügen, eine ganz andere Natur zu schauen und sich in einer neuen Welt zu befinden“, für „das Zauberische, Unbeschreibliche (z. B. des weiten Blicks), was den Geist nicht weniger als die Sinne entzückt; man vergißt alles, man vergißt sich selbst, man weiß nicht mehr, wo man ist“. Selbst in vorgeschrittener Jahreszeit, wo die Felsen ohne Grün, mit blätterlosen Bäumen, und der eisige Nordwind, der alles in Schnee und Eis kleidet, mit seiner Stimmung harmonieren, schreibt er „auf einem mächtigen Steinblock“ seiner Julia, an dem „wilden Ort“, für den er solche Vorliebe gefaßt hat. Die leidenschaftliche Aufregung, welche in dem ersten Teil des Romans vorwaltet, findet auch in seiner Naturstimmung ihren Ausdruck und in der umgebenden rauhen Wildheit der Scenerie ihr Gegenbild: „Rastlos laufe und klettere ich, schwinge mich auf die Felsen, durchstreife die Umgegend und finde, daß alles, worauf mein Blick ruht, den Graus wiederspiegelt, der meine Seele erfüllt“. In inniger Sympathie weiß er sich mit der Landschaft: „Kein Grün bietet sich mehr dem Blicke dar, gelb und welk steht der Rasen da, die Bäume sind ihres Blätterschmucks beraubt; der austrocknende Nordostwind und der eisige Nordwind kleidet alles in Schnee und Eis; in meinen Augen ist die ganze Natur tot, wie die Hoffnung im Grunde meines Herzens erstorben ist“ (Br. 26). Auch Julie schwärmt für die Stätten, wo weder Kunst noch Menschenhand Spuren ihrer störenden Pflege zurückgelassen und nur die liebreich sorgende

Hand unserer gemeinsamen Mutter Natur überall hervortritt.[1] Als er sich geliebt weiß, überträgt er in echt sympathetischer Naturbetrachtung sein Glück auch auf die Außenwelt: „Mir kommt die Flur lachender, das Grün frischer und lebhafter, die Luft reiner, der Himmel heiterer vor. Aus dem Gesange der Vögel scheint mir mehr Zärtlichkeit und Liebeslust herauszutönen; das Murmeln der Bäche erfüllt mich mit einer leidenschaftlichen Sehnsucht; ein geheimer Zauber verschönt alle Gegenstände oder verblendet meine Sinne . ., laß uns die ganze Natur erst wieder beleben (mit der Empfindung der Wonne), denn ohne das Feuer der Liebe ist sie tot und erstarrt."

Den vollen wilden Reiz der Gebirgslandschaft aber entrollt St. Preux in der Schilderung von Meillerie, wo er das schmerzliche Glück hatte, seine — verlorene Geliebte zu geleiten; diese lebendige Darstellung war es vor allem, welche den Lesern der Heloise die Augen über die Herrlichkeiten der neu entdeckten Alpenwelt öffnete.[2] Sie klimmen auf der savoyischen Seite des Sees den Berg hinan zur Höhe. „Diese einsame Stätte war ein gar wilder, öder Ort, aber dafür voll von Schönheiten jener Art, an denen nur empfängliche Seelen ein Wohlgefallen finden und die auf alle übrigen einen grauenvollen Eindruck machen." In vollem Bewußtsein also der Eigenart seiner Auffassungsweise stellt er hier die öde Wildheit der Felsen als eine Quelle höchsten Naturgenusses für empfängliche Seelen hin. Und worin bestand die Romantik dieses Ortes? „Etwa zwanzig Schritt von uns stürzte das trübe, mit Schlamm, Sand und Steinen gemischte Wasser eines von dem schmelzenden Schnee gebildeten Gießbaches brausend hernieder. Hinter uns trennte eine Kette unübersteigbarer Felsen mit ungeheuren Eisfeldern den Platz; dunkle Tannenwälder verdeckten uns die Aussicht zu unserer Rechten, während sich linker Hand jenseit des Gießbaches ein großer Eichenwald ausbreitete. Unter unseren Füßen dehnte sich

[1] Brief 36. [2] Buch IV, Brief 17.

im Schoße der Alpen das unabsehbare Wasserbecken des Sees aus, welches uns von dem reichen Ufergebiet des Waadtlandes trennte, und hinter diesem rahmten das herrliche Gemälde die majestätischen Gipfel des Jura ein.“

Die Einwirkung Rousseau’s auf das allgemeine Empfinden und insonderheit auf die Naturanschauung ist somit eine außerordentliche gewesen; er hat dieselbe nicht nur erweitert, sondern auch verinnerlicht; nicht nur die idyllisch-elegische, nicht bloß die sympathetische Gefühlsweise hat er in natürlichere Bahnen eines echten und herzlichen Empfindens zurückgelenkt, indem er alles auf das Subjektive eines individuellen Gemütes gründete, sondern er hat auch die Reize der erhabenen Gebirgswelt erschlossen. Was im Keime schlummerte im Hellenismus und in der Renaissance, er hat es zur Blüte getrieben; sein Idealismus und sein Individualismus haben trotz der krankhaften Melancholie, welche wie ein süßes Gift sich zugleich mit dem Zauber der leidenschaftlichen Begeisterung für eine neue Empfindungswelt in die Seelen der Leser einschlich, das Naturgefühl intensiver und zugleich universeller gestaltet.

Seine Naturliebe weckte das lebhafteste Echo. Es war die französische Welt nicht allein, welche durch Rousseau lernte, daß es schöner sei, den Morgen in tauiger Frische zu genießen als in den engen Mauern ihn zu verschlafen, daß es draußen in Flur und Feld, am Bach und am Meer herzerquickender sei als in den parfümierten Boudoirs, daß es im freien Wald, im ungekünstelten Park sich besser wandle als zwischen geschorenen Hecken oder geradlinigen Rasenstreifen, daß es sich wonnig träumen lasse, den Himmel und die Wolken über sich, die Gräser unter sich, flimmernde Lichter und singende Vögel und rauschende Wellen neben sich, daß die Natur allein dem Bedrängten und Verfolgten eine Trösterin, eine Balsam spendende Freundin sei, und endlich, daß je unberührter, freier und großartiger, desto erhebender auch ihr Anblick sei, daß sie in der blendenden Gletscherschöne, in der wilden Gebirgseinsamkeit den gewaltigsten,

nachhaltigsten Eindruck biete. Ist Rousseau auch noch nicht selbst in die Schneefelder gedrungen: er hat die Pforten zu ihnen gesprengt; und bald folgte man seinen Spuren. Saussure entdeckte wissenschaftlich die Alpenregionen, unermüdlich durchwanderte der kühne Bergsteiger von 1760 an, mit der Begeisterung und opferwilligen Kühnheit eines Entdeckers und mit dem Wahrheitsdrange des Naturforschers die Schweiz und erstieg 1787 den Mont Blanc; und nur zu bald füllten die stillen, friedlichen Thäler von Chamouny neugierige Reisende und industriöse Spekulanten. Und auf die Heloise folgten, angeregt von dem Geiste Rousseau's, von seiner glühenden Liebe zur Natur und Einsamkeit und von seinen imposanten Schilderungen — Bernardin de St. Pierre's Schriften, besonders sein schönes Naturgemälde der Ile de France, so daß sofort auf den ersten Anstoß hin der eifrigste Naturschilderer unter den französischen Schriftstellern erstand. Wer dächte nicht mit Genuß an jene Stunden zurück, wo er als Knabe diese populärste französische Jugendschrift las und sich mit brennender Seele in die fremde Tropenwelt versetzte; in jene stille Bucht mit der weiten Fernsicht und der tiefen Einsamkeit, welche, von Wald und Felsen eingeschlossen, nur an einer Stelle den Blick in das offene Meer freiläßt, — „wo ein großes Schweigen herrscht und alles so friedlich ist, die Luft, die Wasser und das Licht, wo kaum das Echo das Rauschen der Palmenwedel wiederholt, die auf ihren erhabenen Plateaus wogen und deren lange Spitze man immer schwanken sieht in den Winden; ein heller Tag erleuchtet die Bucht, doch in ihre Tiefe dringt die Sonne nur am Mittag; von der Morgenröte an treffen die Strahlen ihre Krönung, deren Spitzen sich über den Schatten des Gebirges erhebend von Gold und Purpur erscheinen im Gegensatze zu dem Azur des Himmels," — und dort neben zerfallenen Hütten erzählt ein Greis dem Dichter die rührende Geschichte ihrer Bewohner, die Geschichte von Paul et Virginie, deren romantisch-idyllische Naturbilder von dem Zauber einer unschuldvollen Robinsonade umwoben sind. Denn es ist auch

hier derselbe Grundaccord wie bei Rousseau; jene Stimmung, welche in der wildesten und einsamsten Gegend den trostreichen Zufluchtsort für die unglückliche und von der Welt mißhandelte Seele findet, „als wenn Felsen ein Bollwerk gegen das Mißgeschick wären und als ob die Stille der Natur Frieden senken könnte in die schwergeprüfte Brust.“[1] Aber es dringt doch vielmehr als bei Rousseau hindurch jene Liebe zur Natur um ihrer selbst willen, nicht bloß um des Gegensatzes willen zur Kultur und zur gehässigen Menschenwelt; auch spricht hier ein echter Dichter in prächtigen farbenreichen Bildern, nicht ein deklamierender Philosoph, der ein neues Naturevangelium verkündet.[2] Die Poesie der Natur war der französischen Litteratur erschlossen.

St. Pierre hatte in einer Dichtung die Schönheit der tropischen Gegenden geschildert; wie bald aber auch Reisebeschreibungen von einem Naturgefühl beseelt sind, wie es uns Rousseau vergegenwärtigte, dafür mag uns George Forster's Bericht seiner Weltumsegelung dienen.[3] Es ist ein weiter Abstand, der diese Schilderungen von denen der Kreuzfahrer und Entdeckungsreisenden trennt; hier spricht ein hochgebildeter, für alles Gute und Schöne höchst empfänglicher Mann des 18. Jahrhunderts, der jeden neuen Eindruck, sei es auf dem Meere oder auf dem Lande, sei es in der Tier- oder Pflanzenwelt, seien es Wolken,

[1] Oeuvres de Jacques Bernardin Henri de Saint-Pierre, Tome huitième, Paris 1793, p. 7: C'est un instinct commun à tous les êtres sensibles et souffrans de se réfugier dans les lieux les plus sauvages et les plus déserts, comme si les rochers étaient des remparts contre l'infortune et comme si le calme de la nature pouvait appaiser les troubles malheureux de l'âme.

[2] Laprade sagt a. a. O. S. 204: B. de St.-P. a plus que Rousseau les facultés propres du paysagiste, l'amour même du pittoresque, la vive curiosité des sites, des animaux et des plantes, la couleur et une certaine magie spéciale du pinceau. Aber auch hier wieder der Vorwurf: Sa pensée religieuse est au-dessous de son talent d'artiste et en abaisse le niveau.

[3] Joh. Reinhold Forster's Reise um die Welt 1772—75 auf dem von dem Kapitän Cook geführten Schiffe, beschrieben und herausgegeben von dessen Sohn und Reisegefährten George Forster; erster Band, Berlin 1778.

Beleuchtung, Gewittererscheinungen, Meeresleuchten, Meteore, die Aussicht von Bergen oder die weite Rundschau auf das nahe Land vom Meere aus, nicht bloß lebendig empfindet, sondern auch mit Anmut schildert. Er ist der Vater jener wissenschaftlichen und künstlerischen Länder- und Völkerbeschreibung, die Alexander von Humboldt zur Vollendung erhob und Neuere, wie z. B. Haeckel in seinen „Indischen Briefen", nicht ohne Glück und Geschick fortsetzten. Begleiten wir Forster mit flüchtigen Strichen auf seiner großen Reise, so erkennen wir, wie offenen Sinn er für alles Naturschöne, für das malerisch Liebliche wie für das erhaben Großartige besaß und daß auch der Zauber des Romantischen sich ihm erschlossen hat.

So erzählt er S. 10: „Die Stadt Santa Cruz auf Madera lag Nachmittags um 6 Uhr gerade vor uns. Hier sahen wir die Berge von einer Menge tiefer Klüfte und Thäler durchschnitten und auf den Rücken derselben verschiedene Landhäuser, deren überaus anmutige Lage zwischen Weinbergen und hohen Cypressen der Gegend ein sehr romantisches Aussehen gab." „Früh am 29. wurden wir durch den malerischen Anblick der Stadt Funchal sehr angenehm überrascht." Im Oktober 1772 beobachtet er ein herrliches Abendleuchten in der Nähe Süd-Afrika's (S. 42): „Kaum war es Nacht geworden, als die See rund um uns her einen großen, bewunderungswürdigen Anblick darbot. So weit wir sehen konnten, schien der ganze Ozean in Feuer zu sein. Jede brechende Welle war an der Spitze von einem hellen Glanz erleuchtet, der dem Lichte des Phosphors glich, und längs den Seiten des Schiffs verursachte das Anschlagen der Wellen eine feuerhelle Linie . . Es war in diesem Phänomen so etwas Sonderbares und Großes, daß man sich nicht enthalten konnte, mit ehrfurchtsvoller Verwunderung an den Schöpfer zu denken, dessen Allmacht dieses Schauspiel bereitet hatte. Der Ozean war weit und breit mit tausend Millionen dieser kleinen Tierchen bedeckt. Alle organisiert zum Leben; alle mit einem Vermögen begabt, sich zu bewegen, nach Willkür zu glänzen, andere Körper durch

bloße Berührung zu beleuchten . . Diese Betrachtungen drängten sich aus dem Innersten unseres Herzens empor und geboten uns den Schöpfer in seinen kleinsten Werken zu ehren; eine Empfindung, die ich bei dieser Gelegenheit auch allen meinen Lesern zutraue.“ In der Dusky-Bai fesselt ihn der malerische Farbenkontrast, den die Vegetation in ihren verschiedenen Schattierungen hervorruft, S. 93: „Sanft wehende Winde führten uns nach und nach bei vielen felsichten Inseln vorbei, die alle mit Bäumen und Buschwerk überwachsen waren, deren mannigfaltiges dunkleres Immergrün mit dem durch die Herbstzeit verschiedentlich schattierten Grün des übrigen Laubes malerisch vermischt war und sehr angenehm gegen einander abstach. Ganze Scharen von Wasservögeln belebten die felsichten Küsten, und das Land ertönte überall von wildem Gesang der befiederten Waldbewohner . . Es ergötzte sich das Auge an der wildnisartigen Landschaft, die Salvator Rosa nicht schöner hätte malen können.“ Mit derselben Empfänglichkeit für das Pittoreske und großartig Wilde rühmt er (S. 111) die Schönheit der Kaskaden-Bucht bei Neu-Seeland. Sie erklettern einen Berg; von dort her ist die Aussicht weit und prächtig, eine Wassersäule stürzt sich mit reißendem Ungestüm über einen senkrecht stehenden Felsen, aus einer Höhe von ungefähr 300′ herab. Wie die Flut schäumt und sich bricht und sich hindurchdrängt durch die Felsen, so daß sie selbst im Sprühregen stehen, wie sie das schöne Schauspiel des Regenbogens und der prismatischen Färbung des Wasserstaubes bewundern — alles das kommt zu lebendigem, warmem Ausdruck. „Zur Linken dieser herrlichen Scene stiegen schroffe, braune Felsen empor, deren Gipfel mit überhängendem Buschwerk und Bäumen gekrönt waren; der bezaubernde Gesang von Vögeln von allen Seiten machte die Schönheit dieser wilden, romantischen Gegend vollkommen.“ Eine Wasserhose schildert er S. 144 — „zugleich machte die schreckenvolle Majestät eines Meteors, welches See und Wolken vereinigte, unsere ältesten Seeleute verlegen.“ Berühmt ist die Schilderung von O-Tahiti; er beginnt

im Aug. 1773 sein Tagebuch: „Ein Morgen war's! schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben, an welchem wir die Insel O-Tahiti 2 Meilen vor uns sahen. Der Ostwind, der uns bis hierher begleitete, hatte sich gelegt; ein vom Lande wehendes Lüftchen führte uns die erfrischendsten und herrlichsten Wohlgerüche entgegen und kräuselte die Fläche der See. Waldgekrönte Berge erhoben ihre stolzen Gipfel in mancherlei majestätischen Gestalten und glühten bereits im ersten Morgenstrahl der Sonne . . . Noch schien alles im tiefsten Schlaf; kaum tagte der Morgen, und stille Schatten schwebten noch auf der Landschaft dahin.“ Wie prächtig, wie malerisch gelangt hier jeder Reiz zur vollen Anschaulichkeit; echt poetische Morgenstimmung ruht über diesen wenigen und doch so eindringenden Zeilen! S. 219 schreibt er sodann voll Enthusiasmus: „Es war eine der schönsten Gegenden, die ich in meinem Leben gesehen. Kein Dichter kann sie so schön malen. Wir sahen von oben herab auf die fruchtbare, überall angebaute und bewohnte Ebene und jenseits dieser in das weite blaue Meer hinaus! . . Hier legten wir uns auf den weichen Rasen hin, beim feierlich einförmigen Geräusch des Wasserfalls, dazwischen dann und wann ein Vogel schlug . . Wir hätten den ganzen Tag in dieser reizenden Einöde zubringen mögen . . Noch einmal betrachteten wir die romantische Gegend, kehrten alsdann in die Ebene zurück.“

An solchen farbenprächtigen, gemütvollen Schilderungen fand Humboldt sein anregendes Vorbild. Seine „Ansichten der Natur“, sein „Kosmos“ geben allenthalben Zeugnis, wie innig Naturerkennen und Naturempfinden sich gegenseitig bedingen und vertiefen und wie über der naturschildernden Prosa ein stimmungsvoller Hauch von Poesie liegt, wenn ein Meister wie er die Feder führt.

Daß aber, besonders durch Forster's Beispiel hervorgerufen, die ethnographische und naturwissenschaftliche Reisebeschreibung, welche bald keck emporwucherte, auch manche wunderliche Blüte der Empfindsamkeit trieb, kann nicht überraschen. Als typisch hierfür mag uns die Schilderung eines Tages unter dem

Äquator gelten, wie sie sich in der „Reise in Brasilien in den Jahren 1817—1820“ von v. Spix und v. Martius (III, S. 889) findet:

„Es ist drei Uhr Morgens, ich verlasse meine Hängematte, denn der Schlaf flieht mich Aufgeregten; ich öffne die Läden und sehe hinaus in die dunkle, hehre Nacht. Feierlich flimmern die Sterne, und der Strom glänzt im Wiederscheine des untergehenden Mondes zu mir herüber. Wie geheimnisvoll und still ist alles um mich her! Ich wandle mit der Blendlaterne hinaus in die kühle Veranda und betrachte meine trauten Freunde, Bäume und Gesträuche, die um die Wohnung her stehen. Manche schlafen mit dicht zusammengelegten Blättern, andere aber, die Tagesschläfer sind, ragen ruhig ausgebreitet in die stille Natur auf... Der Tag bricht an; — eine unbeschreibliche Feier liegt über der Natur: die Erde erwartet ihren Bräutigam, und siehe! da ist er; wie rote Blitze leuchtet der Sonnenrand, jetzt steigt die Sonne empor — in einem Nu ist sie ganz über dem Horizonte, auftauchend aus feurigen Wellen, und wirft glühende Strahlen über die Erde hin. Die magische Dämmerung weicht, große Reflexe flüchten sich verfolgt von Dunkel zu Dunkel, und auf einmal steht rings um den entzückten Beschauer die Erde in frischem Tauglanz, festlich, jugendlich heiter: die schönste Braut . . Der Wald steht im Glanze seiner Lorbeerblätter; andere Blüten entfalten sich, andere hat schneller Liebesgenuß bereits hinweggerafft . . Mittag ist vorüber, trüb, schwer, melancholisch hängt diese Stunde über der Natur; immer tiefer greift die Spannung, und das Weh ist da, welches die Lust des Tages gezeugt hat . . Der Sturm ist da . . und vorüber. Schon lächelt der Himmel aus tiefblauem Auge die Erde wieder an, und bald hat sie den Schreck vergessen . . Die Sonne sinkt und tritt, umgeben vom buntesten Farbenschmelze, aus dem westlichen Thore des Firmaments; Ruhe und Liebe hat sie der Kreatur zurückgelassen; mit dem Dunkel des Abends wird Tier und Pflanze zu neuen Ahnungen fortgerissen, und trauliches Geflüster und Schwirren belebt die Schatten

des Waldes; verjüngte Liebessehnsucht atmet in den wollustreichen Düften, die aus neu erschlossenen Blumen strömen . . Da steigt in stiller Kühle, ruhig, mild und gespensterhaft, der silberweiße Mond über den dunkeln Wald hervor, und in neue, weichere Formen verschmelzen sich die Gestalten. Es kommt die Nacht; in Schlaf und Traum sinkt die Natur, und der Äther, sich in ahnungsvoller Unermeßlichkeit über die Erde wölbend, von zahllosen Zeugen fernster Herrlichkeit erglänzend, strahlt Demut und Vertrauen in das Herz des Menschen: die göttlichste Gabe nach einem Tag des Schauens und des Genießens." — Hier haben wir die ganze Skala sentimentaler Naturschwelgerei — vom Morgen bis zum Abend empfindsam sich den Eindrücken hingebend, doch unvermögend, in wirklich künstlerischer Form den überwallenden Gefühlen Worte zu leihen.

Es ist höchst charakteristisch, daß die Reisen zu Schiff in weite Fernen mit weit größerem Behagen und höherem Genuß empfunden und geschildert werden als die inländischen; man ist leicht versucht, aus dem Schweigen der Reisenden, welche im vorigen Jahrhundert Europa oder auch nur Deutschland durchzogen, auf einen Mangel an jeglichem Natursinn zu schließen, aber es bleibt wohl zu beachten, daß das Reisen vor 100 Jahren in Deutschland noch höchst unbequem war und den reinen Naturgenuß nur schwer aufkommen ließ. So geht z. B. der Lady Montague im Jahre 1716 die Schönheit der sogen. „Sächsischen Schweiz" noch nicht auf, sondern sie schreibt[1]: „Wir kamen bei Mondschein über die schrecklichen Abgründe, welche Böhmen von Sachsen trennen und an deren Fuße die Elbe hinfließt; an vielen Stellen ist der Weg so schmal, daß ich auch nicht einen zollbreiten Raum zwischen den Rädern und dem Rande des Abgrundes erblicken konnte;" und ihr Gatte bestätigt es, daß er selbst in den Alpen keinen so gefährlichen Weg kenne. Im Spätherbste 1721 — berichtet Scherr in seiner deutschen Kultur- und Sittengeschichte — fuhr ein Bürger von

[1] E. Boll, Das Reisen in Deutschland vor 100 Jahren, im Globus von Andree, Braunschweig 1867, Bd. XII, S. 142.

Schwäbisch-Gmund nach Ellwangen (8 Poststunden); zuvor hatte er in der Johanniskirche eine Messe lesen lassen „für glückliche Erledigung vorhabender Reise“; er bediente sich (mit Frau und Magd) eines zweispännigen sogen. „Planwägelchens“; noch bevor er am Montag eine Wegstunde zurückgelegt hatte, blieb das Fuhrwerk im Kote stecken, so daß die ganze Gesellschaft aussteigen und „bis übers Knie im Dreck platschend“ den Wagen vorwärts schieben mußte. Mitten im Dorfe Boebingen fuhr der Knecht „mit dem linken Vorderrad unversehendlich in ein Mistloch, daß das Wägelchen überkippte und die Frau Eheliebste sich Nase und Backen an den Planreifen jämmerlich zerschund“. Von Moeggelingen aus bis Aalen mußte man drei Pferde Vorspann nehmen, und dennoch brauchte man sechs volle Stunden und übernachtete. Am andern Morgen brachen die Reisenden in aller Frühe auf und langten gegen Mittag glücklich bei dem Dorfe Hofen an. Hier aber hatte die Reise einstweilen ein Ende, denn hundert Schritte vor dem Dorfe fiel der Wagen um und in eine Pfütze, so daß „alle garstig beschmutzet wurden, die Magd die rechte Achsel auseinander brach und der Knecht die Hand sich zerstauchte“. Zugleich zeigte sich, daß eine Radachse gebrochen und daß das eine Pferd am linken Vorderfuße „vollständiglich gelähmet worden“. Man mußte also zum zweiten Male übernachten, in Hofen Pferde und Wagen, Knecht und Magd zurücklassen und einen Leiterwagen mieten, auf welchem die Reisenden endlich „ganz erbärmlich zusammengeschüttelt“ am Mittwoch „ums Vesperläuten“ vor dem Thore von Ellwangen anlangten.

Als Lessing's Braut, Eva König, im Februar 1772 von Braunschweig nach Nürnberg reiste, schrieb sie aus dem Dorfe Rattelsdorf (2 M. nordwärts von Bamberg) am 28. Febr. an Lessing: „Von einem Dorfe, das sich Rattelsdorf nennt, haben Sie wohl in Ihrem Leben nichts gehört? Auf dem sitzen wir nun beinahe 24 St., und wer weiß, ob wir nicht noch 4 mal 24 St. hier aushalten müssen. Es kommt auf den Main an, ob der fallen will; so, wie er jetzt ist, ist er nicht zu passieren, wenn man es auch

wagen wollte. So viele Hindernisse, wie wir auf dieser Reise angetroffen, mit solchen Beschwerden und Gefahren verknüpft, habe ich in meinem Leben nicht ausgehalten. Es lassen sich wenig Unfälle mehr denken, die uns nicht schon alle begegnet sind.“ Und nun berichtet sie, wie sie in 36 Stunden zwei Achsen und zwei Stangen brachen, wie die Pferde mit ihnen durchgingen, wie ein Pferd stürzte und starb u. s. f.; am 2. März saß sie noch fest in dem elenden Dorfe. — Noch um 1750 rechnete man eine Tagereise gewöhnlich zu 5 Meilen, 2 Stunden auf die Meile; „und als im Juli 1750 Klopstock mit Gleim in leichtem Wagen, durch vier Pferde gezogen, von Halberstadt nach Magdeburg sechs Meilen in sechs Stunden fuhr, fand er diese Schnelligkeit so außerordentlich, daß er sie mit dem Wettlaufe bei den olympischen Spielen verglich. Wer irgend Ansprüche machte, scheuete eine Fußreise, — die schlechten Straßen, die Unsicherheit, die unsauberen Herbergen und die rohe Behandlung; noch waren wohlgekleidete Fußreisende, welche die Landschaft bewunderten, ganz unerhört“ (Gustav Freytag).

Erst nach Ausbreitung des Chausseebaus, nach Erfindung der Dampfschiffe (1827 lief das erste auf der Weser) und Eisenbahnen (seit 1835) wurde das Reisen immer häufiger und beliebter und erweiterte und vertiefte den Natursinn. Und nachdem die Alpen diesem erschlossen waren, wurde das Interesse auch für die heimischen Gebirge ein immer lebendigeres. Für den Harz brach E. A. W. Zimmermann die Bahn, der im Jahre 1775 „Beobachtungen auf einer Harzreise“, und Gatterer, welcher schon 1785 in fünf Bänden eine „Anleitung, den Harz zu bereisen“ veröffentlichte; 1777 erschienen J. T. Volkmar's „Reisen nach dem Riesengebirge“, 1806 Nicolai's „Wegweiser durch die sächsische Schweiz“. Und nicht lange dauerte es, so entdeckte jedes Ländchen oder Provinzchen eine „Schweiz“ in seinen Grenzen, mochte auch die märkische oder weimarische oder fränkische oder mecklenburgische Schweiz sich zu den Alpen verhalten, „wie ein niedliches kleines Mädchen zu einem kolossalen Riesen“.

Auch in den heimischen Landen entdeckte man den Reiz des Romantischen.

So wurde auch die — damals noch schwedische — Insel Rügen mit ihren blauen Buchten und Bodden, mit ihren herrlichen Buchenwäldern und stattlichen Kreidefelsen, deren blendendes Weiß mit dem Grün des Laubes und dem Blau des Meeres einen höchst malerischen Farbenkontrast bildet, immer mehr das Ziel naturbegeisterter Reisender, besonders nachdem der Weg von Sagard nach dem romantisch-schönen Stubbenkamer bequemer hergerichtet war.[1] So klagt Grümbke schon 1805, daß nicht alle des Naturgenusses wegen, sondern viele, um zu schmausen, dorthin zogen: „Du weißt, ich bin kein Freudenfeind und fühle so gut wie einer den erquickenden Genuß von Speise und Trank nach einer ermüdenden körperlichen Anstrengung; allein ihn hier zur Hauptsache machen zu wollen, das entweihet diesen Ort, welcher geeignet ist, einem andern Gotte zu huldigen als dem Bauche. In dieser schauerlich schönen Wildnis, unter diesen grünen Buchenhallen, auf der Zinne dieses blendenden Riesentempels, vor diesem ungeheuren Lasurspiegel des Meeres sollten nur ernste und hohe Gedanken in der Brust des Naturfreundes aufkeimen; die ganze Situation, die den Stempel der Würde, der Hoheit und des Geheimnisvollen trägt, scheint vorzüglich dazu

[1] Schon 1597 ließ Paul Lemnius, ein zu Rostock studierender Rügianer, Laudes Rugiae drucken; Kosegarten, 1777—1779 Hauslehrer in Bergen, 1792—1808 Prediger in Altenkirchen, pries mit Ossianischem Schwung die Schönheit der meerumgürteten Insel; 1799 erschien Rellstab's „Ausflucht nach der Insel Rügen“, 1800 Navest's „Wanderungen durch die Insel Rügen“, 1805 Dr. Grümbke's „Indigena, Streifzüge durch das Rügenland“; schon 1762 machte der Landschaftsmaler J. P. Hackert aus Prenzlau daselbst Studien, 30 Jahre später der Greifswalder K. D. Friedrichs; und mit Recht sagt Grümbke: „Der Künstler, der die Luftperspektive recht studieren und die Abstufungen des Kolorits der Mittelgründe, die sanfte Verschmelzung der Tinten ineinander und den magischen Duft, worin die Ferne schwimmt, der Natur selbst absehen will, — der besteige Rügen's schwellende Hügel.“ 1816 wurde — nach dem Vorgange von Doberan 1793 — das erste rügensche Seebad (Putbus-Lauterbach) eröffnet, sodann folgten Binz, Crampas, Saßnitz. Vergl. E. Boll a. a. O. und Globus XII, S. 308 und E. Boll, Die Insel Rügen, Reiseerinnerungen, Schwerin 1858.

geeignet zu sein, daß das Gemüt sich sammle, seine innersten Tiefen belausche und eindringe in das verborgene Leben der unendlichen Welt, wozu dann Einsamkeit und Ruhe notwendige Bedingungen sind, und daher müßte man Stubbenkamer entweder allein oder höchstens in Gemeinschaft vertrauter, gleichgestimmter Freunde besuchen.“ — Wir sehen, auch im hohen Norden ist der Sinn für das schauerlich Schöne in der Natur, für das Romantische in seiner geheimnisvollen Hoheit und Würde erwacht. —

Zwölftes Kapitel.

Das universell-moderne, wesentlich pantheistische Naturgefühl.

---

1. Goethe, Byron, Shelley.

Das achtzehnte Jahrhundert ist, trotzdem es den stolzen Namen des Zeitalters des kriegsgewaltigen Friedrich und der Maria Theresia, des Zeitalters Kant's und Lessing's, Rousseau's und Voltaire's, des Zeitalters der Aufklärung, ja der Revolution trägt, das empfindsamste und rührseligste in seiner ganzen Geschmacksrichtung und Empfindungsweise, das je in den Strom der Geschichte hinabgesunken ist. Auch das Naturgefühl zeigte diesen Stempel elegischer Sentimentalität, wenngleich echte Töne des innigsten Naturenthusiasmus nicht bloß von Klopstock, sondern auch von manchem der Anakreontiker und Göttinger angeschlagen werden. Aber der Kreis ihrer Betrachtung blieb ein verhältnismäßig enger; Mondschein und Sternennacht, idyllisches Schäferleben, Frühlingsfreude und Winterlust auf dem Eise werden immer wieder gepriesen; Fritz Stolberg besang auch das Meer und sein heimisches Gebirge. Erst in Rousseau jedoch erstand der Prophet für die Romantik der großartigen Alpenscenen. Aber auch er blieb trotz seiner herzlichen und tiefen Naturliebe, dieses liebenswürdigsten Zuges in seinem Charakter, allezeit ein Sohn seiner sentimentalen, sich selbst bespiegelnden und vergötternden Zeit; ja, sein Naturgefühl selbst verleugnet nicht den Untergrund einer krankhaften Gemütsstimmung, mag man sie Weltschmerz, Weltflucht, Misanthropie oder Melancholie

nennen. Erst Goethe rang nach schweren inneren Kämpfen sich voll und ganz heraus aus dem unseligen Banne, welcher über der Welt lag. In die Zeit der schönen Seelen, der Mondscheinpoeten, seraphischen Himmelsstürmer und Naturenthusiasten, der idyllisch-elegischen Schäferpoesie und in die Zeit der von Gefühl und Natur überströmenden „Heloise“ — trat der junge Goethe; und fürwahr die Einwirkung der hervorgehobenen Momente auf ihn ist unverkennbar; aber wie veredelte er dieselben, wie reinigte er sie von den trügerischen Schlacken hohlen Scheins und konventioneller Mache, wie erhob er sie zu freiem, natürlichem, universell-idealem Menschentum! Was ihn eben zum größten Lyriker der Welt machte, das war die geniale Fähigkeit, für alles, was sein so reizbar empfängliches und so tiefgründiges Herz in Schwingung versetzte, den wunderbar treffenden Ausdruck, die allein entsprechende Form zu finden. Was er innerlich erlebte, wandelte sich in ein Gedicht; was er außen sah, wandelte sich in ein Bild. Anschauung und Dichten fallen bei ihm zusammen. Künstlich versetzten sich die meisten seiner Vorgänger in die Empfindung hinein, operierten mit dem ganzen Apparat des griechischen Olymps, mit Nymphen, Oreaden, mit Chloen, Phyllis, Damon, mit Aurora und Echo und Zephyr oder gar mit dem schwereren Geschütz der nordisch-germanischen Götter- und Halbgötter; wesentlich wiederholen sich, mehr oder weniger lebendig und innig, dieselben Gedanken über die Natur, über den Mond, über den Mai, über das Landleben u. s. w., selten geben wirkliche Herzenserlebnisse die rechte lyrische Stimmungsfarbe; die Beschreibung, das Abmalen des Landschaftlichen muß nur zu oft den Mangel an Geist und echtem Empfinden ersetzen. Wie ganz anders wird das mit einem Schlage bei Goethe! Und doch nicht mit einem Schlage! Auch dieser hohe Genius ist geworden, auch er hat die Bahnen aufsteigender Entwickelung durchlaufen müssen; aber auch er hat seine Wegbereiter vor sich gehabt — Lessing und Herder. —

Lessing war keine lyrische, sondern eine didaktisch-kritische Natur; seine Bedeutung für die Geschichte des Naturgefühls ist

daher wesentlich eine negative. Indem er im Laokoon die Grenzen zwischen Poesie und Malerei feststellt, wendet er sich zugleich gegen die Verirrung seiner Zeit, in Gedichten zu malen, die Poesie zur beschreibenden Schilderung von Jahreszeiten, Gegenden, Pflanzen etc. herabzudrücken. Es sind Fundamentalsätze, wenn es da heißt: „Simonides nannte die Malerei eine stumme Poesie und die Poesie eine redende Malerei. Aber viele der neuesten Kunstrichter haben aus jener Übereinstimmung der Malerei und Poesie die crudesten Dinge von der Welt geschlossen. Bald zwingen sie die Poesie in die engeren Schranken der Malerei, bald lassen sie die Malerei die ganze weite Sphäre der Poesie füllen . . Diese Afterkritik hat in der Poesie die Schilderungssucht und in der Malerei die Allegoristerei erzeugt, indem man jene zu einem redenden Gemälde hat machen wollen, ohne eigentlich zu wissen, was sie malen könne und solle, und diese zu einem stummen Gedichte, ohne überlegt zu haben, in welchem Maße sie allgemeine Begriffe ausdrücken könne, ohne sich von ihrer Bestimmung zu entfernen und zu einer willkürlichen Schriftart zu werden. . . Kann der Künstler von der immer veränderlichen Natur nie mehr als einen einzigen Augenblick und der Maler insbesondere diesen einzigen Augenblick auch nur aus einem einzigen Gesichtspunkte brauchen, so ist es gewiß, daß jener einzige Augenblick und einzige Gesichtspunkt dieses einzigen Augenblicks nicht fruchtbar genug gewählt werden kann. Dasjenige aber nur allein ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel läßt. Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzu denken können. Je mehr wir dazu denken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben.“ Und insonderheit gegen die Verirrungen der deskriptiven Poesie sich wendend, führt er aus: „Horaz sagt a. p. v. 16—18, wenn der poetische Stümper nicht weiter kann, so fängt er an, einen Hain, einen Altar, einen durch anmutige Fluren sich schlängelnden Bach, einen rauschenden Strom, einen Regenbogen zu malen. Pope verlangte ausdrücklich, daß wer den Namen eines Dichters nicht unwürdig führen wolle, der Schilderungslust so früh wie möglich entsagen

müsse, und erklärte ein bloß malendes Gedicht für ein Gastgebot auf lauter Brühen."

So scharfsinnig nun auch aber die Trennung der Poesie als der darstellenden Kunst von Handlungen in der Zeitfolge und der Malerei als der darstellenden Kunst von Körpern im Raume war, so kommen doch die Gefühlslyrik und die Landschaftsmalerei zu kurz.[1] Auf diesen beiden Gebieten der Innerlichkeit vermochte diese scharfe, kritische Verstandesnatur sich nicht heimisch zu fühlen. Doch fest steht nach seinen grundlegenden Erörterungen, daß das Äußerliche, Körperliche, Landschaftliche, also die tote Natur in ihren Formen und Gestalten nicht Selbstzweck werden darf in der Poesie — wie es bei Thomson, Brockes, Haller u. a. der Fall war —, der Dichter muß das Äußerliche in innerer Bewegung vorführen, muß es untertauchen in Stimmung und Empfindung. Wohl kann ein lyrisches Gedicht lediglich Farbe und Form der Außenwelt malen, aber es muß der Duft der Seele darüber schweben, Natur und Geist müssen in eins gewoben werden, und darin ist dasselbe dem Landschaftsbilde völlig verwandt. Goethe hat auch hierin das Vollendetste geleistet, und zwar in kurzen, gleichsam hingehauchten Stimmungsbildern.

Gegenüber der herrschenden Geschmacksrichtung wirkte die Lessing'sche Kritik heilsam und befreiend; doch weit mehr positive Momente barg die ästhetisch so überaus feinfühlige Betrachtungsweise Herder's: seine glühende Vorliebe für die so lange verkannte Volkspoesie, für alles Natürliche und Urwüchsige, für alles frisch aus dem innersten Quell des Volksbewußtseins Sprudelnde in der Dichtung alter und neuer Zeiten, seine Begeisterung für die Psalmen, für Homer, Shakespeare und auch Ossian. Alles das wirkte belebend und anregend, befruchtend und bahnbrechend nach allen Seiten hin, vor allem aber auf Goethe. Herder erkannte, wie die lange in den Banden des Zopfes und der Unnatur festgehaltene Empfindung ihres Zwanges ledig in das

[1] Vergl. Gottschall, Poetik, Breslau 1853, S. 38.

andere Extrem umgeschlagen war, und öffnete so recht eigentlich den Jüngeren wieder das Herz und löste ihnen die Zunge für freie, schlichte, natürliche Denk- und Empfindungsart, indem er ihnen den köstlichen Schatz echtester Volksdichtung erschloß, den Spiegel gleichsam ihnen vorhaltend. Darin lag negativ die Abwehr des Gekünstelten und Konventionellen, wie es so lange die Lyrik beherrscht hatte; aber zugleich hob er die Schätze in positiver, produktiver Arbeit durch Sammlungen und grundlegende Betrachtungen. Ward es ihm auch nicht zu Teil, große Pläne abzuschließen, die auf eine Geschichte der Dichtung überhaupt hinausliefen, so sind seine Spuren doch in der Folgezeit überall merkbar, und die Keime, die er ausgestreut hat, haben reiche Frucht getragen.

Die Volkslieder scheinen ihm ebenso wie die Pflanzen und Blumen Kinder derselben Mutter Natur: „Alle Gesänge solcher wilden Völker, sagt er,[1] weben um daseiende Gegenstände, Handlungen, Begebenheiten eine lebendige Welt! Wie reich und vielfach sind da nun Umstände, gegenwärtige Züge, Teilvorfälle! Und alle hat das Auge gesehen! Die Seele stellet sie sich vor! Das setzt Sprünge und Würfe! Es ist kein anderer Zusammenhang unter den Teilen des Gesanges als unter den Bäumen und Gebüschen im Walde, unter den Felsen und Grotten in der Einöde, als unter den Scenen der Begebenheit selbst.“ Am anderen Orte[2] skizziert er die Geschichte des Natursinnes in knappester Form: „Unbezweifelt ist's, daß durch das Studium der Natur das menschliche Gemüt milder werde. Was haben die Alten in ihren Georgicis gesucht, als unter mancherlei Einkleidungen den Menschen menschlicher zu machen und ihn allmählich zur Beobachtung der Natur, zur Ordnung, zum Fleiße und Wohlsein zu erheben? . . . Daher als in den mittleren Zeiten die Poesie wieder auflebte, erinnerten sie sich bald ihres ehe-

[1] Über Ossian und die Lieder alter Völker, Sämtliche Werke, Teil 7, S. 40, Cotta 1828.

[2] Teil 15, S. 145.

maligen wahren Geburtslandes unter Pflanzen und Blumen. Die provençalischen und romantischen Dichter liebten dergleichen Beschreibungen; bei Spenser z. B. sind es noch immer anmutige Stanzen, die uns schöne Wüsteneien samt ihren Gewässern und Blumen schildern. Mit außerordentlicher Liebe und einem Überfluß der Phantasie sind Cowley's sechs Bücher von Pflanzen und Kräutern und Bäumen geschrieben, und von unserem alten Brockes hat Gessner mit Recht gesagt: „Er hat die Natur in ihren mannigfaltigen Schönheiten bis auf das kleinste Detail genau beobachtet, sein zartes Gefühl wurde durch die kleinsten Umstände gerührt; ein Gräschen mit Tautropfen an der Sonne hat ihn begeistert; seine Gemälde sind oft zu weitschweifig, oft zu erkünstelt, aber seine Gedichte sind doch ein Magazin von Gemälden und Bildern, die gerade aus der Natur genommen sind"; Haller's Alpen, Kleist's, Geßner's Gedichte, Thomson's Jahreszeiten sprechen für sich selbst." Ihn begeistert der Naturhymnus von Shaftesbury, in dem die Natur als die Schöne und Gute mit hohem Schwunge gepriesen wird, und er übersetzt ihn[1]; ja, wir können in Herder's Werken sogar eine Ästhetik des Naturschönen vorbereitet sehen. Seit den moralistischen Erörterungen der Engländer wie Pope, Addison, Shaftesbury u. a. war es, wie wir schon früher sahen, auch in Deutschland, sowohl in pietistischen, wie in rationalistischen Kreisen ein beliebtes Thema geworden, die Schönheit und Ordnung der Natur in ihrem sittlichen Einflusse auf den Menschen zu betrachten[2]; doch von einer ästhetischen

---

[1] Zur Philosophie und Geschichte, 2. Teil, S. 283.

[2] Als typisch in dieser Hinsicht will ich nur das schon o. a. Buch nennen „J. G. Sulzer's Unterredungen über die Schönheit der Natur nebst desselben moralischen Betrachtungen über besondere Gegenstände der Naturlehre." Die Vorrede des Exemplars, das mir aus der hiesigen Universitätsbibliothek zu Händen ist, zeigt das Jahr 1769; frühere Ausgaben sind Bodmer gewidmet gewesen; hernach schien es ihm eines so großen Mannes nicht mehr würdig. Dies Exemplar trägt die charakteristische Inschrift der Frau von Staël-Holstein mit schöner Damenschrift: „Ein Blick in die Natur erhebt zu den religiösen Ideen, die immer ein Band zwischen ihr und dem Unendlichen sind, und uns inniger an ihre Wunder und Schönheiten fesseln."

Scheidung und Zergliederung der mannigfaltigen Natureindrücke begegnen nur seltene Spuren, die bedeutsamsten bei keinem Geringeren als Kant in seinen „Beobachtungen über das Gefühl des

Das Buch ist für den damaligen Zeitgeschmack recht interessant. Es schildert, wie ein bis dahin für die Schönheiten der Natur wenig empfänglicher Mensch durch die Anleitung eines Freundes zum eifrigsten Bewunderer derselben wird. Charites erzählt, wie Eukrates ihn in früher Morgenstunde geweckt und auf einen nahen Hügel geführt habe, als die Sonne im Aufgehen war. Die helle Luft, das Konzert der Vögel, die weite Landschaft mit Wäldern und Dörfern und Teichen „rührt" ihn, und Eukrates setzt ihm auseinander, wie die Betrachtung der Natur das „natürlichste Vergnügen" sei, wie sie den Landmann sein Elend und seine Knechtschaft vergessen lasse, seinen Geist mit solcher Lust erfülle, daß er unter der harten Arbeit singe. „Dies Vergnügen ist uns immer neu, und unser Herz steht ihm immer offen, wofern es nur weder von der Eitelkeit noch von stürmischen Neigungen besessen ist. Weißt du nicht, daß die Betrübten, insonderheit die Verliebten hierin noch ihre beste Linderung finden? Wird nicht ein Kranker durch den lieblichen Sonnenschein mehr als durch alle Erfrischungen ermuntert?" .. Er macht seinen Begleiter aufmerksam auf die „Abwechslungen in der Schönheit der Natur", auf „die liebliche Harmonie so vieler tausend Farben", auf „die Mildigkeit der Natur, die dem Gemüte so zuträglich ist" und die da mahnt, „das Stürmische der Passionen" zu meiden: „Jener Bach ist darinn ein Bild unserer Seele, so lange er stille in seinem eignen Ufer läuft, ist sein Wasser klar, das schönste Gras und tausend Blumen beborden ihn, wenn er sich aber aufschwellt und stürmisch läuft, wird dieser Schmuck weggerissen, und sein Wasser wird trübe. Unser Geist muß frei sein, wenn wir das sanfte Vergnügen der Natur recht fühlen wollen. Sie ist ein Heiligtum, da nur unschuldige Seelen hinkommen . . Wie das Wasser, wenn es stürmisch ist, weder das Bild des Himmels noch der nahen Gegend auf seiner Oberfläche zeiget, sondern nur die stille Flut eine so schöne Malerei sehen läßt, so malen sich die sanften Bilder der Natur nur auf stillen Seelen"!! Beredt schildert er das sanfte Entzücken, welches das Geschwätz des Baches, der so mannigfaltige Sang der Vögel, der Geruch der Blumen ihm verursache, wie er stundenlang im Walde schweife und „alsdann alle Sinne den holden Eindrücken der Natur öffne" und sie empfinde als „die Strahlen des seligen Ausflusses jener ursprünglichen Schönheit, deren Anschauen den Geist einstmals beseligen soll." Sie treten auf eine herrliche Wiese, um die „amphitheatralisch" sich ein Gehölz aufbaut; Ch. erläutert an den Pflanzen die Harmonie in der Mannigfaltigkeit, an den Tieren (Darwin antizipierend), „wie die Abweichungen der einen Art von der andern fast unmerklich sind" u. s. w. Eukr. erkennt nun selbst sehr bald, daß „man das Lob der Natur nicht zu weit treiben kann und daß ihre Kunst wirklich unendlich groß ist." Einen Abend schildert er also (3. Unterr., S. 70): „Wir kamen allgemach aus dem Wäldchen auf das freie Feld, als die Sonne eben untergehen wollte. Die Gegend und die Schönheit des Abends schienen

Schönen und Erhabenen",[1] aus dem Jahre 1764. Er unterscheidet in dem feineren Gefühl für die Eindrücke der Natur eine zweifache Art, das des Erhabenen und das des Schönen. „Die Rührung von beiden ist angenehm, aber auf sehr verschiedene Weise. Der Anblick eines Gebirges, dessen beschneite Gipfel sich über Wolken erheben, die Beschreibung eines Sturmes . . . erregen Wohlgefallen, aber mit Grausen; dagegen die Aussicht auf blumenreiche Wiesen, Thäler mit schlängelnden Bächen, bedeckt von weidenden Herden, die Beschreibung des Elysium . . . veranlassen auch eine angenehme Empfindung, die aber fröhlich und lächelnd ist. Damit jener Eindruck auf uns in gehöriger Stärke geschehen könne, so müssen wir ein Gefühl des Erhabenen, und, um dies letztere recht zu genießen, ein Gefühl für das Schöne haben".[2] Hohe Eichen und einsame Schatten im heiligen Haine und die Nacht nennt er erhaben, den Tag und Blumenbeete, niedrige Hecken und — in Figuren geschnittene Bäume (!) schön. „Gemütsarten, die ein Gefühl für das Erhabene besitzen, werden durch die ruhige Stille eines Sommerabends, wenn das zitternde Licht der Sterne durch die braunen Schatten der Nacht hindurchbricht und der einsame Mond im Gesichtskreise steht, allmählich in hohe Empfindungen gezogen, von Freundschaft, von Verachtung

---

recht dazu gemacht zu sein, das Herz mit den angenehmsten Empfindungen zu schmeicheln. Wir betrachteten eine Zeitlang, an dem Ende des Waldes, die untergehende Sonne, die ihre letzten Strahlen durch die Äste der Buchen auf uns fallen ließ. Bald hernach sahen wir, wie alles sich auf die Ruhe anschickte. Der Landmann kehrte langsam von seiner schweren Arbeit nach seiner Hütte, und der Hirte trieb seine blökende Herde nach dem Stall. Die Vögel nahmen von den Feldern ihren Flug nach den Gebüschen, und die ganze Natur schien sich zur Nachtruhe nach und nach vorzubereiten. Alles, was wir sahen, konnte nichts, als die empfindlichste Lust in uns erwecken." Sein Herz wird von heiliger Ehrfurcht vor dem Schöpfer durchschauert, er glaubt sich inmitten eines herrlichen Tempels, „darin alle Kreaturen in tiefster Anbetung lagen." Seine Brust ist so voll von Gedanken und Empfindungen, daß er sie nicht aussprechen kann, „an der Kette der irdischen Wesen steigt er empor bis zum unendlichen", voll Andacht und Demut beugt er sich vor dem großen Schöpfer der herrlichen Natur.

[1] Sämtl. Werke, herausgegeben von Rosenkranz, 4 Teil, Leipzig 1838.

[2] a. a. O. S. 400.

der Welt, von Ewigkeit. Der glänzende Tag flößt geschäftigen Eifer und ein Gefühl von Lustigkeit ein. Das Erhabene rührt, das Schöne reizt." Doch auch innerhalb des Erhabenen selbst weist er verschiedene Formen auf. „Das Gefühl desselben ist bisweilen mit einigem Grausen oder auch mit Schwermut, in einigen Fällen bloß mit ruhiger Bewunderung und in noch anderen mit einer über einen erhabenen Plan verbreiteten Schönheit begleitet. Das erstere will ich das Schreckhafterhabene, das zweite das Edle und das dritte das Prächtige nennen. Tiefe Einsamkeit ist erhaben, aber auf eine schreckhafte Art. Daher große weitgestreckte Einöden, wie die ungeheuere Wüste Gamo in der Tartarei, jederzeit Anlaß gegeben haben, fürchterliche Schatten, Kobolde und Gespensterlarven dahin zu versetzen. Das Erhabene muß jederzeit groß, einfältig, das Schöne kann auch klein, geputzt und geziert sein." Auch das Romantische in der Natur sucht er zu definieren, wenn auch noch recht unbestimmt: „Die Eigenschaft des Schrecklich-Erhabenen, wenn sie ganz unnatürlich wird, ist abenteuerlich. Insofern die Erhabenheit oder Schönheit das bekannte Mittelmaß überschreitet, so pflegt man sie romanisch zu nennen."[1]

---

[1] S. 107. Romanisch und abenteuerlich ist ihm noch identisch; so spricht er S. 462 von dem wunderlichen Geschmack des Mittelalters, das „eine seltsame Art von heroischen Phantasten" hervorgebracht habe, „welche sich Ritter nannten und Abenteuer aufsuchten, Turniere, Zweikämpfe und romanische Handlungen." Wie hier Kant das Romantische „unnatürlich" und das bekannte Mittelmaß überschreitend definiert, wobei nicht viel zu denken ist, nennt Jean Paul es „das Schöne ohne Begrenzung"; Goethe kommt unserer modernen Anschauung viel näher, wenn er in den Sprüchen in Prosa (3. Abteilung) sagt: „Das sogenannte Romantische einer Gegend ist ein stilles Gefühl des Erhabenen unter der Form der Vergangenheit oder, was gleich lautet, der Einsamkeit, Abwesenheit, Abgeschiedenheit" — wenngleich hier der spezifische Eindruck der großartigen Gebirgslandschaft, im Unterschiede z. B. von der Einsamkeit und Abgeschiedenheit der unermeßlich öden Haide oder Wüste, nicht recht zur Geltung kommt. Auf Kant fußt Schiller in seiner trefflichen Abhandlung „Über das Erhabene", in welcher er ausführt: „Das Gefühl des Erhabenen ist ein gemischtes Gefühl. Es ist eine Zusammensetzung von Wehsein, das sich in seinem höchsten Grad als ein Schauer äußert, und von Frohsein, das bis zum Entzücken steigen kann und, ob es

Herder citiert Kant, wenn er in der Kalligone, die 1800 erschien, den einen der Unterredner sagen läßt: „Man nennt den Tag schön, die Nacht erhaben“ und sucht über ihn hinauszugehen mit der These: „Nicht Gegensätze sind das Erhabene und Schöne, sondern Stamm und Äste eines Baumes, sein Gipfel ist das erhabenste Schöne“ d. i. das Romantische. Auch Herder sucht sich über die Eindrücke der Natur klar zu werden in der Kalligone; eine zackige Gegend nennt er verhaßt, eine nichtssagende, charakterlose langweilig. „Wo die Natur sich mächtig in Bergen, sanft in Thälern bezeichnet, da fliegt unser Mut in kühnem Traum empor, da wohnt im Busen des Thals unsre stille Seele.“ „Im Wechsel Harmonie“ ist sein Ideal, so das Meer im Sturm und in der darauf folgenden Stille — „ein Ozean schöner Formen in Ruhe und in Bewegung.“ Der Fluß, vom Felsen sich stürzend, macht die Gegend „fürchterlich, grausend“, dann schleicht er lustwandelnd durchs Thal, „liebet und küsset die Gegend“, „nach unwandelbaren Gesetzen erfolgen diese Umwandlungen, sie werden von unserem Sinn erkannt und sind unserm Gefühl harmonisch.“ Dieselbe „Wohlordnung im Wechsel“ findet er in der Pflanzenwelt, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, vom Palmbaum bis zum Moose. Im zweiten Teile schildert er begeistert das Erhabene des Himmels und des Meeres.[1]

---

gleich nicht eigentlich Lust ist, von feinen Seelen aller Lust doch weit vorgezogen wird. Der Anblick unbegrenzter Fernen und unabsehbarer Höhen, der weite Ozean zu seinen Füßen und der größere Ozean über ihm entreißen den für das Erhabene empfänglichen Geist der engen Sphäre des Wirklichen und der drückenden Gefangenschaft des physischen Lebens.“ Das Romantische ist nur eine Steigerung des also gefaßten Erhabenen.

[1] XIX, S. 78: „Der hohe Himmel! Was träumen wir nicht von dieser erhabenen Burg, von dieser blaugoldnen Wölbung, von ihren Lichtern, dem Monde, der Sonne, den Sternen! Unsere Kindesphantasie flog in dies Land der Träume, bewohnte den Mond, berührte die Sterne. In den Brunn der Morgenröte tauchten wir uns und schifften im Zuge der Wolken. Die Kindheitsphantasie aller Völker der Welt wohnt in diesem Erhabenen.“ . . S. 80: „Als ich zuerst das Meer sah, auch ein Unendliches, eine himmlisch weite Aussicht, bis wo es sich in die Wolken verlor und der Himmel sich zu ihm senkte, verlor sich mein Blick in die ungemessene Höhe und Tiefe. . . Ent-

Von seinem klaren, eindringenden Verständnis der dichtenden Volksseele in ihrem Verhältnisse zu der Natur zeugen die schönen Worte über Naturbeseelung in dem Aufsatze „Vom Gefühl des Schönen und Physiologie überhaupt“[1]: „In der Natur muß alles belebt sein, oder es rührt nicht, ich fühle es nicht. Der kühle Zephyr und der erwärmende Sonnenstrahl und der den Baum durchwehende Wind und der duftende Blumenteppich muß uns kühlen, uns erwärmen, uns durchrauschen: dann fühlen wir die Natur. Der Dichter sage nicht, daß er sie fühlt, wenn er sie nicht so lebendig empfindet in großen Wüsten, als Ossian, wo alles rauscht und lebt und durchdringt, im Sanften, Angenehmen, als Theokrit und die Orientalen. In der Natur, je mehr Gattungen zusammentreffen, desto schöner! z. B. bei einem schönen Landgute rausche ich mit dem Winde und werde belebt (— und belebe, beseele! —), rieche und dufte mit den Blumen, zerfließe mit dem Wasser, schwebe im Blau des Himmels; da alle Gefühle!“ — Aber Herder verstand es auch selbst, die Leier zu rühren und voll und kräftig in die Saiten zu schlagen, sodaß die Natur mit seinem Sange mitlebt und er sein warmes, herzliches Naturgefühl in schönen Versen bekundet, mag auch das Gedankenmäßige überwiegen.[2] Er grüßt „die Lerche“: „Gegrüßet seist du, du Himmelsschwinge“; er preist den „Regenbogen“: „Schönes Kind der Sonne, . . Über schwarzen Wolken mir ein Bild der Hoffnung, . . Hoffnungen sind Farben, Sind gebrochner Strahlen und der Thränen

rissen dem trägen Boden schwebt unser Geist auf den Flügeln des Windes. (Der Sturm erwacht), in diesem Aufruhr der Natur erblickte ich, welch Erhabenes in einer höheren Ordnung liegt“ u. s. f. — Gegen die barocke „Lustgärtnerei“ wendet er sich unter Rousseau'schem Einfluß scharf im ersten Teil der Kalligone (XVIII, 220): „Dank dem bessern Gefühl der Menschen, daß wir auch im Gartenbau über dies tote Spiel der Einbildungskraft, eine Gegend bloß als Malerei zu ordnen und mit ausgehauenen Alleen, mit tiergeformten Bäumen, mit Wasserpartien aus arabischen Felsen — zu verwüsten, hinweg sind. Der Mensch von Gefühl wendet sich weg und grüßt die freie Natur als seine Schwester.“

[1] Winter a. a. O. S. 32.

[2] Vergl. „Das Flüchtigste“: „Tadle nicht der Nachtigallen Bald verhallend süßes Lied“ oder „Nichts verliert sich“ u. a. m.

Kinder, Wahrheit ist die Sonne."[1] Wie sinnig ist hier die Verschmelzung des Natürlichen und Menschlichen! „Am Meer bei Neapel" schreibt er, entzückt von der herrlichen Umgebung:

Ermüdet von des Sommers schwerem Brande
Setzt' ich danieder mich ans kühle Meer.
Die Wellen wallten küssend hin zum Strande
Des grauen Ufers, . .
Und über mir, hoch über mir in Lüften
Des blauen Äthers säuselte der Baum . .
Die schlanke, schöne Königin der Bäume,
Die Pinie, hob mich in goldne Träume.

Und im „Angedenken an Neapel" klagt er:

Ja, verschwunden sind sie, sind verschwunden
Jene kurzen, jene schönen Stunden,
Die auch ich am Posilipp erlebt.
Holder Traum von Grotten, Felsen, Hügeln,
Inseln und der Sonne schönen Spiegeln,
Seen, Meer — du bist mir fortgeschwebt.

Ja, unaussprechlich scheint ihm der Zauber der herrlichen Abende am Meer:

Wenn die Abendröt' im stillen Meere
Sanft verschwebte und mit seinem Heere
Glänzender der Mond zum Himmel stieg,
Ach, da flossen mit so neuem Sehnen
Unschuldsvolle, jugendliche Thränen;
Nur ein Seufzer sprach, und alles schwieg.

Von echt poetischer Naturanschauung zeugt es, wenn er „Die Nacht", die heilige, stille Mutter der Gestirne, preist:

---

[1] Goethe schreibt (Der j. G. von Bernays I, 53): „Das Licht ist Wahrheit, doch die Sonne ist nicht die Wahrheit, von der das Licht quillt. Die Nacht ist Unwahrheit. Und was ist Schönheit? Sie ist nicht Licht und nicht Nacht. Dämmerung, eine Geburt von Wahrheit und Unwahrheit. Ein Mittelding." Ein schönes, tiefes Wort. Im Schönen fließen die Gegensätze von Idee und Wirklichkeit zusammen wie Licht und Schatten in der Dämmerung. Zugleich aber kann das Wort als Motto für die Romantiker dienen, deren Schönheitsideal auch Dämmerung war d. h. aber das mystische Zusammenrinnen von Traum und Leben, von Phantasie und Verstand, sodaß die Dämmerung zu nebelhaftem Halbdunkel und nächtlicher Unbestimmtheit aller Umrisse wird.

Dich erwartet
Lechzend schon die Erd', und ihre Blumen
Beugen matt ihr Haupt, aus deinem Kelche
Nur zwei Tropfen Himmelstau zu kosten:
Und mit ihnen neiget sich ermattet
Meine bilderüberfüllte Seele.

Die Schauer der Unendlichkeit wehen ihn an und heben zu hohem Schwunge sein Lied:

Sternenreiche, goldgekrönte Göttin,
Du, auf deren schwarzem, weitem Mantel
Tausend Welten funkeln . .
Heilig Schweigen, das die Welt jetzt füllet,
Sanfter Strom, der in den ewgen Ufern
Endeloser Schöpfung feiernd hinrollt! . .
Meere der Unendlichkeit umfangen
Meinen Geist, die Himmel aller Himmel!
Nächtlich still, ein Meer voll lichter Scenen,
Wie das Weltmeer, voll von Feuerfunken.

So ruft er auch in der „Sankt-Johannisnacht“: „Unendlich ach, unerschöpflich bist du schön, Mutter Natur!“

Doch auch Herder stand unter dem Banne der Empfindsamkeit seiner Zeit, wie der Briefwechsel mit seiner Braut Karoline Flachsland bezeugt[1]; auch hierin erkennt man, wie Rousseau auf ihn eingewirkt hat. Er schreibt (S. 59): „Die liebsten Stunden sind für mich, da ich ganz ohne Gesellschaft einen sehr angenehmen Wald, der dicht an Bückeburg liegt, durchstreife oder im Schatten meines Gartens an einem Wall liege oder endlich — denn seit drei Tagen haben wir vortrefflichen und gestern den schönsten Mondschein von der Welt — diese Stunde der schönschlummernden Nacht mit allem Gesange der Nachtigall genieße“; ein andermal: „Ich zähle keine süßeren Stunden als die der grünen Einsamkeit —, ich lebe so romantisch einsam und in Wäldern und Kirche, wie es nur Dichter, Verliebte und Philosophen leben können“; und seine Braut bekennt: „Es ist alles in und um mich Freude; eine jede Blume,

[1] Aus Herder's Nachlaß, herausgegeben von Düntzer und Ferd. Gottfr. v. Herder, 3. Bd., Frankfurt a. M. 1857.

Pflanze oder was es sein mag in der Natur, kommt mir schön vor, seit ich Dich kenne, mein Süßester“ (S. 38) und: „Ich ging früh in mein Kämmerchen, der Mond war eben ganz von Wolken verdunkelt, und die Nacht war mit dem Fröschegequack so melancholisch, daß ich lange nicht vom Fenster weg konnte; meine ganze Seele war in Wolken und Dunkel, ich dachte an Dich, Süßer, Lieber, und der Gedanke, der Seufzer verfolgte mich bis zum Weinen;“[1] und: „Gefällt Ihnen die gute liebe Kornähre auch so wohl? Ich gehe niemals vor einem Kornfeld vorbei, ohne die Ähre zu streicheln.“ —

Goethe sammelt wie in einen Brennpunkt die Einzelstrahlen jener Naturempfindung, welche die Lyrik vor ihm und seine zeitgenössische Epoche zum Ausdruck brachte; aber das Unnatürliche und krankhaft Empfindsame, das in der Geschmacksrichtnng lag und auch ihn zunächst in seinen unseligen Bann schlug, überwand er und wurde so der befreiende, rettende Genius moderner

---

[1] Das Weinen spielt eine große Rolle, vergl. S. 63, 113 u. a. „Meine weinende Seele, Ihre schöne Seele, Ihre empfindungsvolle Seele, Ihr empfindungsvolles Auge“ sind sehr häufig; „empfindsam“ gilt als ehrendes Beiwort, S. 91: „Merck hat an Lila etwas gemacht, Lila ist die Frl. v. Ziegler, ein außerordentlich empfindsames Mädchen; Merck ist ganz begeistert von ihr“, S. 181: „Das Mädchen ist das empfindungsvollste, edelste, schönste Herz“, 182: „O die schöne Seele! Sie ist ein süßes, schwärmerisches Mädchen, hat ihr Grab in ihrem Garten gebaut, einen Thron in ihrem Garten“. Daß Karoline „selige Morgenstunden“ bei den Oden Klopstock's an Cidli verlebt (154), nimmt nicht wunder, „es ist ein Himmelreich in ihnen, es ist ein Blick ins Elysium“. Auch Werther's Lotte seufzt nur „Klopstock“, und damit ist alles Empfindsame gesagt. — Die Empfindsamkeit wird zur Melancholie bei dem unglücklichen Lenz, vergl. seine Briefe an Salzmann in Stoeber's Buch „Lenz und Friederike von Sesenheim“, Basel 1842; ich hebe nur eine auch für sein Naturgefühl bezeichnende Stelle heraus S. 68: „Eine sanfte Melancholie verträgt sich sehr wohl mit unserer Glückseligkeit und ich hoffe. — nein ich bin gewiß, daß sie sich noch einst in reine und dauerhafte Freude auflösen wird, wie ein dunkler Sommermorgen in einen wolkenlosen Mittag. Auch fehlen mir jetzt öftere Sonnenblicke nicht . . An den Brüsten der Natur hange ich jetzt mit verdoppelter Inbrunst, sie mag ihre Stirne mit Sonnenstrahlen oder kalten Nebeln umbinden, ihr mütterliches Antlitz lächelt

Kultur. Die deutsche Lyrik gipfelt in ihm; aber auch das deutsche Naturgefühl hat in ihm den lebenswahrsten, individuellsten und zugleich universellsten Interpreten gefunden. Er vereint Homerische Naivität und Shakespeare'sche Sympathie mit Rousseau'scher Naturschwärmerei und Ossianischer Melancholie; die größten Gegensätze löst er auf in universelle Harmonie, kraft seiner Originalität, welche wohl die mannigfachsten Momente der Zeitrichtung in sich aufnimmt und sich auch wohl von ihnen bestimmen läßt, aber doch nur, um sie mit eigenstem Geiste zu durchdringen, zu überwinden und von allem Schlackenwerk zu reinigen. Welch in sich unwahres, fingiertes Getändele und sentimentales Geschwärme war zumeist die Liebeslyrik seiner Zeit, und darum wie arm an jenen sympathetischen Gleichnissen und Metaphern, welche Innenwelt und Naturleben in Beziehung setzen oder innerlich verschmelzen! Bei Goethe ist alles Leben und — Natur. „Die Natur wollte wissen, wie sie aussieht, und da schuf sie Goethe," d. h. in dem Mikrokosmos Goethe spiegelt sich der Makrokosmos der modernen Zeit. Er ist ein universell-moderner Mensch, wie vor ihm niemand, und als der größte Lyriker der Welt hat er ein Auge und ein Herz für die Natur, wie auch nach ihm nur wenige. Er lebte kein Traumleben in der Phantasie wie so viele Elegiker und Idyllendichter des 18. Jahrhunderts, sondern frisch und fest fühlte er sich auf dem Boden der Wirklichkeit, und von der Kindheit an war in ihm „ein lebhaftes Gefühl für alles Gegenständliche" lebendig, wie er in „Wahrheit und Dichtung" selbst sagt. Kein Dichter, selbst Klopstock nicht, ist reicher an sprachlichen Neubildungen als er; jedes Beiwort, das er in neuer Prägung einem

mir immer, und oft werd' ich versucht, mit dem alten Junius Brutus mich auf den Boden niederzuwerfen und ihr mit einem stummen Kuß für ihre Freundlichkeit zu danken. In der That, ich finde in der Flur um Landau täglich neue Schönheiten, und der kälteste Nordwind kann mich nicht von ihr zurückschrecken. Hätt' ich doch eines göttlichen Malers Pinsel, ich wollte Ihnen gleich einige Seiten von diesem vortrefflichen Amphitheater der Natur hinmalen, so lebhaft hat's sich in meiner Fantasei abgedrückt. Berge, die den Himmel tragen, Thäler voll Dörfern zu ihren Füßen, die dort zu schlafen scheinen, wie Jakob am Fuß seiner Himmelsleiter." —

Substantivum beilegt, ist der eigensten Naturbeobachtung abgelauscht und von plastischer Wahrheit. Welche Anmut und Kraft, welche echt poetische Anschauung liegt in den Adjektiven und Partizipien, wenn er das Haidenröslein „morgenschön“ nennt, die Welle „buhlerisch“, das Frühlingswetter „rosenfarben“, die Berge „wolkig himmelan“, das Veilchen „gebückt in sich und unbekannt — es war ein herzig's Veilchen“, wenn er den Tag „allleuchtend“, die Blätter „lichtgrün“, die Oktobernebel „dampfend“, die Wolken „rollend“, die Blitze „segnend“, Ros' und Lilie „morgentaulich“ bezeichnet, wenn er dem West feuchte Schwingen beilegt, die hohen Tannen melodisch rauschen und den Wasserfall melodisch herniedereilen läßt. Welche innige, gleichsam krystallisierte Naturanschauung ruht in den Zusammensetzungen wie: wellenatmend, sturmatmend, feuchtverklärt, oder in den Substantiven wie: süße Himmelsmilde, Blütendampf, Nebelgeriesel, Purpurgewölk, Liebesblick der Sonne, Mondendämmerung, Goldwolken, Wolkendunst, Nebelthal, Schattenthal, Blütenherz, Lebensfluten, Thatensturm u. s. f. Jedes einzelne wirkt mit der Unmittelbarkeit dichterischer Eingebung und weckt eine Reihe von Bildern und Gedanken, als ob ein jedes ein zusammengedrängtes Gedicht wäre. Wie malen das Charakteristische der nordischen Atmosphäre die wenigen Zeilen mit den treffenden Beiworten: „Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden empfing, Trüber der Himmel und schwer auf meinen Scheitel sich senkte, Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag.“ Am lebensvollsten und reichsten an solchen malenden Beiwörtern ist der Werther — „Wenn ich im hohen Grase am fallenden Bache liege, wenn das liebe Thal um mich dampft u. s. f. Es donnerte abseitswärts, und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf“ oder: „Es war der herrlichste Sonnenaufgang! Der tröpfelnde Wald und das erfrischte Thal um mich her! . . wenn der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Röhren dahingleitete und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte

Abendwind am Himmel herüberwiegte. Wenn du heraufgehst auf den Berg an einem schönen Sommerabende, dann blicke nach dem Kirchhofe hinüber nach meinem Grabe! Wie der Wind das hohe Gras im Scheine der sinkenden Sonne hinundherwiegt" u. s. f. Wie bringen hier Leben und Bewegung in die stille, friedliche Scene die Verba: säuseln, tröpfeln, herüberwiegen, hinundherwiegen! —

Es liegt in der Natur des Liedes, daß Gleichnisse nicht eben häufig sind in ausgesponnenen Sätzen mit „gleichwie" oder „wie"; doch auch hierfür bietet er in seinen Gedichten manches schöne Beispiel aus der Natur. Sein Lieb nennt er „So golden schön wie Morgenwolken auf jenen Höhn" und redet zu ihm: „So war ich gewohnt, dich zu sehen, Wie man die Sterne ersieht, Wie man den Mond sich beschaut, Sich an ihnen erfreut Und innen im ruhigen Busen Nicht der entfernteste Wunsch, Sie zu besitzen, sich regt"; „Wie der Frühling die Blumen mir giebt, so geb' ich Küsse"; „Wie im Winter die Saat nur langsam keimet, Im Sommer lebhaft treibet und reift, So war die Neigung zu dir." Der Stern wandelt dahin „wie mit Blumenfüßen"; die Charitinnen nennt er „rein wie das Herz der Wasser, wie das Mark der Erde." Dem Gleichnisse nahe stehen Wendungen wie: „Zart Gedicht, ein Regenbogen, Wird nur auf dunklen Grund gezogen" und: „Was unterscheidet Götter von Menschen? Daß viele Wellen Vor jenen wandeln, Ein ewiger Strom: Uns hebt die Welle, Verschlingt die Welle, und wir versinken"; und in der Stella heißt es Akt III: „Du fühlst nicht, was Himmelstau dem Dürstenden ist, der aus der öden sandigen Welt an deinen Busen zurückkehrt," Akt V: „Mir war's frei in der Seele, rein wie ein Frühlingsmorgen." Im Faust wird das Leben symbolisiert: „Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend, Der spiegelt ab das menschliche Bestreben: Am farbigen Abglanz haben wir das Leben." Und als Werther sein ganzes Wesen zwischen Sein und Nichtsein zittern fühlt, alles um ihn her zu versinken und mit ihm die Welt unterzugehen scheint, da „leuchtet die Vergangenheit wie ein Blitz über dem finstern Abgrunde der Zukunft" (II, 15. Nov.).

Welch grandioses Bild und welche prägnante rück- und vorwärtsdeutende Anschauung! —

Häufiger als Gleichnisse sind Metaphern, zusammengedrängte Vergleiche wie: ein Meer des Wahns, ein Meer von Wohlgerüchen, des Kampfes Welle, der Strom des Genies, der Verzweiflung Tigerklaue, der Vergangenheit Sonnenstrahl; „O laß den reinen Hauch der Liebe dir Die Glut des Busens leise wehend kühlen“ mahnt Iphigenie den Thoas; und Eleonore klagt über Tasso: „Er scheide nur! Allein welch' eine Dämmerung fällt nun vor mir; sonst trug uns der Strom auf leichten Wellen ohne Ruder hin.“ Aber besonders reich ist Goethe's Lyrik an stimmungsvollen, echt poetischen Naturbeseelungen; mehr als bei irgend einem andern kann man bei Goethe sehen, wie das innere Leben, das die Brust fast zum Springen füllt, hinausdrängt, um auch die tote Natur mit Lebensfülle zu beseelen, vor allem wenn das Herz in Liebe schwillt, welche die ganze Welt in neuem Lichte zeigt, mit rosigem Hauche übergießt und überall wie in der eigenen Brust ein ähnlich Fühlen und Liebesweben voraussetzt oder ahnt. So lebt und lacht alles und ist erfüllt bis ins Einzelne hinein von Liebesleben, so glänzt und jubelt alles vor Lust in dem köstlichen „Mailied“, im „Ganymed“; und „Auf dem See“ singt er:

Wie ist Natur so hold und gut, Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn Im Rudertakt hinauf —
Weg du Traum! so gold du bist! Hier auch Lieb' und Leben ist!
Auf der Welle blinken Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken Rings die türmende Ferne;
Morgenwind umflügelt Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt Sich die reifende Frucht.

Aus allen Sphären des Naturlebens lassen sich die schönsten Personifikationen in den Gedichten aufweisen; da thront die Sonne stolz am Himmel, da blickt die glühende Sonne zum schroffen Gipfel empor oder lockt mit Feuerliebe oder labt sich wie der Mond im Meer, da brütet der Mutter Sonne Scheideblick die Beeren des Weinstocks; und vom Morgen singt der

Dichter: „Der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte Den leisen Schlaf — Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,“ vom Mond: „Breitest über mein Gefild lindernd deinen Blick“ und in der wolkenschweren Nacht: „Der Abend wiegte schon die Erde, Und an den Bergen hing die Nacht — Der Mond von einem Wolkenhügel Sah kläglich aus dem Duft hervor;“ und von den Sternen: „Die hohen Sterne ihr helles Auge zu mir nieder wenden.“ Selbst der Fels lebt: „Der harte Fels schließt seinen Busen auf, Mißgönnt der Erde nicht die tiefverborgnen Quellen“; der Bach: „Du eilst mit frohem, leichten Sinn hinunter — Seht den Felsenquell, Freudehell, Wie ein Sternenblick, Doch ihn hält kein Schattenthal, keine Blumen . . nach der Ebene drängt sein Lauf, Schlangenwandelnd, Dann stäubt er lieblich In Wolkenwellen . . schäumt unmutig zum Abgrunde“; der Sturm:

Aber aus der dumpfen, grauen Ferne Kündet leise wandelnd sich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder aufs Gewässer: Und vor seinem starren Wüten
Streckt der Schiffer klug die Segel nieder.

Auch die Blumen werden belebt:

Da wanken Glöckchen So weiß wie Schnee,
Primeln stolzieren so naseweis,
Schalkhafte Veilchen, Versteckt mit Fleiß,

und:

Es dringen Blüten Aus jedem Zweig —
So liebt die Lerche Gesang und Luft
Und Morgenblumen den Himmelsduft.

Doch dies sind ja alles nur Bruchstücke! Suchen wir uns nun aus dem Ganzen und Vollen ein anschauliches Bild von Goethe's Naturanschauung zu machen, indem wir den einzelnen Phasen seiner geistigen Entwickelung nachgehen und die Wandlungen aufweisen, welche dieser gemäß auch sein dichterisches Verhältnis zur Natur darbietet. Frühe Zeugnisse aus seinem sich entfaltenden Seelenleben bekunden ein herzliches Verhältnis zur Natur. Schon 1766 schreibt er von Leipzig[1]: „Ihr

[1] Der junge Goethe von Bernays, I, 13.

lebt vergnügt in M. Ich lebe hier eben so. Einsam. Einsam, ganz einsam. Bester Riese, die Einsamkeit hat so eine gewisse Traurigkeit in meine Seele gepräget. Es ist mein einziges Vergnügen, Wenn ich entfernt von jedermann, Am Bache bei den Büschen liegen, An meine Lieben denken kann"; voll Unmut fährt er fort:

Da wird mein Herz von Jammer voll, Mein Aug' wird immer trüber,
Der Bach rauscht jetzt im Sturm vorüber, Der mir vorher so sanft erscholl.
Kein Vogel singt in den Gebüschen, Der grüne Baum verdorrt,
Der Zephir, der mich zu erfrischen, Sonst wehte, stürmt und wird zum Nord
Und trägt entrissene Blätter fort.

So stehen also seine Seele und die Natur in Sympathie, in inniger Wechselbeziehung. — Auch unter den frühesten Gedichten sind nur wenige,[1] welche dem herrschenden Geschmack huldigen und noch nicht den eigenartigen Goethe'schen Stempel tragen; so ist in dem Liede „Die Nacht" die erste Strophe mit „Luna" und „Zephirs" noch eine Konzession an die herrschende Richtung, aber schon echt Goethisch sind die Zeilen: „Schauer, der das Herze fühlen, Der die Seele schmelzen macht, Flüstert durchs Gebüsch im Kühlen, Welche schöne, süße Nacht!"

Liebe und Natur sind die beiden Saiten, welche der junge Goethe so unvergleichlich zusammenklingen läßt. Wo die Geliebte weilt, „da ist Lieb' und Güte, ist — Natur"; an sie denkt er, ob nun „der Sonne Schimmer Vom Meere strahlt, ob sich des Mondes Flimmer In Quellen malt"; „Ladend und lieblich bist du, Und Blumen, Mond und Gestirne Huldigen, Sonne, nur dir". Ein leidenschaftliches Naturgefühl bricht hindurch in dem Jubelruf der Sesenheimer Zeit, dem „Mailied":

Wie herrlich leuchtet Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne! Wie lacht die Flur!

Die Liebe ist es, die des Dichters Brust schwellt und deren Widerspiel er nun überall auch in der Natur wahrnimmt:

[1] So etwa: Die Spröde, Die Bekehrte: „Bei dem Glanz der Abendröte Ging ich still den Wald entlang, Damon saß und blies die Flöte, Daß es von den Felsen klang, So la la!"; März; Lust und Qual; Luna; Gegenwart.

Es dringen Blüten Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen Aus dem Gesträuch,
Und Freud' und Wonne Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne, O Glück und Lust.
O Lieb', o Liebe —
Du segnest herrlich Das frische Feld,
Im Blütendampfe Die volle Welt!

Noch dem Greise steht in rückblickender Erinnerung nicht bloß die holde Gestalt Friederikens vor Augen, aus jenen glücklichen Tagen der Jugend, sondern auch die Natur, die sie umgab. Wie warm schildert er beide in „Wahrheit und Dichtung" III: „Ihr Wesen, ihre Gestalt trat niemals reizender hervor, als wenn sie sich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte; die Anmut ihres Betragens schien mit der beblümten Erde und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern". Er preist den Genuß der Tages- und Jahreszeiten in dem herrlichen elsässischen Lande: „Man durfte sich nur der Gegenwart hingeben, um diese Klarheit des reinen Himmels, diesen Glanz der reichen Erde, diese lauen Abende, diese warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen". Und wenn er einmal singt:

Ein grauer trüber Morgen Bedeckt mein liebes Feld,
Im Nebel tief verborgen Liegt um mich her die Welt,

so weiß er, daß dann das Auge seines lieben Mädchens der lieben Natur zu Hilfe kommt oder für sie entschädigt: „In einem deiner Blicke Liegt Sonnenschein und Glück".

Welch frisches, unmittelbares Stimmungsleben bebt in dem Abschiedsliede: „Es schlug mein Herz; Geschwind zu Pferde" — Das Gefühl des in die Nacht hinausschauenden, durch die Nacht dahinreitenden Dichters ist ein so reges, sein Herz so übervoll, daß es überquillt und sich der Natur mitteilt; alles um ihn her nimmt Bewegung, nimmt Leben, nimmt Empfindung an; selbst die Dunkelheit bekommt Augen, dem Mond wird die Abschiedsstimmung des Dichters beigelegt, und die Winde denkt sich seine Phantasie als geflügelte Wesen:

Der Abend wiegte schon die Erde, Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon stand im Nebelkleid die Eiche Ein aufgetürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche Mit hundert schwarzen Augen sah.
Der Mond von einem Wolkenhügel Sah kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel, Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer, Doch frisch und fröhlich war mein Mut;
In meinen Adern welches Feuer! In meinem Herzen welche Glut!

Nahe an dieses Gedicht klingt es an, nur mehr im Moll der Trennungswehmut gehalten:

Ein zärtlich jugendlicher Kummer
Führt mich ins öde Feld; es liegt
In einem stillen Morgenschlummer
Die Mutter Erde. Rauschend wiegt
Ein kalter Wind die starren Äste. Schauernd
Tönt er Melodie zu meinem Lied voll Schmerz.
Und die Natur ist ängstlich still und trauernd,
Doch hoffnungsvoller als mein Herz.

Goethe erzählt selbst, wie er Trost für seinen Liebeskummer in Frankfurt fand — „wegen meines Umherschweifens in der Gegend pflegte man mich den Wanderer zu nennen; dieser Beruhigung für mein Gemüt, die mir nur unter freiem Himmel, in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zu teil ward, kam die Lage von Frankfurt zu statten“ . . und „eine neue Welt that sich bei eintretendem Winter mit dem Schlittschuhfahren uns auf“. Er fühlt Klopstock die Wonne nach, ja selbst an Ossian wird er gemahnt, — denn es genügte nicht, einen herrlichen Sonnentag auf dem Eise zu verbringen, wir „setzten unsere Bewegung bis spät in die Nacht fort. Der über den nächtlichen, weiten, zu Eisfeldern überfrorenen Wiesen aus den Wolken hervortretende Vollmond, die unserem Lauf entgegensäuselnde Nachtluft, des bei abnehmendem Wasser sich senkenden Eises ernsthafter Donner, unserer eigenen Bewegungen sonderbarer Nachhall vergegenwärtigten uns Ossianische Scenen ganz vollkommen“.

Doch wie die Tiefen seines Innern das Verhältnis zu Lotte weit mehr aufrührte als das zu Friederike und Lili — („Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte, Welche Wonne gäb' mir dieser

Blick!" — sie anzuschauen, reizt ihn mehr als die schöne Fernsicht), so führt es ihn dem Herzen der Natur noch weit näher. Es giebt kein Buch in irgend einer Sprache, das so durchtränkt und durchzogen ist von der innigsten Sympathie mit der Natur, so erfüllt von Liebe und Andacht vor ihr, so durchglüht von heißem Empfinden und Versenken in das geheimnisvolle Weben und Leben in ihr — wie Werther.[1] Goethe erklärt selbst in „Wahrheit und Dichtung" das „wunderliche Element, in welchem Werther ersonnen und geschrieben ist: Ich suchte mich innerlich von allem Fremden zu entbinden, das Äußere liebevoll zu betrachten und alle Wesen vom menschlichen an, so tief hinab, als sie nur faßlich sein möchten, jedes in seiner Art, auf mich wirken zu lassen. Dadurch entstand eine wundersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur, und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen ins Ganze, so daß ein jeder Wechsel, es sei der Ortschaften und Gegenden oder der Tages- und Jahreszeiten, oder was sonst sich ereignen konnte, mich aufs innigste berührte. Der malerische Blick gesellte sich zu dem dichterischen; die schöne ländliche, durch den freundlichen Fluß belebte Landschaft vermehrte meine Neigung zur Einsamkeit und begünstigte meine stillen, nach allen Seiten hin sich ausbreitenden Beobachtungen."

Ist der Einfluß, den Rousseau's Neue Heloise auf „Werther's

---

[1] Auch Laprade ist von Bewunderung erfüllt für den incomparable artiste et poëte inspiré du sentiment de la nature; c'est qu'il excelle à peindre le monde extérieur et le coeur humain l'un par l'autre, qu'il mêle les images de l'univers visible à l'expression des sentiments intimes, de manière à n'en former qu'un seul tissu . . Tous les éléments d'un objet, d'une situation apparaissent à la fois et dans leur harmonie essentielle à cet incomparable esprit. . . Er staunt über den admirable symbolisme im Werther; chaque lettre répond à la saison où elle est écrite. . . L'idée et l'image s'identifient dans un fait suprême, dans un cri, il se fait entre l'émotion intime et l'impression du dehors une sorte de fusion, vergl. chap. V, S. 323 f. Ja trotz des Goethe'schen paganisme grec und panthéisme, bekennt er S. 336: Le nom de G. marque une des grandes dates, une des grandes révolutions de la poésie, la plus grande, nous le croyons, depuis Homère und S. 346: G. est la plus haute expression poétique des tendances de notre siècle vers le monde extérieur et la philosophie de la nature.

Leiden“ geübt hat, auch ein unverkennbarer und tiefer,[1] so bleibt doch namentlich auch betreffs des Naturempfindens ein sehr merklicher Unterschied bestehen. Bei Rousseau findet sich wohl „der malerische Blick“, aber der dichterische ist lange nicht so tief eindringend, wie in dem Goethe’schen Roman. Aus diesem sprüht überall das deutsche Gemüt, der Tiefsinn eines deutsch-empfindsamen Herzens; die Außenwelt, das Landschaftliche wird nicht als Rahmen gezeichnet, sondern stets verwoben und verflochten mit der Stimmung des Helden; bei Rousseau waltet immer der Gegensatz von Kultur und Natur vor und in religiöser Hinsicht der Deismus; bei Goethe wird die Natur in Empfindung aufgelöst, und seine Naturandacht ist glühender Pantheismus. Und wie der Werther, im vollen Gegensatze zur Heloise, ein vorzüglich komponiertes Kunstwerk ist, so hat Goethe es auch wunderbar verstanden, selbst in der Art, wie der Leidende sich zu der Natur verhält, den Wandel und Wechsel der Stimmung sich spiegeln zu lassen in gleicher Weise, wie er durch besonders sorgsame Ausmalung einzelner kleiner Züge das drohende Unheil anzudeuten und die Sorge davor anschwellen zu lassen weiß — welche Kunst in dieser Meisterschaft von den Neueren nur Theodor Storm ihm abgelauscht hat.

Wie eine elementare Macht wird die wachsende Neigung geschildert, und das eigentlich Revolutionäre, welches die Schrift durchweht, beruht in der Gewalt und Stärke dieser Leidenschaft, die gleichsam das Naturrecht jeder kräftigen, warmen und wahren Empfindung proklamiert. Alles Gemachte, Gezierte, Konventionelle im Denken, Fühlen und Handeln — und was war in jener Zeit nicht konventionell und geziert? — ist Werther zuwider; die Kinderwelt und die schlichten, armen Leute in ihrer Natürlichkeit sind ihm am liebsten — „es verdrießt mich nichts mehr, als wenn Menschen einander plagen, am meisten, wenn

[1] Am schönsten hat hierüber, auch was das Naturgefühl betrifft, Erich Schmidt in seinem trefflichen Buche: „Richardson, Rousseau und Goethe“, Jena 1875, S. 173 ff. gehandelt.

junge Leute in der Blüte des Lebens, da sie am offensten für alle Freuden sein könnten, einander die paar guten Tage mit Fratzen verderben und nun erst zu spät das Unersetzliche ihrer Verschwendung einsehen“ — und die einsame, an geheimen Wundern und Reizen so überreiche Natur. Und vor dieser Deutung ihrer Mysterien, vor einem so intensiven Mitleben mit ihr, vor einer so herzlichen Verschmelzung von Geist und Natur mußte alles zurücktreten, was vordem von deutschen Dichtern in Liedern und Idyllen gesungen worden — in Romanen hatte die Natur überhaupt noch nicht, auch bei den empfindsamen Engländern nicht, eine Rolle gespielt; die Natur ist Werther's herzigste und gleichmäßig treueste Freundin.

Werther ist empfindsam, sentimental, ja diese Sentimentalität nimmt im Laufe des Romans immer mehr den düsteren Charakter Ossianischer Schwermut, Young'scher Melancholie an, aber stets spricht ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz, ein durchaus originaler und sich selbst als solcher sehr wohl fühlender Charakter; möchte er auch in Weichheit und Wehmut vergehen — wieviel mehr Kraft und Geist liegt doch in seinen Ergüssen als in all den Mondscheintiraden der früheren Zeit! Es ist eben ein ganzer Dichter, der da spricht, in der glühenden Kraft seiner besten Jugend.

Werther fühlt sich wie Rousseau am wohlsten in der Einsamkeit. Die Einsamkeit in der „paradiesischen Gegend“ ist „ein köstlicher Balsam“ seinem empfindsamen „fühlenden Herzen“, das er hält „wie ein krankes Kind“; aber die „warme, himmlische Phantasie in seinem Herzen“ durchwärmt und durchleuchtet die Natur um ihn her, sein „liebes Thal“, den „süßen Frühlingsmorgen“, „die unaussprechliche Schönheit der Natur“. „Ganz in malerische Empfindung vertieft“ vermag er doch die Eindrücke mit dem Stift nicht festzuhalten: „Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen, als in diesen Augenblicken“. Und wie schildert er! Er malt nicht das einzelne Nebeneinander, er beschreibt nicht; alles Gegen-

ständliche ist in Empfinden untergetaucht, er fühlt gleichsam das Herz der Natur klopfen, das Leben in ihr pulsieren — und ein Echo in seiner eigenen Brust: „Wenn das liebe Thal um mich dampft und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsternis meines Waldes ruht und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligtum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält! Mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhen wie die Gestalt einer Geliebten; dann sehne ich mich oft und denke: Ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papier das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! Mein Freund! — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen". (I, 10 Mai.)

Es ist eben unaussprechlich, „das g a n z e wunderbare Gefühl, mit dem sein Herz die Natur umfaßt". Und das Geheimnis dieser sympathetischen Naturliebe? Es ist nichts anderes: „Wenn er in sich selbst zurückkehrt", findet er ebenso — „eine Welt" d. h. eine Welt von Gedanken und Gefühlen, die er in Beziehung zu setzen vermag zu der Welt der Erscheinungen, und die der stummen Natur Sprache leihen; er lüftet den Schleier, welcher die Formen deckt, und fühlt in der Natur Geist von seinem Geist; er fühlt es nicht nur hinein, sondern er ahnt ein Ewiges in ihr, was seiner Seele grundverwandt ist, er fühlt die Gegenwart des „A l l m ä c h t i g e n, A l l l i e b e n d e n"; ja, er nennt selbst „das wahre Gefühl von Natur" — Liebe. Und „der Strom seines Genie's" ergießt sich liebevoll über die Natur, und sie wird ihm „ver-

traulich, heimlich, lieb“ — so der ganze Ort, das Thal, der Brunnen, die herrlichen Nußbäume bei dem ehrlichen Pfarrer zu St. u. s. f. — Wie die naive Kinderwelt ihn anzieht, wie er mit ihr „in harmloser Wonne“ verkehrt, so fesselt ihn die schlichte und doch so schöne Gegend: „Es ist wunderbar, wie ich hierher kam und vom Hügel in das schöne Thal schaute, wie es mich ringsumher anzog. — Dort das Wäldchen! — Ach könntest du dich in seine Schatten mischen! — Dort die Spitze des Berges! — Ach könntest du von da die weite Gegend überschauen! — Die ineinander geketteten Hügel und vertraulichen Thäler! — O könnte ich mich in ihnen verlieren!“ Er giebt sich ganz dem Zauber dieser Dorfidylle hin: er geht des Morgens mit Sonnenaufgang hinaus, sitzt im Wirtsgarten, pflückt selbst sich seine Zuckererbsen, „fädnet“ sie ab, liest inzwischen in seinem Homer, wählt sich einen Kochtopf, stellt die Schoten aufs Feuer u. s. f.

Mit der wachsenden Liebesneigung steigert sich auch „der warme Anteil an der Natur“; am 24. Julius schreibt er: „Noch nie war ich glücklicher, noch nie war meine Empfindung an der Natur, bis aufs Steinchen, aufs Gräschen herunter voller und inniger“. Aber seitdem Albert gekommen, wird ihm die Liebe zur Qual und die Natur zu seinem Peiniger; 18. August: „Mußte denn das so sein, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elendes würde? — Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das ringsumher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge vom Fuße bis zum Gipfel mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahingleitete und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am

Himmel herüberwiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten roten Strahle der Sonne mutig tanzten und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunterwächst, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele! — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Ozeans weht der Geist des Ewigschaffenden und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lobt.“ Die herrliche Sommerabendscene im Faust liegt im Keime in den Worten: „Ach damals, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft meines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt“. Aber nun sieht er in der Natur nur „den Abgrund des ewig offenen Grabes“, „die verzehrende Kraft, die in dem All verborgen liegt“, das „ewig verschlingende, ewig wiederkäuende Ungeheuer“. Die wärmende, stille Flamme in seinem Busen ist zu einem verzehrenden Feuer geworden. Seine innere Unruhe treibt ihn immer wieder hinaus — „Ich schweife dann weit im Feld umher! einen jähen Berg zu klettern, ist dann meine Freude, durch einen unwegsamen Wald einen Pfad durchzuarbeiten, durch die Hecken, die mich verletzen, durch die Dornen, die mich zerreißen! Da wird mir's etwas besser“ . . Er will fort — und im Gedanken, daß er zum letzten Male an den so lieben Stätten weilen soll, wird er sich so recht der Sympathie bewußt, die ihn mit

dem Orte verbindet — „ich ging in der Allee auf und ab, die mir so lieb war; ein geheimer, sympathetischer Zug hatte mich hier so oft gehalten;" der Mondschein, der hinter dem buschigen Hügel heraufkommt, steigert die Wehmut; Lotte spricht — ebenso wie Klopstock — es aus: „Niemals gehe ich im Mondenlichte spazieren, niemals, daß mir nicht der Gedanke an meine Verstorbenen begegnete, daß nicht das Gefühl von Tod, von Zukunft über mich käme" (10. Sept.). Auch in seinem Leid weiß er, was es bedeutet: „Mein Herz habe ich allein" — er kennt die *χάρις γόων* des Euripides, die dolendi voluptas des Petrarca, die „Wonne der Wehmut."

Im zweiten Buche am 4. Sept. schreibt er voll innigster Sympathie mit der Natur: „Ja, es ist so." Wie die Natur sich zum Herbste neigt, wird es Herbst in mir und um mich her. Meine Blätter werden gelb, und schon sind die Blätter der benachbarten Bäume abgefallen."

Und dieser Herbststimmung entspricht es, daß „Ossian den Homer in seinem Herzen verdrängt", die nebelhafte, an Bildern und hochpoetischen Vergleichen so reiche, schwermutvolle Ossianische Dichtung den klaren, freundlich hellen, naiven Homer. Nun aber sagt ihm zu — diese Welt „der Haide, umsaust vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt, im Gebrülle des Waldstroms", die stürmende Nacht mit den jagenden Wolken, der klagende Waldstrom mit dem ächzenden Rauschen und Knarren der Bergtannen. Das Weh übermannt ihn — „dies Herz ist jetzt tot, denn ich habe verloren, was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige belebende Kraft, mit der ich Welten um mich schuf". Und lehnt er hinaus und sieht die Morgensonne über dem Hügel den Nebel durchbrechen und den stillen Wiesengrund bescheinen und sieht den sanften Fluß, der zwischen den entblätterten Weiden sich hinschlängelt; so ist ihm die so herrliche Natur nur — „ein lackiertes Bildchen."

Ossianstimmung verraten seine Zeilen vom 30. Nov.: „Ich gehe an dem Wasser hin in der Mittagsstunde; ich hatte keine Lust

zu essen. Alles war öde, ein naßkalter Abendwind blies vom Berge, und die grauen Abendwolken zogen das Thal hinein;“ und in jener furchtbaren Nacht, wo die Wasser des Stromes das Land überfluten, findet er in den wütend aufgeregten Elementen ein Wiederspiel seines wogenden Herzens, ein Echo, das ihn in die Tiefe rufen möchte: „Nachts nach elfe rannte ich hinaus. Ein fürchterliches Schauspiel, vom Fels herunter die wühlenden Fluten in dem Mondenlichte wirbeln zu sehen, über Äcker und Wiesen und Hecken und alles, und das weite Thal hinauf und hinab eine stürmende See im Sausen des Windes. Und wenn dann der Mond wieder hervortrat und über der schwarzen Wolke ruhte und vor mir hinaus die Flut in fürchterlich herrlichem Wiederschein rollte und klang: da überfiel mich ein Schauer und wieder ein Sehnen! Ach! mit offenen Armen stand ich gegen den Abgrund und atmete hinab! hinab!“

Seinem Abschiedsbriefe fügt er die Zeilen hinzu: „So traure denn, Natur, dein Sohn, dein Freund, dein Geliebter naht sich seinem Ende.“

Die Werther’sche Naturanschauung in ihrer innigen Sympathie mit allen einzelnen Erscheinungen der Lebewelt da draußen um uns her, basiert also vornehmlich — trotz ihrer allmählich immer schwermütigeren und sentimentaleren Stimmung — auf echt poetischem Pantheismus. Noch höheren Flug nimmt dieser im ersten Teil des Faust und gewinnt an Erhabenheit ebenso wie an Tiefe der mystisch-philosophischen Betrachtungsweise. Faust sieht die Welt immer unter dem Zeichen des Makrokosmos an:

Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt,
Wie Himmelskräfte auf und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen!

Und der Erdgeist selbst bekennt:

In Lebensfluten, in Thatensturm Wall’ ich auf und ab,
Webe hin und her, Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer.

Nicht bloß vom Erkennen, sondern auch vom Empfinden gilt das Wort: „Geheimnisvoll am lichten Tag, Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben". Aber Faust lebt in herzlicher Sympathie mit ihr; so grüßt er klagend den Mond: „O sähst du, voller Mondenschein, Zum letzten Mal auf meine Pein!" und die herrlichste Frühlingsstimmung atmen die schönen Worte des Faust auf dem Spaziergange:

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick;
Im Thale grünet Hoffnungsglück!
Der alte Winter in seiner Schwäche
Zog sich in rauhe Berge zurück;

und die idyllische, von dem Frieden des sinkenden Tages durchdrungene Abendstimmung:

Betrachte, wie in Abendsonne-Glut
Die grünumgebnen Hütten schimmern.
Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben —

steigert sich zur Sehnsucht, zu dem weltüberschauenden Verlangen, über die Erdenschranken sich emporzuheben in die unermeßliche Höhe und Ferne, der Sonnenbahn zu folgen, ein Verlangen, das wie Heimweh in den Worten hervorbricht:

O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!
Ich säh' im ewigen Abendstrahl
Die stille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen . .
Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt.

Hier paart sich das glühendste Naturgefühl, das durch die untergehende Sonne sich in die Seele des Schauenden senket, mit dem Weltdurst, der die geheimnisvolle Weite und Größe und Schönheit der Welt mit einem Blicke umspannen, in kühnem Fluge überschauen und ermessen möchte. — Doch den Kern der Goethe'schen Naturanschauung — nicht bloß dieser Epoche des Werther und des ersten Teiles des Faust, sondern überhaupt — kennzeichnet am besten der Monolog, der wahrscheinlich nicht vor dem Frühjahr 1788 geschrieben ist:

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat . .
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen.
Nicht kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen . .

Das Goethe'sche Naturgefühl ist nicht nur Bewunderung, nicht nur ehrfurchtsvolle Andacht, nein, es ist mit einem Worte — Sympathie; Alles um ihn her ist nicht fremd, nein, innig verwandt, ein Ausfluß derselben Gottheit, welcher der Mensch entstammt —

Sind nicht der Fels, das Himmelslicht, die Wogen,
Von mir ein Teil, ein Teil von ihnen ich?
Ist's Liebe nicht, was so mich angezogen?
Was wär' das andre, wenn ichs dem verglich?

fragt Byron. Das andachtsvolle Glaubensbekenntnis eines solchen poetischen Pantheismus ist aber niedergelegt in den Worten des Faust:

Wer darf ihn nennen? Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn . . Der Allumfasser, Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht dadroben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen freundlich blickend Ewige Sterne nicht herauf?

Von dieser innigen, sympathetischen oder pantheistischen Naturliebe sind auch die Gedichte durchtränkt, welche unmittel-

bar nach der Wetzlarer Zeit entstanden sind, — dahin gehört „Mahomets Gesang“, diese großartige Parallele des sich Bahn brechenden Genies mit dem Strom, „der jünglingfrisch aus der Welle tanzt“:

Unter seinem Fußtritt werden Blumen, die ihm seine Knie umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln — und die Bäche von den Bergen rufen:
Bruder! und mit ausgespannten Armen harrt der Ozean, der alte Vater. —
Und so trägt er seine Brüder dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an sein Herz.

Das Pathos Pindars und der Psalmen glüht in diesem Liede sowie in dem schönen Gleichnis:

Des Menschen Seele Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es, Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder Zur Erde muß es ewig wechselnd,

in dem unvergleichlichen „Wanderer“, in „Wanderers Sturmlied“ und vor allem im „Ganymed“: „Wie im Morgenglanze Du rings mich anglühst, Frühling, Geliebter!“ Die von Frühlingswonne geschwellte Brust möchte hinfließen in das herrliche All, möchte hinaufstreben zu dem allliebenden Vater. Mit Recht sagt Loeper:[1] „Das Gedicht ist gleichsam eine Rhythmisierung jenes (Wertherschen) Briefes (vom 10. Mai). Die pantheistische Grundstimmung findet sich so schon in Wanderers Sturmlied: nicht ein Brockes'sches Vergnügen in Gott, nicht Klopstock'sche Anbetung, kein ästhetischer Naturgenuß, noch Naturforschung wie in spätern Jahren, sondern ein Aufgehen in die Natur, ein bis zur Hingabe des Ich an die Elemente gesteigertes, seliges Mitempfinden.“

Auf dem Zürcher See dichtet er am 15. Juni 1775 die warmen Zeilen:

Und frische Nahrung, neues Blut Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut, Die mich am Busen hält!

So singt auch Elmire in „Erwin und Elmire“: „Mit vollen Atemzügen Saug' ich, Natur, aus dir Ein schmerzliches Vergnügen“ . .

Eine der schönsten Perlen Goethe'scher Naturpoesie ist aber aus derselben Zeit „das Herbstgefühl“. Es ward Herbst in

[1] Goethe's Gedichte II [2], 329.

seiner Liebe zu Lili; die Wehmut zittert noch nach in seinem Herzen, — die „ewig belebende Liebe“, die in der Menschenbrust waltet, aber nicht minder in der Natur:

> Euch (die Beeren des Weinstocks) brütet der Mutter
> Sonne Scheideblick, euch umsäuselt
> Des holden Himmels Fruchtende Fülle,
> Euch kühlet des Mondes Freundlicher Zauberhauch.

Die große Wirkung des kleinen Gedichtes, die lyrische Seele desselben, liegt in dem sympathetischen Verschmelzen des Natureindruckes mit der momentanen seelischen Stimmung; es ist ein Gelegenheitsgedicht, wie selbst Goethe sie nur wenige geschaffen. Das Leben und Weben in der Natur findet einen Wiederhall in seiner vielbewegten Brust, und wiederum strömt seine eigene Empfindung in die Natur zurück, sie belebend und beseelend. — Wie sehr er so unter dem Einfluß der Naturstimmung stand, bekennt er selbst in dem Briefe an Frau v. Stein (1. Mai 1777): „Sehr gut habe ich geschlafen und bin wohl aufgewacht, nur sitzt mir ein stiller trauriger Zug über der Seele .. Das Wetter ist recht zu mir gestimmt, und ich fange an zu glauben, daß Witterung, in der ich immer lebe, auch so den immediatsten Einfluß auf mich hat und die große Welt meine kleine immer mit ihrer Stimmung durchschauert.“ So auch an jenem Abend — es wird im Frühling 1778 gewesen sein —, wo er einsam sinnend an der Ilm dahinging und der Mond sein zauberisches Licht auf die Landschaft und in sein leidenschaftlich erregtes Herz warf. Milde und weich hebt es an, das wunderbare Lied „An den Mond“:

> Füllest wieder Busch und Thal Still mit Nebelglanz,
> Lösest endlich auch einmal Meine Seele ganz.

Das Dahinrinnen des Flusses weckt Erinnerung an dahingerauschte Freuden, stimmt ihn wehmutvoll —

> Fließe, fließe, lieber Fluß! Nimmer werd' ich froh,
> So verrauschte Scherz und Kuß Und die Treue so.

Doch das Empfinden sänftigt sich — im Hafen der Freundschaft soll sein Lebenskahn Ruhe finden. Es bedarf keines Wortes, um dar-

zulegen, wie harmonisch Naturbild und Stimmung gegeneinander abgetönt sind, wie alles Anschauung, Leben, Empfindung ist — in seiner Brust, wie in der von seinem Empfinden durchströmten Natur.

Am 19. Januar 1778 hatte er an Frau v. Stein geschrieben, mit Bezug auf das Schicksal der unglücklichen Chr. v. Laßberg, die sich in der Ilm ertränkte: „Diese einladende Trauer hat was gefährlich Anziehendes wie das Wasser selbst, und der Abglanz der Sterne des Himmels, der aus beiden leuchtet, lockt uns“; in dasselbe Jahr wird „der Fischer“ gehören, denn was stellt diese herrliche Ballade, in welcher alles Bild und alles Melodie ist, anderes dar, als den dämonisch bestrickenden Zauber, welchen die schimmernde, einschmeichelnd lockende, verführerische Wasserfläche, das „feuchtverklärte Blau“ auf das empfängliche Gemüt ausübt, wie der — spätere — „Erlkönig“ die Schauer der grauen Herbstnacht, die gespenstisch um Baum und Strauch weben und den Sinn mit Ahnungen, Angst und Beben erzittern lassen. — Goethe war immer ein fleißiger Wanderer, um Frankfurt und Straßburg, am Rhein und in Thüringen und im Harz („Harzreise“ 1777) ist er in den siebziger Jahren umhergestreift — „Wir sind auf die hohen Gipfel gestiegen und in die Tiefen der Erde gekrochen, an allen Felsen ist geklopft worden“ — und mit der sich steigernden Naturerkenntnis wächst nur sein Naturgenuß; zugleich aber nimmt der poetische Ausdruck des letzteren eine objektivere Form an; das ungestüm, leidenschaftlich, ja revolutionär-Subjektive der Werther-Zeit weicht einer maßvolleren, immer aber seelenvollen, gedankenreichen Naturanschauung.

Diesen Prozeß spiegeln recht deutlich die „Schweizer Briefe“ wieder. Auf seiner ersten Schweizer Reise 1775 ist sein Gemüt, das erst den Werther von sich losgerungen, zu sehr noch in innerer Bewegung, um die reine, stille, betrachtende Naturfreude aufkommen zu lassen —

Frisch, holpert es gleich,
Über Stock und Stein den Trott, Rasch ins Leben hinein! . .
Weit, hoch, herrlich der Blick . . Vom Gebirg zum Gebirg
Schwebet der ewige Geist, Ewigen Lebens ahndevoll . .

Ungleich bedeutender, reifer — ja, vollendet sind die Briefe aus der Schweiz vom Jahre 1779, sie zeigen uns die Naturanschauung eines tiefen, innerlich abgeklärten, auf der Höhe seiner Zeit und seiner eigenen Entwickelung stehenden, ganzen und großen Mannes. Goethe ist der erste deutsche Dichter, der die romantische Erhabenheit der schneebedeckten, firngekrönten Berge voll auf sich wirken läßt und mit unübertroffener Meisterschaft schildert. Bewußt genießt er diese gewaltigen Eindrücke als das Höchste und Größte, was die Natur in unsern Breiten zur Schau gestellt hat; er bekennt selbst: „Diese erhabenen, unvergleichlichen Naturscenen werden immer vor meinem Geiste stehen", und in einem konkreten Falle, angesichts der Savoyer und Walliser Gebirge, des Genfer Sees und des Montblanc rühmt er: „Es war ein so großer Anblick, daß ein menschliches Auge nicht dazu hinreicht."

Die Briefe an Frau v. Stein reichen weiter zurück als die später in die Werke aufgenommenen und zum Teil mit jenen verschmolzenen „Briefe aus der Schweiz". Offen liegt sein Herz mit allen seinen Regungen vor der geliebten Freundin, und wir sehen, wie scharf er alles beobachtet, wie ihn alles packt und fesselt, auch das Liebliche, Idyllische. So schreibt er Ende September von Selz: „Ein ungemein schöner Tag, eine glückliche Gegend, noch alles grün, kaum hie und da ein Buchen- oder Eichenblatt gelb. Die Weiden noch in ihrer silbernen Schönheit, ein milder willkommner Atem durchs ganze Land. Trauben mit jedem Schritt und Tage besser. Jedes Bauerhaus mit Reben bis unters Dach, jeder Hof mit einer grosen vollhangenden Laube. Himmelsluft weich, warm, feuchtlich — der Rhein und die klaren Gebirge in der Nähe, die abwechselnden Wälder, Wiesen und gartenmäßigen Felder machen dem Menschen wohl und geben mir eine Art Behagens, das ich lange entbehrte."

Während Werther seine ganze schwärmerische Seele in die Landschaft hauchte und ein Spiegelbild aller seiner wechselnden Empfindungen in ihr fand, betrachtet Goethe jetzt die großen

Naturscenen der Schweiz mit der Ruhe einer in sich gefestigten Weltanschauung; er schildert sie mit dem Griffel des Dichters, aber zugleich sucht er den Eindruck zu analysieren, ebenso wie er die Formationen der Berge und Gletscher, der Gesteine und Geschiebe wissenschaftlich zu begreifen strebt.

Überwältigt von dem Anblick des Staubbachs bei Lauterbrunnen schreibt er am 9. Oct. 1779: „Die Wolken der oberen Luft waren gebrochen, und der blaue Himmel schien durch. An den Felswänden hielten Wolken, selbst das Haupt, wo der Staubbach herunter kommt, war leicht bedeckt. Es ist ein sehr erhabener Gegenstand. Und es ist vor ihm, wie bei allem Großen; so lang es Bild ist, so weiß man doch nicht recht, was man will; aber wenn man drunter ist, wo man weder mehr bilden noch beschreiben kann, dann ist man erst auf dem rechten Fleck. Jezo sind die Wolken herein ins Thal gezogen und decken alle die heitern Gründe. Auf der rechten Seite steht die hohe Wand noch hervor, über die der Staubbach herabkommt. Es wird Nacht.. Im Münsterthal, wodurch wir gekommen sind, sind die Gegenstände sehr erhaben, aber proportionierter zu dem Begriff der menschlichen Seele, als wie die, gegen die wir näher rücken. Gegen das Übergroße ist und bleibt man zu klein“.[1] Und als er von Thun aus „die Bernerschen Glätscher“ besucht hat und „die merkwürdigsten Gegenden ganz rein in dem himmlischen Lichte genossen“, schreibt er (14. Okt.): „Es fällt schwer nach allem diesem zu schreiben .. Der erste Blick vom Berg herab in das Hasliland ist frappierend, die Gegend ist erstaunend weit und angenehm .. Der Weg ist über allen Ausdruck schön .. Die Aussicht von dem (Brienzer) See nach den Hasli-Bergen und den Schneegebirgen bei untergehender Sonne ist groß“. Die herrlichen Felsen und Felsenbrüche, das Grün der Seen mit ihrem Duft, die schönen Spiegelungen und Wallungen und Kräusel derselben in der mannigfachen Sonnen- und Mondbeleuchtung, der

---

[1] Briefe an Frau von Stein I [2], 188.

Zug der Wolken, genug alles macht ihm den Eindruck des Erhabenen, Großen, Schönen. Am beredtesten analysiert er denselben in einem Briefe vom 3. Okt. aus dem Münsterthal:[1] „Mir machte der Zug durch diese Enge eine große, ruhige Empfindung. Das Erhabene giebt der Seele die schöne Ruhe, sie wird ganz dadurch ausgefüllt, fühlt sich so groß, als sie sein kann, und giebt ein reines Gefühl, wenn es bis gegen den Rand steigt, ohne überzulaufen. Mein Auge und meine Seele konnten die Gegenstände fassen, und da ich rein war, diese Empfindung nirgends falsch widerstieß, so wirkten sie, was sie sollten. Wenn man solch ein Gefühl mit dem vergleicht, wenn wir uns mühselig im Kleinen umtreiben, alle Mühe uns geben, ihm so viel als möglich zu borgen und aufzuflicken und unserem Geist durch seine eigene Kreatur eine Freude und Futter zu geben, so sieht man erst, wie ein armseelig Behelf es ist". Die Seele weitet sich aus, und „es macht dies ein schmerzlich Vergnügen, eine Überfülle, die die Seele bewegt und uns wollüstige Thränen ablockt . ., hätte mich nur das Schicksal in irgend einer großen Gegend heißen wohnen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Großheit aus ihr saugen, wie aus meinem lieblichen Thal Geduld und Stille." Und wenn er dem nachdenkt, wie und wann diese Felsmassen entstanden, was für Revolutionen sie bewegt, getrennt, gespalten haben, so bekennt er: „Man fühlt tief, hier ist nichts Willkürliches, alles langsam bewegendes, ewiges Gesetz . ."

Am Genfer See gedenkt er Rousseau's und bewundert die „unendlich schönen" Ufer, und als er die Dole ersteigt, das ganze Pays de Vaud wie eine Flurkarte unter sich sieht und allmählich der See, Vevay und Lausanne auftauchen, bekennt er: „Es sind keine Worte für die Größe und Schöne dieses Anblicks, und immer wieder zog die Reihe der glänzenden Eisgebirge das Aug' und die Seele an sich". — In Cluse genießt er einen zauber-

[1] Briefe an Frau v. Stein I², S. 196 ff., übereinstimmend mit dem Anfang der 2. Abteilung der Briefe aus der Schweiz, ebenso das Folgende bis zum 5. November.

vollen Abend, „die Luft war so warm wie Anfang Septembers, und die Gegend sehr schön, noch viele Bäume grün, die meisten braungelb, wenige ganz kahl, die Saat hochgrün, die Berge im Abendrot rosenfarb ins Violette, und diese Farben auf großen, schönen gefälligen Formen der Landschaft.“ Wie hier die Farbenpracht, so entzücken ihn die Lufterscheinungen, die er in Chamouni beobachtet — „die feinen Dünste von einer feinen Luft, wie Schaumwolle, durch die Atmosphäre gekämmt, etwas so Durchsichtiges, Lichtgewobenes“; die Poesie der Nebel im Gebirge, welche er besonders vom Col de Balme bewunderte (6. Nov.), fesselt ihn im höchsten Grade in Leukerbad, am Fuße des Gemmipasses; daselbst schreibt er am 9. Nov.: „Die Wolken, die sich hier in diesem Sacke stoßen, die ungeheuern Felsen bald zudecken und in eine undurchdringliche, öde Dämmerung verschlingen, bald Teile davon wieder als Gespenster sehen lassen, geben dem Zustand ein trauriges Leben. Man ist voller Ahnung bei diesen Wirkungen der Natur . . die ewige innerliche Kraft der Natur fühlt man sich ahnungsvoll durch jede Nerve bewegen.“

Der Schauer der Gebirgseinsamkeit, der halb ahnungsreichen, halb beängstigenden Öde faßt ihn auf dem Marsche über den Rhonegletscher nach der Furka: „Es war ein seltsamer Anblick . . in der ödesten Gegend der Welt und in einer ungeheuern, einförmigen, schneebedeckten Gebirgswüste, wo man rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine lebendige Seele weiß, wo man auf beiden Seiten die weiten Tiefen verschlungener Gebirge hat, eine Reihe Menschen zu sehen, deren einer in des andern tiefe Fußstapfen tritt und wo in der glatt überzogenen Weite nichts in die Augen fällt als die Furche, die man gezogen hat. Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und endlos in Nebel hinter einem. Die Wolken wechseln über die blasse Sonne, breitflockiger Schnee stiebt in die Tiefe und zieht über alles einen ewig beweglichen Flor.“

Er faßt die Summe der großartigen Eindrücke, welche die Alpennatur auf ihn macht, gleichsam zusammen in dem Wort:

„Das Gefühl von so viel zusammengeketteten Wundern der Natur erregt ein heimliches und unnennbares Vergnügen.“

Die einschneidendste Umwandlung vollzog sich in Goethe's Geistesleben durch die italienische Reise 1786—87. In seiner dichterischen Entwickelung wird sie durch Iphigenie gekennzeichnet, in der sein eigener Läuterungsprozeß, jenes innere Emporringen zu dem Ideal der antiken Welt, zur Sophrosyne, sich wiederspiegelt.

Auch seine Naturanschauung ward in dieser Zeit immer mehr in andere Bahnen gelenkt. Die Werther'sche Naturschwärmerei, der Faust'sche hohe Flug über die Schranken des Irdischen hinaus, jenes pantheistische Versinken in die Natureindrücke weicht einer nüchterneren Betrachtungsweise; der Gefühlsmensch tritt immer mehr vor dem Naturforscher und scharfen Beobachter aller realen Dinge zurück — „ich sehe neuerdings nur die Sachen und nicht wie sonst bei und mit den Sachen“ bekennt er selbst in einem seiner Briefe von der „italienischen Reise“ (30. Juni 87).

Er legt den Naturscenen nicht mehr seine Empfindungen unter, er studiert und prüft auch nicht mehr den Eindruck, den sie in seiner Seele zurücklassen; er schildert mit objektiver Ruhe die Natur ebenso wie alles andere Gegenständliche und alle seine Erlebnisse; fast schematisch werden vielfach Wetter und Wolken, Gebirgsgliederung und Steinarten, Landschaftliches und Soziales abgehandelt; die künstlerische Komposition fehlt in diesen Tagebuch-Aufzeichnungen nach maßgebenden Rubriken; Meteorologie, Geologie und Botanik überwiegen das Ästhetische bei der Naturbetrachtung. Ob der Boden aus Thon, die Gebirgsformation aus Quarz oder Kalk, Glimmerschiefer, Gneis oder dergl. bestehe, wird breiter ausgeführt als die Schönheit der Gegend; das Problem der „Urpflanze“ beschäftigt ihn mehr als der Anblick der herrlichen Baumgruppen selbst. — Und wie war es möglich, daß dieser jugendliche Feuergeist, dem Werther und der erste Teil des Faust und so herrliche Lieder entsprungen waren, sich nun selber zwang, „an die sinnlichen Eindrücke“ sich festzuklammern,

das Seelische zurückzudrängen? Einmal wollte er „die Falten, die sich in sein Gemüt geschlagen und gedrückt hatten, wieder austilgen“, und sodann: die Weimarer Zeit mit ihrer praktischen Thätigkeit und vor allem mit ihren immer eifriger von ihm betriebenen naturwissenschaftlichen Studien machte seine ganze Anschauungsweise immer realistischer, positiver, objektiver — ja, er wurde, wie er in seiner Abhandlung über den Granit sagt, „von der Beobachtung und Schilderung des menschlichen Herzens, des jüngsten mannigfaltigsten, beweglichsten, veränderlichsten, erschütterlichsten Teiles der Schöpfung, zu der Beobachtung des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur“ geführt.

Der subjektive, schwärmerische Idealismus der stürmischen Jugend ward abgelöst von dem maßvollen, objektiven Realismus des reifen Mannesalters. Und darum sind die Briefe aus Italien von anderem Gehalt als die aus der Schweiz vom Jahre 79, denn dort vollzog sich jene innere Metamorphose — „zwischen Weimar und Palermo habe ich manche Veränderung gehabt!“

Alles das schließt natürlich nicht aus, daß Goethe in der Schönheit, die sich vor seinen Augen in Italien ausbreitet, schwelgt. Er selbst bemerkt einmal: „Es liegt in meiner Natur, das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und diese Anlage an so herrlichen Gegenständen Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, ist das seligste aller Gefühle.“

Er genießt die „köstlichen“ Tage mit Wonne, die Herrlichkeit der Gegenden, mit denen eine ganz neue Welt sich vor seinen Augen aufthut. Mächtigen Eindruck macht auf ihn das Meer. Er berichtet davon, als er sich aufs Lido fahren läßt: „Ich hörte ein starkes Geräusch: es war das Meer, und ich sah es bald; es ging hoch gegen das Ufer, indem es sich zurückzog, es war um Mittagszeit der Ebbe. So habe ich denn auch das Meer mit Augen gesehen und bin auf der schönen Tenne, die es weichend zurückläßt, ihm nachgegangen“, doch weiter unten hat er nur die kurzen Worte: „Das Meer ist doch ein großer An-

blick!"[1] Auch sonst befleißigt er sich des knappesten Berichtes: „Ich verließ Perugia an einem herrlichen Morgen und fühlte die Seligkeit, wieder allein zu sein. Die Lage der Stadt ist schön, der Anblick des Sees höchst erfreulich". Namentlich in Rom stürmt so vieles an neuen Eindrücken auf ihn ein und sind die Interessen so mannigfache, an Ruinen, Gemälden, Palästen, Kirchen, Volksleben u. s. w., daß er selbst sogar sie kaum innerlich verarbeiten kann — vor allem deshalb, weil durch die Befruchtung von außen ein immer reicheres Leben in seiner eigenen Brust aufblüht. Er zeichnet viel, so in Frascati (15. Nov. 86): „Die Gegend ist sehr angenehm, der Ort liegt auf einem Hügel, vielmehr an einem Berge, und jeder Schritt bietet dem Zeichner die herrlichsten Gegenden. Die Aussicht ist unbegrenzt, man sieht Rom liegen und weiter die See, an der rechten Seite die Gebirge von Tivoli"[2] u. s. f.

In Rom selbst schreibt er am 2. Febr. 1787: „Von der Schönheit, im vollen Mondschein Rom zu durchgehen, hat man, ohne es gesehen zu haben, keinen Begriff;" im Carneval 21. Febr.: „der Himmel, so unendlich rein und schön, blickte so edel und unschuldig auf diese Possen;" auf der Seefahrt nach Sicilien: „Zu Mittag bestiegen wir das Schiff und genossen beim schönsten Wetter des herrlichsten Anblicks. Unfern vom Molo lag die Korvette vor Anker. Bei klarer Sonne eine dunstreiche Atmosphäre; daher die beschatteten Felsenwände von Sorrento vom schönsten Blau. Das beleuchtete lebendige Neapel glänzte von allen Farben", und am 1. April: „Bei trüblichem Himmel heller Mondschein, der Widerschein auf dem Meer unendlich schön."

Im übrigen ging es ihm in Italien — wenigstens was das Landschaftliche, Himmel, Luft, Linien und Farben betrifft —, besonders in Rom, wie so vielen, die von Norden dorthin pilgerten; er fühlt

[1] Vergl. auch die vorjährige Veröffentlichung der Goethe-Gesellschaft Bd. 2, „Tagebücher und Briefe Goethe's aus Italien an Frau v. Stein und Herder" von E. Schmidt, Weimar 1886, S. 150.

[2] Schr. der Goethe-Gesellsch. Bd. 2, S. 220.

sich erst allmählich dort zu Haus und heimisch; so schreibt er auf seinem zweiten Aufenthalte von Rom 16. Juni 87: „Noch eine Bemerkung! Jetzt fangen erst die Bäume, die Felsen, ja Rom selbst an, mir lieb zu werden; bisher habe ich sie immer nur als fremd gefühlt; dagegen freuten mich geringe Gegenstände, die mit denen Ähnlichkeit hatten, die ich in der Jugend sah“ — ein sehr lehrreiches Wort! Es beruht eben alles im Leben des Geistes auf Apperception! Was man zu den Dingen an Gemüt und Stimmung hinzubringt, was Verwandtes sich an Fremdes organisch anknüpft, das vermittelt erst das innere Wachstum, die Steigerung und Vertiefung des Innern! — Noch am 18. Aug. 87 schreibt er: „Gestern fuhr ich vor Sonnenaufgang nach Acqua-Acetosa; es ist wirklich zum Störrischwerden, wenn man die Klarheit, die Mannigfaltigkeit, duftige Durchsichtigkeit und himmlische Färbung der Landschaft, besonders der Fernen, ansieht.“ Aber als er, von heftiger Neigung zu einer schönen Mailänderin ergriffen, plötzlich hört, daß sie Braut sei, wendet er sich in seinem Schmerz „zu der inzwischen vernachlässigten landschaftlichen Natur“, sucht sie zu zeichnen, und „die Fülle der Körperlichkeit, die uns jene Gegend in Felsen und Bäumen, Auf- und Abstiegen, stillen Seen, belebten Bächen entgegenbringt, war meinem Auge beinahe fühlbarer als sonst, und ich konnte dem Schmerz nicht feind werden, der mir den innern und äußern Sinn in dem Grade zu schärfen geeignet war“ (Anf. Oktober 87).

Und als er von Rom scheiden muß, fühlt er in den letzten Tagen die Schönheit des Himmels schärfer und deutlicher als je: „Drei Nächte vorher stand der volle Mond am klarsten Himmel, und ein Zauber, der sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, so oft empfunden, ward nun aufs Eindringlichste fühlbar. Die großen Lichtmassen, klar, wie an einem milden Tage beleuchtet, mit ihren Gegensätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt, zur Ahnung des Einzelnen, setzen uns in einen Zustand wie von einer andern, einfacheren, größeren Welt“. —

Die späteren Reisetagebücher, durchaus skizzenhaft gehalten, sind wo möglich noch objektiver und lakonischer; z. B. Schaffhausen 18. Sept.: „Früh um $^1/_2$7 ausgefahren, um den Rheinfall zu sehen. Grüne Wasserfarbe. Ursache derselben. Die Höhen waren mit Nebel bedeckt. Die Tiefe war klar, und man sah das Schloß Laufen halb im Nebel. Gedanke an Ossian. Liebe zum Nebel bei heftigen inneren Empfindungen“; so auch bei Brunnen: „Grüne des See's, steile Ufer, Kleinheit der Schiffer gegen die ungeheuern Felsmassen. Die Abhänge sah man mit Wald bewachsen, die Gipfel mit Wolken umhüllt. Sonnenblicke streiften über die Gegend; man fühlte die gestaltlose Großheit der Natur“. Aber trotz der Knappheit welche Gedankenfülle und welche eindringende Beobachtung! Alles ist plastisch, anschaulich, eindrucksvoll wiedergegeben. Er selbst aber fühlt sehr wohl, daß er eine völlige Umwandlung in sich erfahren, seitdem er zuletzt die Gegenden sah. So schreibt er an Schiller (14. Okt. 1797): „Ich erinnerte mich des Effekts, den diese Gegenstände vor 20 Jahren auf mich gemacht; der Eindruck war im ganzen geblieben, die Teile waren erloschen, und ich fühlte ein wundersames Verlangen, jene Erfahrungen zu wiederholen und zu rektifizieren. Ich war ein anderer Mensch geworden, und also mußten mir die Gegenstände auch anders erscheinen“.

Goethe ist auch fernerhin noch viel gereist, im Harz, nach Karlsbad, Teplitz, nach dem Main, nach Marienbad u. s. f. Nach dem Tode seiner großen Freunde Schiller, Carl August ward er immer einsamer; sein gesamtes Denken und Empfinden wurden mit dem wachsenden Alter objektiver, seine Naturanschauung ward immer mehr wissenschaftlich und abstrakt; die Farbenlehre löste das Problem der Urpflanze ab. Daß er aber auch in seinen hohen Jahren noch immer mit frischen Augen und Jünglingssinnen die schöne Welt genoß, dessen sei nur der eine Brief Zeuge, den er von Heidelberg am 4. Mai 1808 an Frau von Stein schrieb: „Gestern Abend ging ich nach vollbrachter Arbeit ganz allein auf das Schloß, wo ich erst in den Ruinen herum-

kletterte und mich dann auf den großen Altan begab, von wo aus man die ganze Gegend überschauen kann. Es war gerade einer der schönsten Maiabende und Sonnenuntergang. Nein! so ein herrliches Schauspiel habe ich noch nie genossen! Denke dir, von hier aus sah man in das schöne, von beiden Seiten mit Wald, Weinbergen und eben aufblühenden Obstbäumen bedeckte, schöne, aber enge Neckarthal, in welchem sich Heidelberg an dem Neckar hinzieht. Weiterhin öffnete sich das Thal, und der Rhein floß in dem Spiegel der Abendsonne majestätisch durch die schönsten Fluren. Den Horizont beschränkten die durch die Abendsonne wie im Feuer stehenden Vogesischen Gebirge jenseits des Rheines. Das ganze Thal war mit einem frischen Grün bedeckt, neben mir diese ungeheuern, teils im Schatten teils noch beleuchteten Ruinen des alten Schlosses. Du kannst leicht denken, wie mich das entzückte. Ich stand eine ganze halbe Stunde in diesen Anblick verloren, bis mich endlich der heraufsteigende Mond aus meinen Träumereien weckte."

Die eigentlich lyrische Epoche Goethe's liegt in den siebziger Jahren, vor der italienischen Reise; auf und nach der letzteren sind Drama und Epos die Dichtungsformen, welche seiner Geistesentwickelung am meisten entsprachen, ferner die Ballade und das mehr erzählende Genre der Lyrik. „Herrliche Stoffe zu Idyllen und Elegien und wie die verwandten Dichtarten alle heißen mögen, habe ich wieder aufgefunden," schreibt er aus der Schweiz 1797 an Schiller bei Übersendung des Gedichtes „Der Jüngling und der Mühlbach".

Die lyrischen Naturgedichte sind selten auf der italienischen Reise, wie auf der Fahrt nach Sicilien 1787 „Meeres Stille": „Tiefe Stille herrscht im Wasser, Ohne Regung ruht das Meer" . . und „Glückliche Fahrt": „Die Nebel zerreißen, Der Himmel ist helle, Und Äolus löset Das ängstliche Band" . .

Doch die Krone aller solcher kurzen von Natur- und Seelenstimmung gesättigten Lieder ist jenes wunderbare „Abendlied", das Goethe in einer Septembernacht 1780 auf dem Gickelhahn

bei Ilmenau gedichtet hat. Gleichzeitig schreibt er an Frau von Stein: „Es ist ein ganz reiner Himmel, und ich gehe, des Sonnenunterganges mich zu freuen. Die Aussicht ist groß und einfach. Die Sonne ist unter.“ Da kamen ihm jene unvergleichlichen Zeilen, die ihre Melodie in sich tragen und unübersetzbar und unübertrefflich die Abendstimmung in der Natur und in der Menschenseele, die das Leben dahin rinnen und dem einen Ziele alles Irdischen zueilen fühlt, wiedergiebt:

Über allen Gipfeln Ist Ruh,
In allen Wipfeln Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde Ruhest du auch.

„Die Stille des Abends, das Verstummen der Wünsche in dem Schweigen des Waldes, die schönste Auflösung aller Mißklänge in den vollendeten Einklang der Natur, der naive und großartige Pantheismus einer Seele, die sich eins fühlt mit der Welt; das alles ist nicht besonders ausgesprochen in des „Wanderers Nachtlied“, aber es klingt durch wie die vereinten Stimmen in einer lieblichen Symphonie“ (Schuré).

In diesem kurzen landschaftlichen Stimmungsbilde voll tiefster Beseelung verliert sich eben das Objekt ganz in das Subjekt, wie umgekehrt dieses ganz in die Natur aufgelöst wird; es ist nicht elegisch-sentimental, wenngleich Wehmut hindurchzittert, es ist nicht idyllisch-empfindsam, wenngleich Waldes- und Abendfrieden hindurchweht, es ist in erster Linie getaucht in den spezifisch Goethe'schen Pantheismus, der Subjekt und Objekt, Geist und Natur nicht bloß in symbolische Beziehung setzt, sondern in eins wirkt, sie gegenseitig miteinander durchdringend. Dies Abendlied, der Fischer und das Mondlied würden genügen, um Goethe als den größten Dichter der Natur hinzustellen; jedes Einzelne ist ein malerisches Bild, jeder Ton Musik, und über dem Ganzen liegt jener Zauber der Sympathie, welcher Natur und Gemüt gleichstimmt, das Landschaftliche überhaucht mit dem Seelischen.

Goethe ist nicht bloß der größte Dichter, sondern auch der größte und universellste Denker der modernen Zeit. Naturempfinden und Naturerkennen sahen wir sich durchdringen und verschmelzen; erreichte jenes in der Lyrik den vollsten und höchsten Ton, in der Zeit sprudelnder und reifender Jugend, so mäßigte dieses die Leidenschaft des Gefühls, ja, ließ mit dem immer objektiver die Welt betrachtenden Alter die ästhetische Naturempfindung vor der wissenschaftlichen Naturbetrachtung zurücktreten. Wie die gesamte Geistesentwickelung Goethe's, ist auch die Entwickelung seines Naturgefühls eine durchaus harmonische; ja, sie ist unerreicht typisch für die moderne Zeit; trotzdem steht er, so viele Jahrhunderte sie auch trennen, in der Dichtung niemandem näher als Homer und Shakespeare und in seiner philosophischen Weltanschauung niemandem näher als Spinoza. Aber Poesie und Philosophie sind bei ihm eins, wie lebensvoll daher, wie geadelt von der lautersten dichterischen Anschauung erscheint der Goethe'sche Pantheismus im Vergleich mit dem streng mathematischen, abstrakten Pantheismus des großen Weisen aus Amsterdam! Und das Postulat dieses poetischen Pantheismus ist — Sympathie, der Einklang von Natur und Geist. Goethe fühlte sich selbst als einen Teil des Allumfassers, des Allerhalters; die Natur ward sein Gott, Naturliebe seine Religion. In der Jugend, zur Zeit des Werther, des Ganymed und des ersten Teiles des Faust, war dieser Pantheismus jenes unnennbare und unstillbare Sehnen, einzudringen in das All-Eine, hinaufzustreben über die Wolken in verlangender Liebe, umfangend, umfangen; er hört das Herz des Alls klopfen in stiller Betrachtung am Busen der Natur, im hohen Grase, am fallenden Bach; er wünscht sich Flügel, um gleich den Strahlen der Sonne über Erde und Meere in die unermessene Weite zu schweifen, und auf den Schweizer Bergen fühlt er im Busen die Begierde brennen, „sich in den unendlichen Luftraum zu stürzen, über den schauerlichen Abgründen zu schweben und sich auf einem unzugänglichen Felsen niederzulassen“. Nach der italienischen Reise

tritt an die Stelle schwärmerischer Deutung des Landschaftlichen und aller wechselnden Eindrücke die wissenschaftliche Durchdringung; der Naturforscher löst den Naturliebhaber ab; selbst das Symbolische wird von abstrakterer realistischerer Denkart verdrängt. Doch nimmer verließ ihn, selbst nicht im Greisenalter, jenes lebhafte Gefühl für alles Gegenständliche, die warme Begeisterung für die Natur in ihrer lieblichen und erhabenen Schönheit; und Spinoza's Grundgedanken von der Unendlichkeit und der Unwandelbarkeit der Naturgesetze, von der All-Einheit in dem Kosmos hielt er treu fest und suchte dieselbe nachzudenken und wissenschaftlich darzuthun in der lückenlosen Aufeinanderfolge der Pflanzen- und Tierformen, in der einheitlichen „Bildung und Umbildung aller organischen Naturen“. So schreibt er einmal an Frau von Stein: „Wie lesbar mir das Buch der Natur wird, kann ich dir nicht ausdrücken. Mein langes Buchstabieren hat mir geholfen; jetzt wirkt es auf einmal; und meine stille Freude ist unaussprechlich. So viel Neues ich finde, finde ich doch nichts Unerwartetes; es paßt alles und schließt sich an, weil ich kein System habe und nichts will als die Wahrheit um ihrer selbst willen. Bald wird es mir hell und licht über alles Lebendige.“[1] Dichterische und wissenschaftliche Intuition fallen bei Goethe zusammen, und das gemeinsame Band ist — Pantheismus.

Dieser Pantheismus bedeutet eine Epoche in der Geschichte des Naturgefühls; denn Goethe lenkt dasselbe nicht nur dadurch in neue Bahnen, daß er die Unwahrheit der Empfindungsweise seiner Zeit zu freiem, natürlichem und gesundem, wahrem Menschentum läuterte, nicht nur dadurch, daß er wie kein zweiter ein malerisches Auge für die Landschaft und die Fähigkeit, sie in Worten abzubilden und seelisch zu durchdringen, besaß, nicht nur dadurch, daß er die Alpenschönheit zum ersten Male und bis heute unübertroffen beschrieb und enträtselte, weit über Rousseau hinausgehend —, nicht nur dadurch, daß er Natur-

[1] Julian Schmidt a. a. O. III, 1886, S. 83.

erkennen und Naturempfinden gleichsam auf einen Ton stimmte, sondern daß er durchlaufend die Entwickelungsphasen früherer Jahrhunderte mit seinem so wunderbar empfänglichen und umbildungsfähigen Geiste alles Echte und Wahre in sich sammelte und die Naturliebe erhob zu einem poetisch wie philosophisch einheitlichen und menschlich freien und hohen Pantheismus.

Wie Goethe in Deutschland, so lenkt Lord Byron in England das Naturgefühl in neue Bahnen, kraft seiner dämonischen Genialität und seines glühenden Pantheismus. Die Phantasie des großen Milton war christlich-puritanisch, zu biblisch, als daß sie der Schöpfung eine selbständige Bedeutung in der Poesie hätte leihen können; die Natur spielt nur eine Rolle in Bezug auf den allmächtigen Gott. Auch im Roman hat sie keine Stelle, wohl aber in den melancholisch-sentimentalen Ergüssen jener Zeit, wie in Young's Nachtgedanken.[1] Ossian's Gedichte vereinen biblischen Reichtum an Bildern und Vergleichen[2] mit Schwermut

[1] Übersetzt von J. A. Ebert, Bd. I, Braunschweig 1760, S. 10: „Die Göttin, Nacht, streckt itzt von ihrem schwarzen Throne in strahlenloser Majestät ihren bleiernen Zepter über eine schlummernde Welt aus. Welch eine tote Stille! Welch eine tiefe Finsternis! Weder das Auge noch das Ohr findet einen Gegenstand. Die Schöpfung schläft. Es ist, als wenn der allgemeine Puls des Lebens still stände und die Natur eine Pause machte, eine fürchterliche Pause! die ihr Ende prophezeit. Du, der du die allererste Stille verjagtest, da die frohlockenden Morgensterne über dem heraufsteigenden Erdballe jauchzten; o du, dessen Wort aus der dichten Finsternis jenen Funken, die Sonne, herausschlug, entzünde Weisheit in meiner Seele; durch diese Dunkelheit der Natur und der Seele, durch diese doppelte Nacht, sende doch einen mitleidigen Strahl herab, um mich zu erleuchten und zu ermuntern“ u. s. f.

[2] Sein Speer war wie die Tanne am Bergesspalt, Wie der steigende Mond, so war sein Schild; Er saß am Strand auf der Klippe, Wie der Nebel dort am Berge klebt . . Wie der Waldstrom rauscht aus wildem Thal, So wand sich von der Berge Hang Der Zug der Recken in stolzem Gang . . Du bist wie des Berges Schnee, Dir ringelt sich die blonde Locke Viel schöner als am Hügel je Beim lichten Schein der Abendsonne Sich Cromla's Nebelflocke, Und deines weichen Busens Wonne Gleicht Bromos weißem Felsenpaar . . Auf stunden die Männer im Waffenklang, Wie der Welle blauer Rücken sich türmt, Wenn der Ozean ist von Wirbeln umstürmt u. ä. m.

und Trauer; Wolken, Nebel und Wind bilden die gespenstischen Schatten zu den kämpfenden und leidenden Helden —

Es sanken die Wolken der Nacht aufs Meer;
Am Abhang Cromla's sammelt sich Dunkel;
Der Sterne Geflimmer von Norden her
Stieg auf sich spiegelnd im Wellengefunkel.
Es durchschimmerte ihr mildes rotes
Feuer den Duft, der den Himmel umzog;
Es heulte der Wind am waldigen Joch;
Schwarz und still war das Feld des Todes. (Ges. 6.)

Eine andere Richtung gab dem Naturgefühl Wordsworth (1770 geb.). Ist dasselbe auch in der Vorliebe für das idyllisch-schlichte, biedere Landleben wesentlich pastoral-tendenziös, indem er den freien Verkehr mit der Natur predigt, und mit dem Theismus etwas künstlich drapiert, so blickt doch echte Liebe zur Natur durch und kommt sogar versteckt ein unleugbarer Pantheismus zum Ausdruck. Er berichtet selbst, wie das Leben mit der Natur von früh auf seinen Geist von den Leidenschaften gereinigt habe —

Und nicht war dieser freundliche Verkehr
Mir karg gemessen! Am Novembertag,
Wenn Nebel, thalwärts rollend, öder noch
Die Öde machen; Mittags tief im Wald;
Und in der Sommernächte stiller Ruh',
Wenn ich am Saum des leis bewegten Sees
Unter den dunklen Hügeln heimwärts ging
In Einsamkeit, war solche Zwiesprach mein.
Und in der kalten Jahreszeit, wenn die Sonn'
Ins Meer getaucht und durch die Dämmerung
Die Hüttenfenster blitzten meilenweit,
Nicht achtet' ich der Mahnung[1] . .

Mit Klopstock'schem Enthusiasmus preist er sodann den poetischen Reiz der Schlittschuhfahrt —

Im Osten funkelten die Sterne hell, indes im West
Das Goldgewölk des Abends sanft verglomm.

Doch noch viel charakteristischer ist das offene Bekenntnis im „Tintern Abbey“:

---

[1] Brandes a. a. O. IV, S. 69.

Nachdem die gröbern Freuden meiner Knabenzeit
Und ihre muntern Spiele all dahin,
War Ein und Alles für mich die Natur. —
Ich kann nicht schildern, was ich damals war.
Der rauschende Wasserfall bestrickte mich
Wie eine Leidenschaft; der hohe Fels,
Der Berg, der tiefe, schattendunkle Wald,
Ihr Aussehn, ihre Farben, waren mir
Ein Anreiz, eine Liebe, ein Gefühl,
Das keiner Lockung durch Gedankenreihn
Bedurfte, keines Interesses, das
Dem Auge nicht entstammte.[1]

Hier schlägt er schon Töne an, die bei Byron wiederklingen in verstärkter Tonart und mit dem offenkundigen Pantheismus einer Seele, die sich stets eins weiß mit allem, was sie in der Natur umgiebt. Wie Scott[2] Schottland, Moore Irland, so suchte Wordsworth mit größter Naturtreue Land und Leute Englands abzuschildern — im Unterschiede zu Byron und Shelley, die den engen Horizont der Heimat fliehen und in die Weite schweifen, und zu Southey (geb. 1774), dessen „Thalaba" mit der imposanten Schilderung der Nacht in der Wüste beginnt:

Wie herrlich ist die Nacht! Tauige Frische füllt die stille Luft;
Kein Nebel trübt, kein Wölkchen unterbricht Des Himmels Heiterkeit.
In seiner Pracht durchrollt der volle Mond Die blaue Tiefe dort.
In seinem Strahle ruht Der Wüste brauner Kreis,
Vom Himmel, wie der Ozean, umspannt! Wie herrlich ist die Nacht![3]

Harmlos, unschuldig war aber alles, was an Naturschilderungen die bisherige englische Dichtung lieferte, im Vergleich zu dem revolutionären Ton, den Byron anschlug. In ihm ist Rousseau'sches Prophetentum zur Poesie geworden. Flucht vor Menschen, Melancholie, Drang nach unbeschränkter Freiheit, nach fesselloser Geltendmachung des Ichs — das ist, was diesen beiden,

---

[1] Brandes a. a. O. S. 71.

[2] Vor allem ist seine „Jungfrau vom See" von dem Odem des Waldes und der Berge durchweht, ohne Wordsworth'sche Moralpredigten und ohne stürmische Leidenschaftlichkeit, nur mit bezaubernder Naturfrische der Schilderung.

[3] Brandes a. a. O. S. 69.

nimmer zur Goethe'schen Harmonie sich emporringenden Geistern gemeinsam ist. Ihrem leidenschaftlichen Herzen entspricht vor allem die Natur im Aufruhr, in ihrer Wildheit und Öde. Und wo sie sich fesseln lassen von dem lieblich milden Reiz einer idyllischen Landschaft, da mischt sich doch meist sogleich wieder das bittere Gefühl des Gegensatzes zu der bösen und grausamen Menschenwelt, die sie fliehen, hinein, wie der Wurm die süße Frucht zernagt. Byron hat nie den Ungestüm der Jugend überwunden, die wilde Gärung führte nie zu einer harmonischen Abklärung; seine Naturliebe, welche leidenschaftlichste Allliebe, glühendster Pantheismus ist, blieb immer von Misanthropie und Pessimismus, von bitterem Weltschmerz angekränkelt. Die Natur ist seine einzige Trostspenderin, wenn er sich von den Menschen abwendet — und er that dies, zuerst aus Hochmut, aus Liebe zur einsamen Selbstbespiegelung, und hernach, als die Londoner Welt ihn von sich stieß, ein Anathema über den sprach, zu dessen Füßen sie gelegen hatte, da wandelt sich die Scheu in Abscheu und Haß, die Sehnsucht nach Alleinsein in Melancholie. Aber „ist dies Herz auch krank, in dem sich das All spiegelt, es ist ein Abgrund der Tiefe, in den man hinabsieht, eine Steigerung des Seelenlebens, das alles beseelend in seinen Bann zieht, alles nur als Teil seiner selbst fühlt und betrachtet" (Boettger).

Der Grundzug des Byron'schen Naturgefühls ist revolutionär, ist elementare Leidenschaft. Und diese Leidenschaft der Subjektivität und des Individualismus, wie ihn vor ihm die Welt noch nicht gekannt, paarte sich mit der Allgewalt eines poetischen Genies, das wie spielend Stanze auf Stanze hinwarf, getaucht in Wohllaut. Wie berauscht von der Melodie der Worte und von der gänzlich neuen Empfindungsweise, welche sie verkündeten, war die matte Gesellschaft Londons, als die ersten Gesänge Childe Harold's, dieses ersten ganz modernen, poetischen Naturschwärmers auf Reisen, erschienen. Eine Naturlyrik, Schilderung und Empfindung in eins webend, ohne Gleichen. Wie Wellenrauschen

umtönen den Leser die herrlichen Rhythmen des „Lebewohls an sein Heimatland“ I, 12:[1]

Das Segel schwoll, die Winde bliesen leicht,
Als trieben sie ihn gern vom Heimatland —
Doch als ins Meer die liebe Sonne schied,
Griff er zur Harfe, die ihn oft berauscht —
Lebwohl, mein Heimatstrand, lebwohl,
Das Meer hüllt dich mir ein,
Der Nachtwind seufzt, die See geht hohl,
Und wilde Möven schrein.
Die Sonne sinkt ins Meer und wir,
Wir folgen ihrer Pracht,
Ihr dieses Lebewohl und dir, O Heimat, gute Nacht![2]

Er schwelgt in der Schönheit Lusitaniens; er genießt mit Wonne die weite Aussicht, die reiche Abwechslung c. 15:

O Gott, man traut der reichen Aussicht kaum,
Was that der Himmel für dies schöne Land!
Welch duft'ge Früchte glühn an jedem Baum!
Und welch ein Anblick jede Bergeswand!
. . Der starre Fels, mit Klöstern rings bekränzt,
Die steile Schlucht, mit weißem Kork verbrämt,
Der Berg, wo braungedörrtes Moos erglänzt
Und wo sich sonnenlos die Staude grämt,
Des Meeres Blau, das alles eingerähmt,
Die Goldorangen in den grünen Zweigen
Will uns in einem Bild der Schönheit Wechsel zeigen[3] (c. 19).

Doch so schön die Gegend auch, „wo Thal und Höh'n romantisch sich verschlingen“,[4] ihn treibt es fort, „rastloser noch, als schnelle Schwalben fliegen“, ohne Ziel schweift er weiter. Wohl empfindet er den Reiz des Lieblichen, des Idyllischen, I, 33:

Ein Silberflüßchen gleitet nur dazwischen . .
Hier lehnt am Stab der Schäfer wie im Traum,

---

[1] Übersetzung von Adolf Boettger, Leipzig 1839.

[2] The sails were fill'd, and fair the light winds blew, As glad to waft him from his native home — But when the sun was sinking in the sea He seized his harp, which he at times could string — Adieu, adieu, my native shore Fades o'er the waters blue; The night-winds sigh, the breakers roar And shrieks the wild sea-mew. Yon Sun that sets upon the sea We follow in his flight; Farewell awhile to him and thee My native land — Good night!

[3] Mix'd in one mighty scene, with varied beauty glow.

[4] c. 30: O'er vales that teem with fruits, romantic hills.

Schaut müßig in der Wogen sanften Schaum,
Die friedlich bittrer Feinde Reich umspülen.

Wohl genießt er die Schönheit des dunkelblauen Meeres, die kühle, frische Luft, die schöne Nacht an Bord II, 21:

Der Mond geht auf. O schönes Abendgrauen!
Lichtströme tanzen auf der blauen Flut . .
Beleuchtet wird von Luna's Strahl das Land . .
Ha! Wie sie am Strande von Hispania
Auf Wald und Felsen wirkt ihr Strahlenmieder![1]

Wohl lehnt er träumend am Bord, „umspült von Meeresschaum, den Mond betrachtend in der Wellen Schein", sich selbst vergessend und in der stillen, friedlichen Einsamkeit der Stunde erkennend, wie nur der allein und verlassen ist, der

In des Menschenschwarms Gewühle nicht einen weiß, der ihn liebt allein —
Ja, das heißt ganz allein, das heißt verlassen sein.

Aber in ihrer Erhabenheit, in der Wildheit des Zorns sagt die Natur ihm doch am meisten zu; dann fühlt er sich so recht als ihren Sohn, II, 37:

Die gütigste der Mütter ist Natur,
Stets mild, und wechselt sie auch oft geschwind,
Laßt schwelgen mich an ihrem Busen nur,
Ihr nie entwöhntes, doch nicht liebstes Kind;
Wie schön selbst ihre wilden Züge sind,
Wo Kunst sie nicht entweiht auf ihren Auen,
Bei Tag und Nacht war sie mir hold und lind,
Wohl möcht' ich sie wie niemand sonst erschauen,
Ich such' am liebsten sie in ihres Zornes Grauen.[2]

Ob es Nacht oder Tag, ob Sonnenglanz oder „heilige Mondeshelle", ob im Wald oder auf dem Meer, allenthalben weiß Harold

---

[1] The moon is up; by Heaven, a lovely eve! Long streams of light o'er dancing waves expand; c. 22: How softly on the Spanish shore she plays, Disclosing rock, and slope, and forest brown, Distinct . .

[2] Dear Nature is the kindest mother still, Though alway changing, in her aspect mild; From her bare broom let me take my fill, Her neverwean'd, though not her favour'd child. Oh! she is fairest in her features wild, Where nothing polish'd dares pollute her path: To me by day or night she ever smiled, Tough I have mark'd her when none, other hath, And sought her more and more, and loved her best in wrath.

alle Nüancen der Schönheit der Natur abzulauschen; bald rauscht „melancholisch“ unter dem Bug des Schiffes die Welle, bald bewundert er — wie bei dem Kloster Zitza — den magischen Reiz, den Fels, Wald, Gebirge und Strom zusammenweben (II, c. 48):

Tief unten giebt des Stromes Rauschen Kunde
Von Wasserfällen über Felsgestein,
Was bald dem Herzen Graun, bald Wonne mag verleihn.

Voll Poesie der Anschauung, voll beseelender Betrachtung ist es, wenn er singt, II, 70:

Hier, wo den Bogen formt Utraikey's Bucht,
Die müde Welle schimmernd schlafen geht,
Welch braunes Laub in grüner Hügelschlucht!
Nachts ist die Brust der stillen Bai umweht,
Wenn sanfter Westwind leisen Hauches fleht
Und küßt, nicht stört das heitre Blau der Wogen.[1]
Hier, wo als Gast willkommen Harold steht,
Wird mächtig er vom Anblick hingezogen,
Indem er manche Lust der stillen Nacht entsogen.

Das Meer ist sein Roß, das ihn trägt; Wonne ist es ihm, wenn es sich unter ihm bäumt; er möchte die Wellenmähne streicheln; auf der blauflutenden See fühlt er sich daheim, denn immer mehr erkennt er, der Verfehmte, „er tauge zum Verkehr mit Menschen nicht“ (III, 12), und sein von Menschenhaß überwallendes Herz legt er an die Brust der Natur, fühlt in ihr ein gleiches Leben klopfen, fühlt sich ihr im Grunde der Seele verwandt. Pantheistisch weiß er sich eins mit seiner heiligen Mutter Natur, weiß sich Bruder aller ihrer Geschöpfe in Wald und Feld —

Wo Berge ragten, waren ihm Verwandte,
Wo Meere rollten, seine Heimatsau'n,
Wo blauer Himmel auf die Fluren brannte,
Trieb Kraft und Neigung ihn, das Land zu schau'n.

[1] Where lone Utraikey forms its circling cove, And weary waves retire to gleam at rest, How brown the foliage of the green hill's grove, Nodding at midnight o'er the calm bay's breast, As winds come lightly wispering from the west, Kissing, not reffling, the blue deep's serene . . Vergl. „Die Insel“ II, 6: „In holder, träumerischer Ruhe lag sie . . Wo Duft der Hauch und Blüten alle Halme, Wo linde Luft umatmete die Palme, Lautlos der Wind die Welle nur berührt Und nun Erquickung in die Höhle führt . .

Wald, Höhlen, Wüsten und des Meeres Graun
War ihm Gesellschaft. Ihre Schrift verstand
Er besser als die seiner Heimatsau'n.
Er tauschte jedes Buch gern, jeden Band
Für dich, Natur, wenn dort im See die Sonne schwand (III, 13).[1]

So bekennt er auch c. 72:

Ich lebe nicht in mir allein, ich fühle
Mich einen Teil von dem, was mich umringt,
Mich freuen Bergeshöhn, doch das Gewühle
Der Menschen ist's, was mich zu klagen zwingt.
Nichts Schlimm'res giebt's, was die Natur uns bringt,
Als sich ein Glied der tier'schen Kette schmiegen,
Indes der Geist sich stolz und frei entschwingt
Und mit den Lüften schwebend sich kann wiegen
Und über Fels und Meer bis zu den Sternen fliegen.

Und III, c. 75 fragt er:

Sind nicht der Fels, das Himmelslicht, die Wogen
Von mir ein Teil, ein Teil von ihnen ich?
Ist's Liebe nicht, was so mich angezogen?
Was wär' das andre, wenn ich's dem verglich?[2]

Die Liebe zur Natur, die so innige Sympathie mit allen elementaren Wesen, ist ihm heilige Leidenschaft. Auf den Bergen erfüllt ihn das Gefühl der Freiheit, „der Geist schaut unter sich die Welt im Hasse toben" (III, 45), ja, „die Menschenwüste scheint ein trüber Ort voll Streit und Todesbeben" (c. 73).

Auf den Schneefirnen der Alpen sieht er die Ewigkeit thronen. Wohl preist er den Rhein, wo „die Natur zu ernst nicht, noch zu heiter, wild, doch nicht rauh, hehr, doch nicht freudebar", doch alles „das tritt zurück vor jenen Alpen droben!"

---

[1] Where rose the mountains, there to him were friends; Where roll'd the ocean, thereon was his home; Where a blue sky and glowing clime extends, He had the passion and the power to room; The desert, forest, cavern, breaker's fram, Were unto him companionship; they spoke A mutual language, clearer than the tome Of his land's tongue, which he would oft forsake For Nature's pages glass'd by susbeams on the lake.

[2] Are not the mountains, waves and skies, a part Of me and of my soul, as I of them? Is not the love of these deep in my heart With a pare passion? should I not contemn All objects, if compared with these?

Paläste der Natur, auf euern Spitzen,
Den weißen Häuptern, wolkenhoch erhoben,
Sieht man die Ewigkeit erstarrend sitzen,
Um welche rings die eis'gen Hallen blitzen!
Lawinensturz — ein schnee'ger Donnerkeil!
Hier schwillt der Geist, umstarrt von Felsenritzen,
Und bebt zugleich, es ragen jäh und steil
Die Gipfel — unten bleibt der Menschen schwacher Teil.[1]

Am Genfer See scheint sich ihm von den Sternen ein stiller Liebestau zu neigen —

Ihr seid des Himmels Poesie, ihr Sterne![2] . .
Rings Erd' und Himmel still! Doch schlafend nicht!
Zwar stumm, doch so, wie wenn wir innig fühlen,
Wie wenn's in unserm Innern mächtig spricht!
Rings Erd' und Himmel still! (c. 89).

Von den Sternenheeren bis zum Fels und zu den Wellen sieht er ein reiches, volles Leben wehen, „kein Strahl vergeht, kein Blatt, ein Teil des Daseins ist's, und es versteht, wer es erschaffen hat, durch wen es fortbesteht."

Am schweigenden Strand fühlt er den Atem desselben Geistes, der in der eigenen Brust wohnt, und jauchzt im mächtigen Meeressturm, „der so grausig ernst und doch so prächtig schön", dem verwandten Elemente zu, III, 93:

Und das ist eine Nacht! Glorreichste Nacht!
Bist du gesandt nur, daß wir schlafen sollen?
Teilnehmer laß mich sein der wilden Pracht!
Ein Teil dir und Teil von Sturmes Grollen!
Wie dort des See's phosphor'sche Wellen rollen!
Wie tanzend jetzt der Regen niederschwebt!
Jetzt schwarz! wie jetzt der Hagel schallt vom tollen
Gelächter! Wie er mitzujubeln strebt, —

[1] c. 62: But these recede. Above me are the Alps, The palaces of Nature, whose vast walls Have pinnacled in clouds their snowy scalps, And throned Eternity in icy halls Of cold sublimity, where forms and falls The avalanche — the thunderbolt of snow! All that expands the spirit, yet appals, Gather around these summits, as to show How Earth may pience to Heaven, yet leave vain man below.

[2] Vergl. Kain, II, 1: O du schöner und unnennbarer Äther, ihr unzähligen Sternenscharen — Wie seid ihr schön! Wie still und weit sind diese Welten!

Als wär' auch ihm es recht, daß so die Erde bebt! . .
Ihr Stürme sagt, wann endet eure Schlacht?
Ob ihr dem Sturm in unserm Busen gleichet?
Ob ihr den Adlern gleich ein schwindelnd Nest erreichet? —

Und als der tauige Morgen erwacht, „mit warmem Hauch, mit blumenheitren Wangen, nun scherzend all den Wolkendunst verjagt", da scheint er ihm „zu leben und zu glühen, als machten — Gräber ihn nicht bangen"!

In Clarens (99) fühlt er in der Luft „Liebeshauch beben", selbst des Baumes Triebe in Liebe wurzeln:

Die Abendsonne zeigt ihr Zauberlicht,
Mit Liebesglut die Gletscher übergießend —
Von duft'gen Quellen wird die Luft erfrischt,
Die Zweige wölben sich und Knospen bringen,
Der Schönheit Bild, entfaltet und gemischt
Durch Liebesmacht, vor der jedweder Glanz erlischt (c. 102).

Doch voll Wunden und Gramesnarben ist sein grüblerisches Herz; alles weckt immer wieder alte Schmerzen, IV, 23:

Ein kleiner Anlaß, der sich eingeschlichen,
Bringt in die Brust zurück, was längst entwichen
Das Herz gewähnt: ein Laut, ein süßer Klang —
Das Meer — der Wind aus fernen Himmelsstrichen —
Der Frühling — eine Blume macht uns bang,
Berührt die Kette, die elektrisch uns umschlang.

„Ruine bei Ruinen" steht er in Rom, „wo Größe starb und Reiche stürzend krachten"; doch: „Von allem, was Natur und Kunst verleiht, Was gleicht dir selbst in der Verfallenheit?"

Wie er dieselbe elementare Macht der Leidenschaft, die er in seiner Brust empfindet, auch im Sturme ahnt, so auch dieselbe Qual und Angst seines Herzens allenthalben in der Natur; ja, selbst der kleine Nemi-See erscheint ihm „still, wie verhaltener Haß", und die Caduta delle marmore des Velino, unweit Spoleto und Terni, beschreibt er also IV, 69:

Des Wassers Tosen! Kühn und mächtig braust
Hernieder der Velin von Felsenspitzen!
Der Sturz der wilden Fluten! Blitzschnell saust
Der Schaum herab, durchtobt die tiefen Ritzen!

Des Wassers Hölle! Wie sie kochen, spritzen
Mit Angstgeheul! gepreßt von Todeswehn
Scheint diese Flut den Todesschweiß zu schwitzen,
Denn wilder Schaum jagt, wo die Fluten stehn,
Die mitleidlos erstarrt in diese Strudel sehn.
Und sternenhoch empor dann steigt er wieder,
Bis er, als Regen dann zurückgebracht,
Sich senkt zur Erd' aus voller Wolke nieder . . —
Und jetzt der Schlund! das Riesenelement,
Wie's seinen Sprung von Fels zu Felsen macht,
Die Klippen quetscht und von einander trennt
Und durch den grausen Spalt dann schnell und brausend rennt . .
Wie furchtbar schön! Doch hinter Felsgerölle
Erwählt ein Irisbogen seinen Stand,
Der Glanz des Morgenlichts in dieser Hölle,
Der Hoffnung gleich an Totenlagers Rand.

Ein schauriges Skelett dünkt ihm Italien mit den verfallenen Mauern, Tempeln, Palästen, Hallen, Städten; aber zugleich genießt er die Poesie, welche um diese Ruinen webt, vor allem wenn das Mondlicht oder der Sternen Strahlen „durch den Riß der Zeiten blicken und linder Lufthauch säuselt durch die Nacht“ (144). — Der Grundakkord aller seiner Stimmungen in ihrem bunten Wechsel bleibt stets:

Ich wend' an dich mich, heilige Natur,
An die ich mich vergessend möchte drücken,
Dem All verbunden. (178.)

Die Sprache des Meeres hört er lieber als den Lärm des Stadtgewühls, er versteht die geheimnisvolle, grause Melodie des Sturmes, der die See peitscht und Flotten wie Spreu in nichts zerstäubt; das vernichtende Element entspricht seinem eigenen revolutionären Sinne, IV, 179:

Roll' an, tiefblauer Ozean, roll' an!
Es fegten spurlos dich tausend Flotten;
Der Mensch zerstört das Land, so weit er kann,
Doch auf der Flut ist dein Werk: auszurotten!
Und von dem Greul der Menschen, dieser Motten,
Bleibt keine Spur — ihr Schatten höchstens bloß,
Wenn stöhnend er zu diesen tiefen Grotten,
Ein Regentropfen, sinkt in den Schoß,
Vergessen — ohne Klang — sarglos und grabeslos.

Das Meer, auf dessen Saiten der Wind wie auf der Äolsharfe spielt[1] oder durch dessen Saiten der Sturm ein Orgelbrausen führt, der hehre Himmel mit seinen Sternen und seinen Wolken dünkt ihm schöner als die Erde — Sardanapal V, 1 —, und die Berge, die, erhaben über dem irdischen Jammer, ihre ruhig schönen, schneeigen Gipfel zum Himmel emporstrecken, sind seine Leidenschaft. Schon in der Jugend hatte die schottische Hochwaldnatur die Liebe zu der großartigen Gebirgswelt ihm eingeflößt — wie er selbst mit sehnsüchtiger Erinnerung bekennt, „Die Insel" II, 12:

Was uns auch trenne von der Kindheit Glück,
Man sieht doch gern auf jene Zeit zurück;
Wen schon als Kind des Hochlands Blau entzückt,
Liebt jede Höh', die gleiche Farbe schmückt,
Grüßt jeden Fels, wie man für Freunde glüht,
Umarmt den Berg in liebendem Gemüt.[2]

Und deutlich spricht Byron den Ursprung aller Naturbeseelung aus, wenn er ebenda (c. 16) sie auf denselben Geist zurückführt, der eben in allem lebt, dessen Manifestationen gleichsam nur verschiedene Gestalt im Wald und Berg, in den Sternen und im Himmel, in der Pflanze und — im Menschen angenommen haben:

Wie oft vergessen wir in Einsamkeit,
Im Staunen herrlicher Natur die Zeit,
Wenn aus dem Walde, Wasser, Flur und Licht
Ihr Geist zu uns so allgewaltig spricht:
L e b t n i c h t d e r B e r g ? d e r S t e r n ?
U n d s i n d d i e W o g e n n i c h t a u c h b e s e e l t ?
Hat nicht der Höhle Bogen Gefühle,
Wenn er tropft in stillen Zähren?
Gewiß! sie locken uns in ihre Sphären

---

[1] Vergl. Insel II, 18: Die Nachtluft, die sich harfend bricht An Fels und Baum, den Saiten der Natur, Der besten Harmonie der Flur, Wozu als Chor das Echo wiederhallt.

[2] Vergl. „Himmel und Erde" I, 3, wo Japhet den Kaukasus anredet: „Ihr Öden, die ihr endlos seid, du Höhle, Die unermeßlich scheint; und ihr, ihr Berge, F u r c h t b a r in eurer S c h ö n e, reich an Wechsel; Hier in der rauhen Majestät der Felsen Und Bäume, die, tief wurzelnd im Gestein, An schroffem Abhang schweben, wo den Menschen Der Fuß erbebte, könnt' er dahin dringen . . Du schöne Welt, so jung geweiht dem Sturz!"

Und lösen vor der Zeit des Staubes Kloß,
Die Seele tauchend in des Weltalls Schoß.

Pantheistische Sympathie ist daher ebenso wie bei Goethe (im Werther und Faust) der Nerv des Naturgefühls Byron's; aber ihre Weltanschauung ist grundverschieden; während Goethe die Sturm- und Drangzeit überwand und den Geist zu harmonischer Klarheit und Reife führte, mischt sich bei Byron in jedes Empfinden die Melancholie und Misanthropie — ja, er ist der Vater des modernen Weltschmerzes.

Byron gleicht dem glänzenden Meteor, das nur kurze Zeit leuchtet und sich selbst verzehrt; vielleicht aber paßt dies Bild noch mehr auf Shelley, den sensitivsten aller modernen Lyriker. Sein gefühlvolles Herz mußte alles, was er sah, am Himmel die Wolken und Winde, auf Erden die Blumen und Pflanzen, im Meer die Wellen beseelen und beleben; gerade mit den entferntesten Erscheinungen, mit den Gestaltungen der Luft, fühlt er sich am meisten vertraut und deutet, wie kein zweiter, ihre erhabene Schönheit.

Er berauscht sich am Anblick der Natur; wie die Blätter einer Mimose erzittern die Fibern seiner Seele; elektrisch fühlt er sich berührt durch das Wehen des Geistes, der das All durchdringt; mit nervösester Sensibilität nimmt er alle Eindrücke auf; er möchte zerschmelzen, zergehen, möchte wie ein Hauch sich auflösen in den Atem des Windes. Seine Naturphantasie ist pantheistisch, ja kosmisch, sich tummelnd unter den Weltkörpern; der Byron'schen Eigenart entspricht vornehmlich das Großartige und zugleich Wilde, Zerstörende, das qualvoll Aufgeregte, sei es das Meer im Sturm, sei es der Wasserfall mit den sich selbst wie rasend peitschenden, von Angst gehetzten Wellenmassen; auch Shelley fesselt das Große, Weite, Ferne, aber in erster Linie in seiner edlen Erhabenheit, seiner heiligen Einfalt, seiner stillen Größe.[1]

---

[1] So sagt Brandes a. a. O. S. 341: „In dieser Vertrautheit mit den großen Gestalten und großen Bewegungen der Natur gleicht Shelley Byron, aber er gleicht ihm, wie ein blonder Genius dem entsprechenden braunen, wie Ariel dem flammenbringenden Engel des Morgensterns gleicht.“

Mit der ganzen Glut seiner Seele liebt er das Meer, besonders in seiner hehren Ruhe. So singt er in einer „Stanze, in einer trüben Stunde bei Neapel geschrieben“:[1]

Die Sonn' ist warm und stille die See,
Mit Lächeln blickt der Himmel drein,
Der Inseln Blau, der Berge Schnee
Umkränzt der goldne Abendschein . .
Wie Sternenflut, der Wellen Blau
Hinplätschert leis zum Uferrand . .
Der Flut entblitzt wie leuchtend Erz
Ein Funkeln, und im Abendbrand
Entsteigt ein Funkeln uferwärts . .
Ja, hier ist selbst Verzweiflung lind,
Wie Abendrauschen, Meer und Fluß;
Fortweinen wie ein müdes Kind
Möcht' ich dies Leben voll Verdruß,
Das ich ertrug und tragen muß,
Bis mir der Tod den Schlummer bringt,
Bis in der Lüfte warmem Guß
Mein Geist ins weite All verklingt
Und meinem Ohr das Meer sein letztes Murmeln singt.

Es sollte Wahrheit werden. In den Armen des Meeres sollte er sterben, und am Meeresstrande ließ Byron die irdischen Überreste des großen Dichters verbrennen. Die Natur war seine Geliebte, die Natur sein Gott. In schönen Worten kennzeichnet Shelley selbst einmal des Menschen unwiderstehlichen Drang nach Sympathie und sagt dann, aus eigenster, bitterster Erfahrung, er, der Verfehmte, es sei natürlich, „daß wir in dem verlassenen Zustande, wo wir von Menschen umringt sind und doch diese nicht mit uns sympathisieren, Blumen, frisches Grün, das Wasser, den Himmel, die Beredsamkeit des Windes und die Melodie der Wogen mit einem Entzücken gleich demjenigen lieben, mit dem wir der Stimme einer Geliebten lauschen, deren Gesang für uns allein ertönt.“ Pflanzen und Tiere nennt er seine geliebten Brüder und Schwestern; „sein Puls pocht in geheimnisvoller Sympathie mit dem Pulse der Natur“ (Brandes). Auf den Grabstein zu Rom

[1] Bei Brandes a. a. O. S. 339.

setzte seine Gattin unter den Namen des Geliebten nur die Worte „Cor cordium". Mit Recht, auch in bezug auf sein Verhältnis zur Natur. Er fühlte sein eigen Herz eins mit dem Herzen der Welten, mit dem Geist des Alls.

Während zeitgenössiche Dichter wie Woodsworth, Coleridge, Burns und Moore für Wald und Feld, für Rosen und Lilien, für Bach und Fluß schwärmen, bewegt sich Shelley's Phantasie am liebsten unter den riesenhaften Gestalten des Weltalls; man möchte sein Naturempfinden meteorologisch-kosmisch nennen, wenn man sein wunderbares Gedicht „Die Wolke" liest, mit der großartigen Kraft und Anschaulichkeit der Personifikation, in welcher er der Wolke alle seelischen Attribute leiht. Milde und freundlich läßt sie den Tau herabträufeln auf die Blumen, wirft leichte Schatten auf schlummernde Fluren und schüttelt die Schwingen, um den Morgengruß den Vögeln zu bringen, die an der Mutter Brust liegen; stolz reitet sie auf weißem Rosse durchs grüne Feld, sendet lachend den Regen nieder, dem Donner gesellt; oder sie siebt die Schneeflocken auf der Berge Locken, daß die Fichte schauert und kracht: „Vom Windsarm umkettet und schneeweiß gebettet, So schlaf' ich die ganze Nacht"; oder sie schlägt die Brücke von Kap zu Kap und ragt gewaltig über stürmendem Meer, —

> Bin fest vor den Pfeilen der Sonn' und zu Säulen
> Nehm' ich die Gebirge umher.
> Des Luftreichs Götter, Schnee, Feuer und Wetter
> Unter meinen Wagen gebracht,
> So komm' ich gezogen durch den Ehrenbogen,
> Den Bogen von buntester Pracht,
> Den die Lichter der Sphären in Farben verklären,
> Wenn die trunkene Erde lacht. —
> Bin von Wasser und Erde die Tochter und werde
> Gesäugt von dem himmlischen Licht.

Hier haben wir keine krankhaft erregte Reflexion, wie so oft bei Byron, sondern die geniale Naivetät der in der Anschauung dichtenden Phantasie, die so groß und so kindlich zugleich ist wie die primitive, nur Bilder schauende und nur in Bildern redende mythologische Phantasie. Mit Recht sagt Brandes: „Wenn

die Wolke von jener in weiße Flammen gekleideten Jungfrau spricht, welche die Sterblichen den Mond nennen, die über ihren flockigen Teppich blinkend dahingleitet, und deren unsichtbare Füße mit leichten Tritten, die nur die Engel vernehmen, das Gewebe ihres dünnen Zeltdachs durchbricht, oder wenn sie von dem blutigen Sonnenaufgange mit den Meteoraugen singt, so hat der Dichter, vermöge der Urfrische seiner Phantasie, den Leser in die Zeit zurückversetzt, wo die Naturerscheinungen sich in voller Neuheit zu Mythologien gestalteten."

Auch in dem herrlichsten seiner Gedichte, in der „Ode an den Westwind", tritt diese dem Mythus so verwandte Naturstimmung hervor, wenn er den Westwind anredet: „Du, dessen Strom am wetterdunklen Himmel Zerriss'ne Wolken, Blätter vom Gezweig des Weltbaums trägt", und wenn er von den Locken des Sturmes spricht, welche über das luftige Azurfeld flattern, wie das lichte Haar, das sich auf dem Haupte einer zornigen Mänade sträubt! Er nennt ihn des Herbstes Atemzug, den Fuhrmann, der das tote Laub, die rote, schwarze, gelbe Schar, den Raub des Fiebers und der Pest, dahinfegt und sie zudeckt wie kleine Leichen. Ihn ruft er: „Höre mich, o höre, der dich ruft!" Er fühlt sich dem Geist des Windes, der belebt und zerstört, verwandt und vertraut:

Wär' ich ein totes Blatt, von dir entrückt,
Flög' ich als Wolke schnell mit dir dahin,
Nähm' ich als Woge, schwer von dir gedrückt,
Auch deiner Thatkraft Anteil zum Gewinn,
So frei fast, Ungezügelter, wie du . .
O heb' als Wolk', als Woge mich, als Blatt!
Des Lebens Dornen tief ins Herz mir dringen.
Die Last der Zeit gebeugt, gefesselt hat
Den Geist, der stolz wie du, nicht zahm noch matt.[1]

---

[1] If I were a dead leaf thou mightest bear; If I were a swift cloud to fly with thee; A wave to pant beneath thy power, and share The impulse of thy strength, only less free The thou, O uncontrolable! . . Oh! lift me as a wave, a leaf, a cloud! I fall upon the thorns of life! I bleed! A heavy weight of hours has chained and bowed One too like thee: tameless and swift and proud.

Und von welcher Poesie der Anschauung, von welcher Wehmut sind die Schlußstrophen durchdrungen:

Mach' mich zu deiner Harfe gleich dem Wald,
Ob auch mein Laub muß fallen wie das seine!
Durch beide dann mit mächt'gem Brausen schallt
Ein Lied von herbstlich tiefem Ton, das deine
Voll süßer Wehmut. Geist voll wilder Macht,
Sei du mein Geist, dein Geist der meine!
Treib durch die Welt, was sterbend ich gedacht,
Gleich welkem Laub, zu fördern neues Werde;
Und laß, wie Asche, blasend angefacht,
In Funken sprüht von unerloschnem Herde,
Mein Wort vernehmen jeglich Menschenkind!
Prophetisch sei der unerweckten Erde
Durch mich dein Hall! Wenn Winter naht, o Wind,
Ob denn noch fern des Frühlings Tage sind? [1]

(M. Krummacher.)

So erfüllt Shelley jedes Element mit seelischem Leben und haucht ihm sein Empfinden, seinen Geist ein, überall Liebe, Sympathie ahnend; wie die Wolke im Arm ihres Buhlen, des Sturmes, auf schneeigem Lager ruht, wie der Westwind, der im Herbst ein Totengräber gewesen, voll Liebe neues Leben im Frühling weckt auf Baum und Flur, so singt — in anderen Gedichten — der Mond ekstatische Liebeslieder der Erde, werden die Flüsse von den Seen geliebt, in deren Bett sie verschwinden; die Erde klagt im Herbst und im Winter über das Leichenbegängnis der großen Natur — kurz in allem waltet Liebe und zu allem fühlt er Liebe. Ich liebte immer —

Erd' im grünen Frühlingskleide, Nacht im Sternenschimmer
Herbstesabend und des jungen Morgens goldne Dämmerungen.

---

[1] Make me thy lyre, even as the forest is: What if my leaves are falling like its own! The tumult of thy mighty harmonies Will take from both a deep autumnal tone, Sweet though in sadness. Be thou, spirit fierce, My spirit! Be thou me, impetuous one! Drive my dead thoughts over the universe Like withered leaves to quicken a new birth; And, by the incantation of this verse Scatter, as from an unextinguished hearth Ashes and sparks, my words among mankind! Be trough my lips to unawakened earth The trumpet of a prophecy! O wind, If Winter comes, can Spring be far behind?

Schnee lieb' ich und die Gestalten,
Die im Eise schaffen; Wellen, Winde, Sturmeswalten,
Alles, was entsprossen Der Natur, und nicht beirrt
Von des Menschen Elend wird.[1]

Allliebe, Sympathie mit allen Erscheinungen der Natur, Pantheismus, das bezeichnet das Grundwesen des Naturempfindens bei Goethe, Byron und Shelley. Jung sanken die beiden letzteren ins Grab, die volle Harmonie zwischen Denken und Empfinden errangen sie nicht; ein bitteres, herbes Ingredienz bleibt auch an ihrem Naturgefühl haften. — Byron und Shelley sind die größten Lyriker Englands. Gehen wir nun nach Frankreich hinüber! —

2. Lamartine und Victor Hugo.

Rousseau hatte für Frankreich die landschaftliche Schönheit entdeckt, St. Pierre sie dichterisch dargestellt, nicht bloß in „Paul et Verginie", sondern auch in der „Chaumière indienne" und in den „Études de la nature"; aber ging den letzteren die theoretische Tiefe der naturwissenschaftlichen Kenntnisse ab, so fehlte andererseits Buffon, der diese in hohem Maße besaß, die harmonische Verknüpfung der Darstellung der Natur mit dem Ausdruck der angeregten Empfindung, ja, „es fehlt ihm fast alles, was die geheimnisvollen Analogien zwischen den Gemütsbewegungen und den Erscheinungen der Sinnenwelt entquillt!".[2] In vollendet modernem Grade bietet dieses Chateaubriand. Sein Ich drängt er auch der Natur gegenüber stets in den Vordergrund, aber jedes landschaftliche Bild ist in individuelle Empfindung untergetaucht. Mit Rousseau teilt er die Melancholie, die innere Unruhe, die teils unstillbare Sehnsucht nach dem Unendlichen teils Weltschmerz ist, während er der Romantik der Hochgebirge, den erdrückenden Massen — wie er sagt — keinen Reiz abgewinnen kann, außer wenn sie den Hintergrund der Landschaft bilden. Wohl aber schwärmt er für

[1] Brandes a. a. O. S. 352. [2] Humboldt a. a. O. S. 66.

die einsame, jungfräuliche Natur, wie sie ihm in Amerika, in den Urwäldern, am Riesenstrom Mississippi entgegentrat, und vor allem für das Meer. Sein René, dieser echt französische Romantiker, dieser halb leidenschaftliche, halb blasierte, unbefriedigte Grübler, der sich stets zum Maße aller Dinge macht, dieser sich selbst „zerfasernde Kulturmensch", den hin und her wirft „le vague des passions", steht dem Meere, der Natur überhaupt gegenüber wie einer Geliebten:[1] „Ce n'était pas Dieu que je contemplais sur les flots dans la magnificence de ses oeuvres. Je voyais une femme inconnue, et les miracles de son sourire, les beautés du ciel, me semblaient écloses de son souffle: j'aurais vendu l'éternité pour une de ses caresses. Je me figurais qu'elle palpétait derrière ce voile de l'univers qui la cachait à mes yeux. Oh! que n'était-il en ma puissance de déchirer le rideau pour presser la femme idéalisée contre mon coeur, pour me consumer sur son sein dans cet amour, source de mes inspirations, de mon désespoir et de ma vie!"

Während aber die Subjektivität und das Träumerische der Naturanschauung, sowohl bei Chateaubriand als bei Lamartine, an die deutschen Romantiker erinnert, ist der Grundakkord bei den französischen Romantikern nicht der Pantheismus, den wir bei jenen finden werden, sondern der Theismus. Nach den Stürmen der großen Revolution, die mit der Religion, wie mit allem sonst Bestehenden so radikal aufgeräumt hatte, trat die Reaktion ein; das Christentum zog mit neuer Kraft und Wärme in die Herzen ein und führte eine gesteigerte Innerlichkeit herbei, die nicht müde wird, mit Glaubensinnigkeit die Natur als Spiegelbild der großen Schöpfungsgedanken Gottes zu preisen. So sagt auch Chateaubriand in seinem „Génie du Christianisme":[2] „Le vrai Dieu, en rentrant dans ses oeuvres, a donné son immensité à la nature . . il y a dans l'homme un instinct, qui le met en rapport avec les scènes de la nature." —

---

[1] Laprade a. a. O. S. 370. [2] Laprade S. 384.

Lamartine ist ein sentimentaler Träumer, für den das Wort kaum ausreicht, um seine hochfliegenden Gedanken wiederzugeben, die sich in das Unsagbare, Nebelhafte der Empfindung verlieren. Er versenkt sich mit Andacht und Wehmut in die Natur; der Abend, die Mondschein- und die Sternennacht bieten die weihevollsten Stunden für seine Méditations. Dann sucht er die Abgeschiedenheit, die Einsamkeit,[1] läßt seinen Blick über die Ebene schweifen:

Hier rauscht der schöne Strom mit weißen Schaumeswogen,
Er rauscht und rauscht, verliert sich dann in dunkler Fern',
Sein flüssig Silber hat der stille See gezogen
Dort übers Land, wo glänzt im Blau der Abendstern.
Die Berge, die als Schmuck die schwarzen Wälder tragen,
Erhellt die Dämmerung mit einem Strahle kaum;
Die Schattenkönigin in ihrem Nebelwagen
Steigt schon herauf und bleicht des Horizontes Saum.[2]

Eine ähnliche Situation malt die vierte Betrachtung:

Der Abend naht mit tiefem Schweigen,
Schon seh' ich Venus dort erglühn,
Den Liebesstern mit seinem süßen,
Geheimen Glanze sich ergießen,
Ein weißer Schleier auf das Grün.
Die zarten Zweige hör' ich leben
Der dunkellaub'gen Buche hier,
So linde, leis, unhörbar schier,
Wie Schatten wohl um Gräber schweben.

Das Sternenlicht sieht der Dichter im Dunkel der Nacht wie den einzigen Genossen an und verkehrt mit ihm wie mit einem Boten Gottes:

Stiegst du herab aus hoher Luft,
Den Weltendrang der Brust zu stillen,
Der Sphäre Rätsel zu enthüllen,
In die der Tag zurück dich ruft?

Voll Wehmut der Erinnerung an schön vergangene Stunden ist die 13. Betrachtung; er fragt den See, ob er sich noch

---

[1] No. I L'Isolement.

[2] Lamartine's sämtliche Werke, übersetzt von G. Herwegh, Erster Band, Stuttgart 1839.

erinnere, wie er mit der Geliebten auf seinen Wogen im Schweigen gerudert, —

So stille war's ringsum im weiten Raum
Und selbst der Ruder Klang, die zogen ihre Gleise
Auf dir, vernahm man kaum . .
O See, o Felsen ihr! Ihr Höhlen! Dunkle Haine!
Ihr, die die Zeit verschont und wieder machet jung,
Bewahr von dieser Nacht, Natur, du einzig eine,
Doch die Erinnerung! . .
Des Westes Säuseln und des Schilfrohrs bange Klage,
Der süße Wohlgeruch, der immer dich umgiebt,
Was man hört oder sieht oder einatmet, sage:
Ja, sie haben geliebt! [1]

Von echtem religiösen Naturgefühl zeugt Méditation XVI, La prière:

Des Tages Herrscher geht in seinem Glanze unter,
Vom Siegeswagen steigt er langsam nun herunter;
Ein glänzendes Gewölk verbirgt ihn unserm Blick,
In goldnen Streifen läßt er seine Spur zurück.

Der Mond schwebt herauf, seine bleichen Strahlen ruhen auf dem Rasen, und der Schleier der Nacht breitet sich duftig über die Erde:

Das ist die Stunde, wo Natur, in sich versunken,
Zwischen der Nacht, die kommt, und dem Tag, der entschwebt,
Zum Schöpfer sich des Tags und auch der Nacht erhebt;
Sie scheint in ihrer Sprach', voll Licht und Glanz, zu ringen,
Die prächt'ge Huldigung der Schöpfung darzubringen.
Es bringt das ganze Sein sein großes Opfer dar;
Der Tempel ist das All, die Erde der Altar,
Der Himmel ist der Dom, der Sterne Glanzgewimmel . . [2]

---

[1] O lac, rochers muets! grottes! forests obscurs! . . Gardez de cette nuit, gardez, belle nature, Au moins le souvenir! . . Que le vent qui gémit, le roseau qui soupire, Que les parfums égers de ton air embaumé, Que tout ce qu'on entend, l'on voit ou l'on respire, Tout dire: ils ont aimé.

[2] C'est l'heure, où la nature, un moment recueillie, Entre la nuit qui tombe et le jour qui s'enfuit, S'élève au créateur du jour et de la nuit Et semble offrir à Dieu, dans son brillant langage, De la création le magnifique hommage. Voilà le sacrifice immense, universel! L'univers est le temple et la terre est l'autel, Les cieux en sont le dôme.

Aber der Dichter weiß, erst unsere Intelligenz verleiht der Natur die Seele:

> Des Weltalls Stimme ist mein eigen denkend Wesen,
> Das mit dem Sonnenstrahl und mit des Windes Flug
> Steigt auf zu Gott.

Ein andermal (XXI) ist die Abendstunde für ihn die Stunde der Melancholie; selbst in die Naturstimmung überträgt er sie:

> Die stille Welle stirbt am Ufersrand,
> Schon senken sich die Schatten nieder,
> Dicht, dichter übers weite Meer,
> Und tiefes Schweigen rings umher.
> Die Stunde ist's, da sich versenkend
> In sich die Schwermut stille denkend
> Am einsamen Gestade sitzt.

Im Herbst, in dem Absterben der Natur, in dem Welken des Laubes sieht er ein Abbild des Schmerzes, der Schwermut seines eigenen Herzens (XXIX). Die Natur liebt er wie seinen Freund, ihr Sterben ist ihm das Scheiden eines Freundes — la nature expire . . c'est l'adieu d'un ami, c'est le dernier sourire Des lèvres que la mort a fermés pour jamais (XXIX); vor allem aber sind immer wieder die Sterne seine lieben Gefährten in der Einsamkeit (XXXIV), ja, er sucht den schimmernden Strahlen, die in seinen Busen fallen, nachzufühlen, was sie selbst empfinden. In Ischia (XXXIX) sieht er den Mond die Wellen mit seinem silbernen Lichte überfluten und die Strahlen ruhen in den Thälern, das Wellenmurmeln erscheint ihm so süß wie das Atmen eines träumenden Kindes:

> Komm, dich in diesem Lebensstrom zu baden;
> Saug' ein mit jedem Sinn den Reiz der Nacht! —

Der Gedanke an die Vergänglichkeit, die das Los alles Irdischen ist, durchbebt auch die Natur; die Welle, welche das Ufer küßt, und das Rohr an dem Ufer klagen und seufzen (XLVI).[1]

[1] L'onde qui baise ce rivage De quoi se plaint-elle à ses bords? Pourquoi le roseau sur la plage, Pourquoi le ruisseau sous l'ombrage Rendent-ils de tristes accords? De quoi gémit la tourterelle? Tout naist, tout paise.

Das Meer liebt er wie einen Genossen aus der Jugendzeit (L), wie eine treue Geliebte; von seinen Wellen läßt er sich wiegen; er liebt es, wenn unter dem Hauch des Zephyrs das Ufer zu lächeln scheint und „wenn der Sturm streichelt deinen erregten Busen“.

Eine so träumerische Naturbetrachtung, ein so weiches, schwermütiges Sichversenken in die Natureindrücke, ein so inniges Mitleben mit der Natur war in früheren Jahrhunderten in Frankreich nicht zu finden gewesen; seit Rousseau aber ist das Eis durchbrochen, und ein warmer Strom voll Leben und Empfindung hat sich auch in der französischen Poesie über die Natur ergossen; wie die pantheistischen Dichter Goethe, Byron und Shelley, verkehrt auch der theistische Lamartine mit der Natur, besonders mit den Sternen und mit dem Meer, wie mit einem Freunde oder einer Geliebten. Victor Hugo zeigt dieselbe Weltanschauung, aber sein Dichten ist plastischer und klarer als das des weichen, schwärmerischen Lamartine. Nur seine „Feuilles d'automne“, die schönsten seiner Gedichte, mögen wir hier kurz berühren. —

Victor Hugo ist ein echter Lyriker, er kennt die geheime, stille Sprache der Natur und das — Wesen und das Elend der Menschen. Von Faustischem Geiste durchweht ist das schöne Gedicht (No. V) „Ce qu'on entend sur la montagne“. Ein Dichter sieht und hört mehr als gewöhnliche Sterbliche; hier erzählt er, einst sei er auf den Gipfel eines Berges gestiegen, unter sich auf der einen Seite die Erde, auf der anderen das Meer; da habe er eine Stimme gehört, wie sie sonst niemals einem Munde entströmt; in dem gewaltigen Gebrause habe er zwei Laute unterschieden; und nun preßt er gleichsam die Fülle der Natureindrücke mit ihrem Frieden und ihrer Schönheit zusammen:

L'une venait des mers, chant de gloire! hymne heureux!
L'était la voix des flots qui se parlaient entre eux —
Or . . l'océan magnifique
Etendait une voix joyeuse et pacifique,
Chantait comme la harpe aux temples de Sion
Et louait la beauté de la création.

Dagegen die andere Stimme:

Pleurs et cris! L'injure, l'anathème . .
C'était la terre et l'homme qui pleuraient!
L'une disait: Nature! et l'autre: Humanité!!

Ein Gedanke voll Erhabenheit und Tiefe — und zugleich wie schön sind die Beseelungen der Wellen, des Meeres, dieses Sinnbildes aller Naturschönheit. — Auch ihm, wie Lamartine, gelten das Meer und der Sternenhimmel als das Erhabenste in der Welt, das am deutlichsten die Größe des Schöpfers bekundet. Es erinnert an Augustin, wenn er auf die Frage der übrigen Wesenheiten das Meer und den Himmel bekennen läßt, daß Gott der Herr sei, in den schönen Strophen, die ich auch nicht zu übersetzen brauche:

J'étais seul près des flots par une nuit d'étoiles,
Pas un nuage aux cieux, sur les mers pas de voiles,
Et les bois et les monts et toute la nature
Semblaient interroger dans confus murmure
Les flots des mers, les feux du ciel.

Et les étoiles d'or, légions infinies
A voix haute, à voix basse, avec mille harmonies
Disaient en inclinant leurs couronnes de feu
Et les flots bleus, que rien gouverne et n'arrête,
Disaient en recourbant l'écume de leur crête:
C'est le Seigneur Dieu le Seigneur Dieu!

Wenn alles schläft, sitzt er in Andacht unter dem Sternenhimmel, unter dem mächtigen Dom (XXI) und hört dann Stimmen aus der Höhe, von den fernen, fremden Welten; ihn entzückt das glänzende Schauspiel des leuchtenden Himmels, welcher der Welt die Nacht giebt; und wie der Mensch niemals es lassen kann, alles auf sich selbst zu beziehen, so bekennt auch er:

Souvens alors j'ai cru . .
Que j'étais, moi, vaine ombre obscure et taciturne,
Le roi mystérieux de la pompe nocturne,
Que le ciel pour moi seul s'était illuminé!

Er ist sich selbst sehr wohl bewußt, daß auch von den Dichtern nicht alle die Natur so zu interpretieren verstehen wie

er; er weist sie (XXXIII) an diese ewig strömende Quelle der Schönheit und spricht zugleich in treffendster Weise die Grundbedingung aller Freude, alles Genusses an der Natur aus — nämlich die, daß man selbst Ideen und Geist, Gemüt und Stimmung in Beziehung setzen muß zu der Natur, um die Stumme reden, die Tote belebt zu machen:

Si vous avez en vous, vivantes et pressées,
Un monde intérieur d'images, de pensées,
De sentimens, d'amour, d'ardente passion,
Pour féconder ce monde, échangez-le sans cesse
Avec l'autre univers visible qui vous presse!
Mêlez toute votre âme à la création . .
Que sous nos doights puissans exhale la nature,
Cette immense clavier!

In der That! Eine Welt von Gedanken muß der Dichter zu der Welt der Erscheinungen in Bezug setzen können — und auf alle Töne seines Innern antwortet das Echo der Natur; der große Weltenmeister hat unsere Seele und die Natur gleichsam auf denselben Ton gestimmt, und unter dem Zauberstabe des Dichters klingen die Klaviaturen beider zur herrlichen Harmonie zusammen. — Reich ist die Lyrik Victor Hugo's an prächtigen Bildern, die stolz, aber oft auch kalt, in prächtigen Perioden entrollt werden; aber indem er allenthalben seelisches, göttliches Leben ahnt und mit poetischer Intuition aufdeckt, nähert er sich jenem dichterischen Pantheismus, dem wir bei den größten deutschen und englischen Dichtern der Zeit begegneten[1] und der auch bei den deutschen Romantikern den Stimmungsuntergrund bildet.

[1] LAPRADE a. a. O. sagt sogar S. 419: Sa formule religieuse, c'est une question; sa pensée, c'est le doute . . L'artiste divinise chaque détail. Son panthéisme ne s'applique pas seulement à l'ensemble des choses; Dieu tout entier est réellement présent pour lui dans chaque fragment de matière, dans le plus immonde animal . ., c'est une religion aussi vieille que l'humanité déchue; cela s'appelle purement et simplement le fétichisme (!). —

3. Die deutschen Romantiker.

Schiller besaß nicht jenes in innerster Wurzel lyrische Genie Goethe's; seine Stärke war nicht das Lied, sondern neben dem Drama das episch-didaktische Gedicht, nicht die Empfindungs-, sondern die Gedankenlyrik; sein Naturgefühl äußert sich daher hauptsächlich theoretisch oder in gelegentlichen Schilderungen in den epischen und dramatischen Dichtungen. In seiner sentimentalen Periode schwärmt allerdings auch er nicht minder für die Natur als seine empfindsamen Zeitgenossen; so im „Abend“:[1]

Ha! wie die müden Abendstrahlen
Das wallende Gewölk bemalen!
Wie dort die Abendwolken sich
Im Schoß der Silberwellen malen!
O Anblick, wie entzückst du mich!

In Verzückung der Liebe findet er „Sonnenaufgangsglut brennend in den goldnen Blicken“ seiner Laura:

Deine Seele, gleich der Spiegelwelle
Silberklar und sonnenhelle,
Maiet nach dem trüben Herbst;
Um dich Wüsten, öd' und schauerlich,
Lichten sich in deiner Strahlenquelle.

Mit solchen ekstatischen Überschwenglichkeiten kontrastieren die trefflichen Naturschilderungen voll objektiven, wahrsten Lebens in den größeren Gedichten wie die der Charybde im „Taucher“, wo unvergleichlich das verwirrende Wassergewühl gemalt wird,[2] des unendlichen Regens, der Flüsse und Bäche anschwellen läßt, des silberhellen Bächleins, das den Dürstenden erquickt, und des

[1] In Balth. Haug's Schwäb. Magazin 1776; ein anderes, gleichbetiteltes, nach Klopstock'scher Art, ist weit anschaulicher.

[2] Man vergleiche auch den erschöpfenden Wechsel der Bezeichnungen: Der schwarze Mund, die unendliche See, das wilde Meer, der finstere Schoß, die heulende Tiefe, die strudelnde Wasserhöhle; wie malen auch die Zeilen: „Es kommen, es kommen die Wasser all, Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder“!

Abends in der „Bürgschaft“, sowie der Landschaftsbilder im „Tell“ und im „Spaziergang“, wo die mannigfach wechselnde Scenerie „zum Rahmen wird für eine Art Phänomenologie der Menschheit“, wie Julian Schmidt sagt. — Schiller's Interesse an der Natur beruht mehr auf Reflexion als auf Anschauung und hat eine wesentlich philosophisch-moralische Grundrichtung.[1] Natur gilt ihm gleich Natürlichkeit; den Dichter, welcher Natur ist, nennt er naiv, den, der sie sucht, sentimentalisch; aber er übersieht, daß das Altertum nicht immer naiv blieb und daß nicht alle Modernen sentimentalisch sind. Als Schüler Rousseau's empfindet er scharf den Gegensatz von Natur und Kunst und fühlt sich wohl in der Einsamkeit, wo „der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual“:

Wohl dem, selig muß ich ihn preisen
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen
Kindlich liegt an der Brust der Natur. —

Vielleicht ist kein Dichter der Natur gegenüber sentimentalischer gewesen im Sinne Schiller's als Jean Paul. Er ist der humoristisch-satirische Idyllendichter par excellence; auch die Landschaft seiner Romane ist eine idyllische, schlichte: Berge,

---

[1] In seiner Abhandlung über Matthisson's Gedichte sagt er: „Die landschaftliche Natur muß zu einem Ausdruck von Ideen gemacht werden. Dann wird der tote Buchstabe der Natur zu einer lebendigen Geistersprache, und das äußere und innere Auge lesen dieselbe Schrift der Erscheinungen auf ganz verschiedene Weise. Jene liebliche Harmonie der Gestalten, der Töne und des Lichts, die den ästhetischen Sinn entzückt, befriedigt zugleich den moralischen.“ In M.'s Gedichten findet er alle wesentlichen Bedingungen der Landschaftsdichtung erfüllt: Wahrheit und Anschaulichkeit, musikalische Schönheit und Geist. „Der Charakter seiner Muse ist sanfte Schwermut und eine gewisse kontemplative Schwärmerei, wozu die Einsamkeit und eine schöne Natur den gefühlvollen Menschen so gerne neigen . . Ein mit der höchsten Schönheit vertrautes Herz gehört dazu, jene Einfalt der Empfindungen mitten unter allen Einflüssen der raffiniertesten Kultur zu bewahren, ohne welche sie durchaus keine Würde hat.“ Schiller hebt M. zu hoch; seine Gedichte sind mehr Schilderung, Malerei des Gegenständlichen, ja, mehr breite, zerfließende Beschreibung als innere Durchdringung von Bild und Empfindung. Man vergl. z. B. Goethe's Gedicht „An den Mond“ mit M.'s „Mondscheingemälde“.

Dörfer und Thäler; aber was weiß er aus dem geringfügigsten, täglich sich wiederholenden Vorgange in der Natur zu machen! Da glüht alles von Empfindung; eine orientalische Pracht der Bilder, die tollkühnste Überschwenglichkeit an Metaphern, mit buntester Mischung der Begriffe wird aufgebracht; Jean Paul schildert fast nie — außer im Titan den Lago maggiore —, wird alles Landschaftliche, jeder Sonnenauf- und untergang („mit der ganzen Magie der Beleuchtung“ wie Gottschall sagt[1]) getaucht in die Tiefe der Empfindung der in Gefühlen schwelgenden Helden. Diese sind von dem lebendigsten Naturgefühl beseelt; unermüdlich durchwandern sie ihre kleine Gegend; alle Empfindungen spiegelt sie ihnen wieder; Universum und Menschenseele sind eins, in steter Wechselbeziehung; hierin liegt der pantheistische Zug Jean Paul'scher Weltanschauung. „Jedem Menschen“, sagt er in der Vorschule der Ästhetik,[2] „erscheint eine andere Natur, und es kommt nur darauf an, welchem die schönste erscheint; die Natur ist für den Menschen in ewiger Menschwerdung begriffen; die äußere Natur wird in jeder inneren eine andere.“ Jedenfalls ist sie im Kopfe Jean Paul's eine ganz andere als in dem der Sterblichen sonst — ob aber die schönste? Der Ausdruck seines höchst intensiven Naturgefühls ist ebenso barock wie sein ganzer Stil; Gedankenreichtum, Tiefe der Empfindung, sprühende Genialität allenthalben, aber in einer Hülle so wunderlich und kraus, so ungenießbar und verschnörkelt wie möglich. Dafür bedarf es nur weniger Belege. So lesen wir in den „Blumen-, Frucht- und Dornstücken des Armenadvokaten Siebenkäs“:[3] „Ich erschien denn am letzten Abende des Jahres 1794 wieder, auf dessen rotgefärbten Wellen so viele verblutete Leichname ins Meer der Ewigkeit hineingetrieben wurden.“ „Indes Siebenkäsens Schmetterlingsrüssel fand in jeder blauen Distelblüte des Schicksals offene

[1] Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts, I[4], 1875, S. 153.

[2] 2. Aufl. Berlin Reimer 1827, S. 42, vergl. S. 35: Mit jedem Genie wird uns eine neue Natur geschaffen, indem es die alte weiter enthüllet.

[3] Sämtl. Werke 11, 1826, S. 15.

Honiggefäße genug“ (24). „Als sie über das Thor d. h. über dessen unpalmyrische Ruinen hinaus waren: stand die krystallene wiederscheinende Grotte der Augustnacht aufgeschlossen und erleuchtete auf der dunkelgrünen Erde, und die Meerstille der Natur widersprach dem Sturme der menschlichen Brust; die Nacht zog die Himmelsdecke voll stiller Sonnen ohne ein Lüftchen über die Erde herauf und unter sie hinab; die gefällten Saaten lagen ohne Rauschen in Garben um, und die eintönige Grille und ein harmloser, alter Mann, der Schnecken für die Schneckengrube zusammenlas, schienen allein im weiten Dunkel zu wohnen“ (65). Wie es Herbst und eitel Wehmut in der Brust des Helden ist, so auch in der Natur: „Über die Auen ohne Blumen, über die Beete ohne Ähren schweiften blasse Gespenstergebilde der Vergänglichkeit, und über den großen, ewigen Gegenständen, über Wäldern und Bergen hing ein nagender Nebel, als wenn sich in seinen Rauch die erschütterte, stäubende Natur auflösete. — — Aber ein lichter Gedanke zerteilte den dunkeln Staubregen der Natur und der Seele in einen weißen Nebel.“ Siebenkäs dachte an seinen Freund! Als seine Ehe aber immer öder wird, da „wurde dem armen Firmian auf der gelben Brandstätte der Natur — im Dezember — immer weher ums Herz“, und als es Frühling wird, ist es ihm, „als wohne sein Leben nicht in einem festen Herzen, sondern in einer warmen, weichen Zähre, und sein beschwerter Geist dränge sich schwellend durch eine Kerkerfuge hinaus und zerlaufe zu einem Tone, zu einer blauen Ätherwelle.“[1] Und Titan drückt (I, 1) die innere Erlösung, welche die Natur dem Menschen gewährt, also aus: „Hohe Natur! Wenn wir dich sehen und lieben, so lieben wir unsere Menschen wärmer, und wenn wir sie betrauern oder vergessen müssen, so bleibst du bei uns und ruhest vor dem

[1] Bd. 13, S. 39 und 72, vergl. die malerisch-abstruse Schilderung des Sonnenaufgangs S. 97; Sonnenuntergang S. 102; S. 165: . . „Das Glanzgold der Abendröte wirft ein Mattgold nach Osten und fället mit Rosenfarben an die schwebende Brust der erschütterten Lerche, der erhöhten Abendglocke der Natur“!! —

nassen Auge wie ein grünendes, abendrotes Gebirg. Ach, vor der Seele, vor welcher der Morgentau der Ideale sich zum grauen, kalten Landregen entfärbt hat, . . bleibst du, erquickende Natur, mit deinen Blumen und Gebirgen und Katarakten treu und tröstend stehen, und der blutende Göttersohn wirft stumm und kalt den Tropfen der Pein aus den Augen, damit sie hell und weit auf deinen Vulkanen und auf deinen Frühlingen und auf deinen Sonnen liegen!"

Vor lauter Empfindungsseligkeit und vor lauter überquellendem Reichtum an sich überstürzenden Gedanken und Bildern kommt Jean Paul nie zu harmonisch-schönem Ausdruck seines tiefen und innigen Naturgefühls.

Jean Paul gab gleichsam das Motto für die Romantiker, denen die Grenzen, die Goethe und Schiller im engen Anschlusse an die Normen antiker Kunst gezogen hatten, zu eng wurden, mit den bezeichnenden Worten: „Die plastische Sonne leuchtet einförmig wie das Wachen, der romantische Mond schimmert veränderlich wie das Träumen." So sagt in hochcharakteristischer Weise auch Hyperion: „O, ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt!" Geniale Einfachheit, ruhige Plastik, objektive Ruhe, durchsichtige Klarheit des Gedankens und des Ausdrucks waren die Ideale, welche Winkelmann und Lessing bei den Alten verwirklicht fanden und unsere großen Dichter mit modernem, deutschen Geiste zu verschmelzen und zu durchdringen suchten. Den Romantikern dagegen behagte das unruhig Wechselnde, das Bunte, Farbige, Phantastische, die Willkür, Gestalten zu schaffen und wieder aufzulösen. Die Harmonie ward zerstört durch die Ironie; schrankenlose Herrschaft des Ich, krassester Subjektivismus, rücksichtslose Laune der ausschweifenden Phantasie ward proklamiert; das im Dunkel der Brust verborgene Geheimnis der Seele ward ans Licht gezerrt, das Unsagbare sollte ausgedeutet, das Dämmerige, ja Nebelhafte im Gemüt sollte beleuchtet werden. Alles Gegenständliche, Anschauliche, Festumrissene ward gemieden, denn es leidet dadurch die Unendlichkeit

und Tiefe der Auffassung: Abgründe muß man sehen; Einem muß schwindeln. — Wie ein schwerer, wirrer Traum ist die Romantik dahin gegangen; und doch war sie vielleicht die notwendige Reaktion gegen den Klassizismus Goethe's; und so bunt auch die Mischung heterogenster Momente in derselben war — schloß sie sich doch bald an das romantische Mittelalter, bald an die Stürmer und Dränger, bald an Herder, Goethe und Winkelmann an und suchte den empfangenen Anregungen tiefer nachzugehen —, wer wollte leugnen, daß in dem gährenden Most, in dem berauschenden Trunk, den die Meister der Romantik kredenzten, ein süßes Gift lag, welches sinnberückend wirken mußte, und zugleich, daß unendlich reiche, entwickelungsfähige Keime in der Romantik enthalten waren, die wir heutigen Tages in Blüte sehen? —

Das Naturgefühl der Romantiker ist ihrer ganzen Anschauungsweise gemäß von äußerster Subjektivität und Phantastik, mystisch-schwärmerisch, oft von tiefsinniger, märchen- und traumhafter Symbolik.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht.

Im innersten Kern ist die Naturliebe der Romantiker pantheistisch. Ihre Gefühle rinnen zusammen mit dem Leben in der Natur; in schmerzlicher Sehnsucht nach einem fernen Ideal oder nach der einstigen Heimat der Unschuld und Natürlichkeit werfen sie sich an den Busen der Natur, „in die Arme der wandellosen, stillen und schönen“ (Hyperion), hauchen all ihr Weh in sie hinein oder schwelgen selig trunken in ihrem Anblick, finden in allem ein Widerspiel ihrer Seelenstimmung und wissen sich keinem Wesen verwandter und vertrauter als der stummen und doch auf alles ihnen antwortenden Natur. Geist und Natur verschmelzen und verschwimmen in eins; der Pantheismus zerfließt in ahnungsvolle Mystik, welche alle Grenzlinien verwischt. Nächst dem Werther spielt vielleicht in keinen modernen Roman die Natur

so musikalisch und so malerisch zugleich hinein wie in HÖLDERLIN's Hyperion. Enttäuscht und verbittert ihn die düstere Wirklichkeit, die so wenig seinem Ideal entspricht, so ist es sein Trost: „Aber du scheinst noch, Sonne des Himmels! Du grünst noch, heilige Erde! Noch rauschen die Ströme ins Meer, und schattige Bäume säuseln im Mittag. Der Wonnegesang des Frühlings singt meine sterblichen Gedanken in Schlaf. Die Fülle der alllebendigen Welt ernährt und sättigt mit Trunkenheit mein darbend Wesen."[1] Es kann nicht deutlicher dieser mystische Pantheismus ausgedrückt werden als in dem Bekenntnis: „O selige Natur! Ich weiß nicht, wie mir geschiehet, wenn ich mein Auge erhebe vor deiner Schöne, aber alle Lust des Himmels ist in den Thränen, die ich weine vor dir, der Geliebte vor der Geliebten. Mein ganzes Wesen verstummt und lauscht, wenn die zarte Welle der Luft mir um die Brust spielt. Verloren ins weite Blau, blick' ich oft hinauf an den Äther und hinein ins heilige Meer, und mir ist, als öffnet' ein verwandter Geist mir die Arme, als löste der Schmerz der Einsamkeit sich auf ins Leben der Gottheit. Eins zu sein mit allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wiederzukehren ins All der Natur, das ist der Gipfel der Gedanken und Freuden, das ist die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag seine Schwüle und der Donner seine Stimme ver-

---

[1] Wie dies an Werther anklingt, so auch die Schilderung (S. 11 Reclam): „Und wenn ich oft dalag unter den Blumen und am zärtlichen Frühlingslichte mich sonnte und hinauf sah ins heitere Blau, das die warme Erde umfing, wenn ich unter den Ulmen und Weiden, im Schoße des Berges saß, nach einem erquickenden Regen, wenn die Zweige noch bebten von den Berührungen des Himmels und über dem tröpfelnden Walde sich goldne Wolken bewegten, oder wenn der Abendstern voll friedlichen Geistes heraufkam mit den alten Jünglingen, den übrigen Helden des Himmels, und ich so sah, wie das Leben in ihnen in ewiger müheloser Ordnung durch den Äther sich fortbewegte und die Ruhe der Welt mich umgab und erfreute, daß ich aufmerkte und lauschte, ohne zu wissen, wie mir geschah — hast du mich lieb, guter Vater im Himmel! fragt' ich dann leiser, und fühlte seine Antwort so sicher und selig im Herzen." Welche Melodie, welche Poesie liegt in den Bekenntnissen S. 20, S. 103 f., S. 141.

liert und das kochende Meer der Woge des Kornfelds gleicht.“ — Es ist ein Haschen nach den Sternen dies namlose Sehnen und Schwärmen aus der Wirklichkeit heraus, die ihn wie eine Kette fesselt, empor zu dem All-Einen — „O, wenn sie eines Vaters Tochter ist, die herrliche Natur, ist das Herz der Tochter nicht sein Herz? Ihr Innerstes, ist’s nicht Er? Aber hab’ ichs denn? Kenn’ ich es denn?“ — Er sucht „die Seele der Natur“ zu belauschen, er hört „die Melodie des Morgenlichtes mit leisem Laute beginnen“; er spricht zur Blume: „du bist meine Schwester“ und zu den Quellen: „wir sind eines Geschlechtes“; jede Tages- und Jahreszeit bringt er mit seinem Herzen in symbolisch-sympathetische Beziehung;[1] er empfindet die Schönheit des „paradiesischen Landes“, wenngleich er kaum sonst ein so klar umrissenes Bild einer Landschaft entwirft[2] wie in dem Gedichte „Heidelberg“; eine Fülle der herrlichsten Vergleiche aus der Natur streut er seinen Betrachtungen ein[3]; er genießt „die Liebkosungen der entzückenden Lüfte“, preist „das leichte, klare, schmeichelnde Meer“, nennt „die heilige Luft“ „die Schwester des Geistes, der feurig mächtig in uns waltet und lebt, die Allgegenwärtige, Unsterbliche“ und die Erde „eine der Blumen des Himmels“ und den Himmel „den unendlichen Garten des Lebens“ und, was „Eins ist und Alles“, die Schönheit.[4] Mystisch schildert er seine Liebe:[5]

---

[1] Vergl. S. 28, S. 48, S. 54.

[2] Vergl. S. 1, nur mit ganz allgemeinen Ausdrücken, ebenso S. 33.

[3] „Wie in schweigender Luft sich eine Lilie wiegt, so regte sich in seinem Elemente, in den entzückenden Träumen von ihr mein Wesen“ (26); „Wie Stürme, wenn sie frohlockend, unaufhörlich fort durch Wälder über Berge fahren, so drangen unsere Seelen in kolossalischen Entwürfen heraus“ (30); „Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor und würde Geist, wenn nicht der alte, stumme Fels, das Schicksal, ihm entgegen stände“ (46); „Es giebt eine Nacht unserer Seele, wo kein Schimmer eines Sternes, wo nicht einmal ein faules Holz uns leuchtet“ (47); „Wie ein Strom an dürren Ufern, wo kein Weidenblatt im Wasser sich spiegelt, lief unverschönert vorüber an mir die Welt“; „Wie die Woge des Ozeans das Gestade seliger Inseln, so umflutete mein ruheloses Herz den Frieden des himmlischen Mädchens.“

[4] Vergl. S. 56 und 59. [5] S. 69 und 79.

„Wir waren eine Blume nur, und unsere Seelen lebten ineinander wie die Blume, wenn sie liebt und ihre zarten Freuden im verschlossenen Kelche verbirgt. . . Die sternenhelle Nacht war nun mein Element geworden; denn, wenn es stille war, wie in den Tiefen der Erde, wo geheimnisvoll das Gold wächst, dann hob das schöne Leben meiner Liebe an.“ Er findet es herrlich, „so aus einem Kelche mit der Geliebten die Wonne der Welt zu trinken.“ „Ja, eine Sonne ist der Mensch, allsehend und allverklärend, wenn er liebt, und liebt er nicht, so ist er eine dunkle Wohnung, wo ein rauchend Lämpchen brennt.“ Weich und weiblich, aber voll des intimsten Zaubers der Poesie ist diese Stimmungsmalerei; wie schön, aber auch wie düster und wie traurig bezeichnend für das herbe Los des Unglücklichen, ist das „Schicksalslied“:

Doch uns ist gegeben, auf keiner Stätte zu ruhn,
Es schwinden, es fallen die leidenden Menschen
Blindlings von einer Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewisse herab.

Sein Pantheismus kommt auch in den Naturoden zum Ausdruck. Alles ist durchgeistigte, beseelte Natur; so bekennt er „An die Natur“:

Da zur Sonne noch mein Herz sich wandte,
Als vernähme seine Töne sie,
Und die Sterne seine Brüder nannte
Und den Frühling Gottes Melodie,
Da im Hauche, der den Hain bewegte,
Noch dein Geist, der Geist der Freude sich
In des Herzens stiller Welle regte,
Da umfingen goldne Tage mich.

Der Mensch ist ihm der Erde schönstes Kind vom Vater Helios, seine erstgebornen Brüder sind die Berge und Inseln, Bäume und Blumen; seine Amme ist die heilige Rebe mit den süßen Beeren; die Berge sind seine Hüter, des Stromes Wellen sind seine Gespielen; seine Liebe ist der Erde edelste Pflanze; sein Gemüt ist ihr Saitenspiel, auf dem sie mit Nebeln und Träumen spielt; Leid und Lust teilen Mutter und Sohn mit vollster Sympathie; sie

trauert mit ihm; mit lebendigerem Quellenrauschen, mit dem Liebesatmen ihrer Blüten begrüßt sie hinwieder seine Freude.[1] —

Auch Tieck ist von der feinfühligsten Empfänglichkeit für die Eindrücke der Natur. Er bildet nicht nur das Wort „Waldeinsamkeit“ im „blonden Eckbert“:

Waldeinsamkeit, Die mich erfreut,
So morgen wie heut In ewiger Zeit,
O wie mich freut Waldeinsamkeit,

sondern er versenkt sich mit ganzer Seele, mit träumerischem Schwärmen, ja mit „Naturtrunkenheit“[2] in den romantischen Zauber, der im Walde lebt und webt, im Walde mit Elfen und Kobolden, mit den gespenstischen Schatten in der ahnungsreichen Mondscheinnacht, wie er sie in dem „Mondscheinlied“ entwirft:

Hinterm Walde wie flimmernde Flammen,
Berggipfel, oben mit Gold beschienen,
Steigen rauschend und ernst die grünen
Gebüsche die blinkenden Häupter zusammen.

Welle, rollst du herauf den Schein,
Des Mondes rund freundlich Angesicht?
Es merkt's und freudig bewegt sich der Hain,
Streckt die Zweig' entgegen dem Zauberlicht.

Fangen die Geister auf den Fluten zu springen,
Thun sich die Nachtblumen auf mit Klingen,
Wacht die Nachtigall im dicksten Baum,
Verkündet dichterisch ihren Traum,
Wie helle, blendende Strahlen die Töne niederfließen,
Am Bergeshang den Wiederhall zu grüßen.

---

[1] Vergl. „Der Mensch“, „An den Äther“, „Sonnenuntergang“, „Abendphantasie“; „Der gefesselte Strom“ klingt an Goethe'sche Motive deutlich an: Gehüllt in sich, säumet am kalten Ufer, er, des Ozeans Sohn — da sendet der Vater die Liebesboten, die lebenatmenden Lüfte, und „Schon tönt, schon tönt es ihm in der Brust! es quillt, Wie er da noch im Schoße der Felder spielt, Ihm auf! Und nun gedenkt er seiner Kraft, der Gewaltige, nun, nun eilt er, . . spottet der Fesseln nun, . . und von der Stimme des Göttersohnes erwachen die Berge rings, Es regen sich die Wälder, es hört die Kluft Den Herold fern, und schaudernd regt im Busen der Erde sich Freude wieder. Der neue Frühling dämmert, es blüht um ihn; Er aber wandelt hin zu Unsterblichen; Denn nirgend darf er bleiben, als wo Ihn in die Arme der Vater aufnimmt.“

[2] Vergl. Tieck's Biographie von Koepke, I, 139, Brandes a. a. O. 181.

In allen Dichtungen Tieck's wuchert dies trunkene Naturgefühl, dies nimmersatte, nimmer stillbare Sehnen, den Reiz der Natur zu enthüllen, in den Kern ihres wunderbaren Wesens einzudringen. Selbst ein Lump, wie William Lovell, welcher die romantische Subjektivität, die sich selbst zerfasernde Sentimentalität bis zu jenem verbrecherischen Egoismus steigert, der kein anderes Gesetz als die schrankenlose Willkür des Ich kennt, berauscht sich an der Natur; so schreibt er von Florenz (I, 125): „Die Natur erquickt meine Seele mit ihrer unendlichen Schönheit. Ich fühle mein Herz oft sich anschwellen, wenn mich die tausendfältigen Reize der Natur und Kunst begeistern . . So wird denn nun endlich mein Trieb zu Reisen, zu wunderbaren Fernen befriedigt. Schon als Kind, wenn ich vor dem Landhause meines Vaters stand und über die fernen Berge hinwegsah und ganz am Ende des blauen Horizontes eine Windmühle entdeckte, so war mir's, als wenn sie mich mit ihrer Bewegung zu sich winkte; das Blut strömte mir schneller zum Herzen, mein Geist flog zur fernen Gegend hin, eine fremde Sehnsucht füllte oft mein Auge mit Thränen." Die Natur und seine Seele sind ihm gleich rätselvoll (II, 3): „Es ist manchmal, als wollte sich das Rätsel in uns selber aufschließen, als sollten wir plötzlich die Umwandlung aller unserer Empfindungen und seltsamen Erfahrungen kennen lernen. Die Nacht umgab mich mit hundertfachen Schauern, der monderhellte, durchsichtige Himmel wölbte sich wie ein Krystall über mir und spielte die seltsamsten Empfindungen wie Schatten in diese Welt hinein." In träumerisch-trunkener Sympathie mit der Natur steht auch „Franz Sternbald", II, 89: „Ich möchte die ganze Welt mit Liebesgesängen durchströmen, den Mondschimmer und die Morgenröte anrühren, daß sie mein Leid und Glück wiederklingen, daß die Melodie Bäume, Zweige, Blätter und Gräser ergreife, damit alle spielend meinen Gesang wie mit Millionen Zungen wiederholen müßten." Musik und Natur sind die Leidenschaft der Romantiker; sie möchten alle Empfindungen in Töne auflösen, wie Byron in einen Blitz,

„denn Gedanken stehen zu ferne.“[1] Nacht und Wald, Mondschein und Sternenflimmer bilden den Grundakkord in den Melodien ihrer Naturlieder. In „Franz Sternbald's Wanderungen“ bietet die Landschaft zu Handlung und Stimmung den steten Hintergrund. In dem Sittenroman des 18. Jahrhunderts hatte sie keine Stelle gehabt; Hermes beschreibt einmal einen Sonnenaufgang in wenigen Zeilen, entschuldigt sich aber wegen dieser Extravaganz und bittet Leser und Kritiker, nicht zu glauben, er wolle nur „die Bogen füllen“[2]; Rousseau schuf darin Wandel; Sophie La Roche verwandte Ruine und Mondscheinlandschaft, Thal und Hügel, blühende Hecken, Blumen u. s. f. zu kleinen Stimmungsbildern in ihren „freundschaftlichen Frauenzimmerbriefen“[3], und vor allem Goethe stimmt im Werther Landschaft und Menschenseele auf einen Ton, beide in stete Wechselbeziehung setzend; in seinen späteren Romanen meidet er die Naturschilderung; in Tieck's Sternbald wird uns ebenso wie bei Jean Paul kein Sonnenauf- und -untergang erspart. Oft weiß er mit wenigen Strichen vortrefflich Stimmung zu machen — wie unter den Neueren Theodor Storm. So schildert er einmal den Morgen[4]: „Rote Lichter zitterten an den Spitzen der Halme, und der Morgen rührte sich darin und machte Wellen“, und den Mittag[5]: „Wie erquickend war der kühle Duft, der ihm aus den grünen Blättern entgegen wehte, als er in das Wäldchen hineintrat! Alles war still, und nur das Rauschen der Blätter schallte manchmal durch die liebliche Einsamkeit, und ein ferner Bach, der durchs Gehölz floß“, und den Abend[6]: „Je röter der Abend wurde, desto schwer-

[1] So heißt es in „Franz Sternbald“, I, Berlin 1798, S. 38: „Welche Welten entwickeln sich im Gemüte, wenn die freie Natur umher mit kühner Sprache in uns hineinredet, wenn jeder ihrer Töne unser Herz trifft und alle Empfindungen zugleich anrührt.“ Novalis sagt (II, 130): „Die Natur ist eine Äolsharfe, ein musikalisches Instrument, dessen Töne wieder Tasten höherer Saiten in uns sind.“

[2] Erich Schmidt a. a. O. S. 173 Anm. [3] Schmidt S. 59.

[4] Sternbald S. 6. [5] S. 23.

[6] S. 34; Franz mahnt S. 48: „Laß dich manchmal, lieber Sebastian, von der guten, freundlichen Natur anwehen, wenn es dir in deiner Brust zu

mütiger wurden seine Träumereien; die dunkelgewordenen Bäume, die Schatten, die sich auf den Feldern ausstreckten, die rauchenden Dächer eines kleinen Dörfchens und die Sterne, die nach und nach am Himmel hervortraten, alles rührte ihn innig, alles bewegte ihn zu einem wehmütigen Mitleiden mit sich selber." Interessant und bezeichnend ist es, wie der Dichter seinen Helden zum Landschaftsmaler werden läßt.[1] Wie er im Walde umherschweift, „betrachtet er die Bäume, die sich in einem benachbarten Teiche spiegelten. Er hatte noch nie eine Landschaft mit diesem Vergnügen beschaut, es war ihm noch nie vergönnt gewesen, die mannigfaltigen Farben mit ihren Schattierungen, das Süße der Ruhe, die Wirkung des Baumschlags in der Natur zu entdecken, wie er es jetzt im klaren Wasser gewahr ward; er war bisher noch nie darauf gekommen, eine Landschaft zu zeichnen, er hatte sie immer nur als eine notwendige Zugabe zu manchen historischen Bildern angesehen, aber noch nie empfunden, daß die leblose Natur etwas für sich Ganzes und Vollendetes ausmachen könne und so der Darstellung würdig sei." Also die Landschaft, welche in dem Wasserspiegel ihr Gegenbild findet — die geheimnisvoll in die Tiefe verschwimmenden Umrisse, das magische Geflimmer der Lichtstrahlen, das zauberhaft unbestimmte Zusammenrinnen von Wirklichkeit und Spiegelbild — das ist es, was den Romantiker am meisten fesselt und seine träumerische Naturstimmung weckt! — In den kleineren Erzählungen und Märchen TIECK's begegnet dieselbe Naturempfindung, welche in dem Geheimnisvollen wühlt, das in der unbestimmten Physiognomie der Blumen, der Wolken, der Flüsse, Berge und Sterne liegt; „sie war ihm zur passendsten Zeichenschrift für den Ausdruck jener unentschiedenen, unaussprechlichen Gefühle geworden, welche

---

enge wird", und ihm selber wird in der Trauer um den Vater am linden Abend ruhiger ums Herz, S. 115: „Als es Abend geworden war und der rote Schimmer bebend an den Gebüschen hing, war sein Empfinden sanfter und schöner geworden", S. 169: „Ohne daß er es bemerkte, schlief er nach und nach ein; die Stille, das liebliche Geräusch der Blätter, ein Gewässer in der Entfernung luden ihn dazu."

[1] S. 88.

seinem Seelenleben vorzugsweise die Farbe geben."[1] Der Pantheismus Boehme's hatte ihn immer angezogen; in Jena übte einen verführerischen Reiz die Philophysik Steffens' und die Naturphilosophie Schelling's auf ihn aus, der die Natur ein geheimnisvoll Gedicht, einen träumenden Geist nannte. Diesen in ihr zu entdecken war des NOVALIS und des mit dem überschwenglichen Naturmystiker so eng verbundenen Tieck ganzes Bestreben. In den Märchen wird TIECK von sympathetischer Naturmalerei zu mystischer Naturdeutung geführt. Er sucht einzudringen in den dunkeln Zusammenhang, welcher zwischen den Naturerscheinungen und den Gewalten besteht, die in der Menschenbrust elementar wirken. Suchte er in den Romanen denselben psychologisch-historisch darzustellen, so in den Märchen mystisch-phantastisch. Am frühesten im „blonden Eckbert". Meisterlich weiß er auch hier mit wenigen Strichen vorzubereiten — „die Nacht sah schwarz zu den Fenstern herein, und die Bäume draußen schüttelten sich vor nasser Kälte; der Mond sah abwechselnd durch die vorüber flatternden Wolken,"[2] und dann beginnt Bertha zu erzählen — wie die vom Hause Entflohene bald das Grauen der Einsamkeit in dem Gebirge packt, bald das unbestimmte Sehnen in die Weite und die taumelnde Freude des Genusses an neuen Eindrücken.[3] Am vollendetsten aber giebt „der Runenberg" dem unheimlichen Zauber Ausdruck, den die unterirdischen Mächte verlockend und bethörend auf die Menschen üben, seine Sehnsucht in die Tiefe, seine Goldgier weckend. Das Dämonische der Gebirgsnatur, das Wilde, Zerklüftete kontrastiert mit der friedlichen idyllischen Ebene. Die Erzählung ist völlig durchflochten von Naturschilderungen, die in der That eine magisch-märchenhafte Stimmung erzeugen.[4] —

[1] HAYM, Die romantische Schule, Berlin 1870, S. 631.

[2] Phantasus I, Berlin 1812, S. 166. In der Einleitung wird des Breiteren reflektiert über Gärten und den rechten, romantischen Naturgenuß, alles wird romantisch genannt, ein Gedicht, ein Lied, ein Gebirge u. s. f.

[3] S. 173.

[4] So heißt es S. 241, wie der Jäger im finstern Walde, am schluch-

Die wundersamste Blüte aber treibt das „romantische Gemüt“ in Novalis. Bei ihm zerfließt alles ins Ahnungsreiche, in Dämmerung und Nacht; das in der Brust unbewußt Ruhende wird durchwühlt; das unbestimmte Sehnen nach einem fernen Wunderziel findet seinen märchenhaften Ausdruck in dem Suchen nach der „blauen Blume“; ja, das eigene Herz erscheint ihm wie eine Blume, deren Rätsel er nicht lösen kann; im Heinrich von Ofterdingen heißt es[1]: „Das heitere Schauspiel des herrlichen Abends wiegte ihn in sanfte Phantasien: die Blume seines Herzens ließ sich zuweilen wie ein Wetterleuchten sehen.“ Die Naturanschauung ist phantastisch in den Schilderungen[2] und mystisch in ihren Betrachtungen. „Ich bin nicht müde geworden“, erzählt ebenda Sylvester[3], „besonders die verschiedene Pflanzennatur auf das Sorgfältigste zu betrachten. Die Gewächse sind so die unmittelbarste Sprache des Bodens, jedes neue Blatt, jede sonderbare Blume ist irgend ein Geheimnis, das sich hervordrängt, und das, weil es sich vor Liebe und Lust nicht bewegen und nicht zu Worten kommen kann, eine stumme, ruhige Pflanze wird. Findet man in der Einsamkeit eine solche Blume, ist es da nicht, als wäre alles umher verklärt und hielten sich die kleinen befiederten Töne am liebsten in ihrer Nähe auf? Man möchte für Freuden weinen und abgesondert von der Welt nur seine Hände und Füße in die Erde stecken, um Wurzeln zu treiben und nie diese glückliche Nachbarschaft zu verlassen. Über die ganze trockene Welt ist dieser grüne, geheimnisvolle Teppich der Liebe

zenden Bach in der Nacht seine irre Wanderung fortsetzt und eine Wurzel aus der Erde zieht; „plötzlich hörte er schreckend ein dumpfes Winseln im Boden, das sich unterirdisch in klagenden Tönen fortzog und erst in der Ferne wehmütig verscholl. Der Ton durchdrang sein innerstes Herz, er ergriff ihn, als wenn er unvermutet die Wunde berührt habe, an der der sterbende Leichnam der Natur in Schmerzen verscheiden wolle.“ S. 243: „Ein großer Fluß glänzte wie ein mächtiger Geist an den Wiesen und Feldern vorbei“. Das unschuldige Dorf wird geschildert S. 252.

[1] H. v. Ofterdingen, Erster Teil, Berlin 1802, S. 115.

[2] Vergl. a. a. O. S. 13. [3] Zweiter Teil S. 31.

gezogen."[1] Mystisch fließen so Menschen- und Pflanzenleben zusammen und vertauschen Wesen und Sein in der unnatürlich überreizten Phantasie. Eine solche schwelgt naturgemäß am liebsten in den Schauern der Nacht, „der heiligen, unaussprechlichen, geheimnisvollen Nacht": „Köstlicher Balsam träuft aus deiner Hand, aus dem Bündel Mohn; die schweren Flügel des Gemüts hebst du empor."[2] Nacht und Tod werden als Wonne und Wollust gepriesen. Wie eine Erquickung mutet nach den düsteren, die Grenze des Wahnsinns streifenden Reflexionen den Leser das reizende Märchen von „Hyacinth und Rosenblütchen" an.[3] Wie hochpoetisch ist hier die märchenduftige Beseelung, wenn von der lieblichen Kinder innigen Zuneigung sich die übrigen kleinen Lebewesen zuraunen: „Das Veilchen hatte es der Erdbeere im Vertrauen gesagt, die sagte es ihrer Freundin, der Stachelbeere, die ließ nun das Sticheln nicht, wenn Hyacinth gegangen kam; so erfuhr's denn bald der ganze Garten und der Wald, und wenn Hyacinth ausging, so rief's von allen Seiten: „Rosenblütchen ist mein Schätzchen!" — Und wie er in die Weite zieht, um das Land der Isis zu suchen, fragt er Tiere und Quellen, Felsen und Bäume nach dem Weg, und die Blumen lächeln ihn an, und die Quellen bieten ihm einen frischen Trunk; und als er zurückkehrt, da giebt eine wunderbare Musik „die Geheimnisse des liebenden Wiedersehens." „O, daß der Mensch", sagen die Zuhörer des Märchens, „die innere Musik der Natur verstände." In mystisch bunten Farben wird dann geschildert „die süße Leidenschaft für das Weben der

[1] So singt Fr. Schlegel in seinem „Lied": „Wenn die Nachtigallen schlagen, Hell die grüne Farbe brennt, Will ich, was die Blumen sagen Und das Auge nur erkennt, Leise kaum mich selbst befragen. Wenn ich wandl' auf stiller Flur, Still verfolgend die Natur Und sie fühlend denken lerne, Folg' ich den Gefühlen nur, Denn Gedanken stehn zu ferne". Auch Bettina schreibt einmal: „Der Grashalm, die Spitzen der Saat, ein Vogelnest mit Treue gebaut, das Blau des Himmels, das Alles rührt und ergreift mich, als ob das menschlich wär"; vergl. den hübschen Aufsatz von Carriere in „Nord und Süd" No. 118, 1886, S. 87.

[2] Hymnen an die Nacht, a. a. O. S. 79 f.

[3] S. 196 ff. in „Die Lehrlinge von Sais".

Natur, ihre entzückenden Mysterien“ und der Zauber der dichterischen Phantasie, welche alles Innere in der Außenwelt findet und „eine wunderbare Sympathie mit dem menschlichen Herzen“ in allem entdeckt — so in dem Windeshauch, der „mit tausend dunkeln, wehmütigen Lauten den stillen Schmerz in einen tiefen melodischen Seufzer der ganzen Natur aufzulösen scheint“ . . „Und was bin ich anders als der Strom, wenn ich wehmütig in seine Wellen hineinschaue und die Gedanken in seinem Gleiten verliere?“ Mit glühender Ekstase ruft der Jüngling aus: „Wem regt sich nicht das Herz in hüpfender Lust, wenn ihm das innerste Leben der Natur in seiner ganzen Fülle in das Gemüt kommt, wenn dann jenes mächtige Gefühl, wofür die Sprache keine anderen Namen hat als Liebe und Wollust, sich in ihm ausdehnt wie ein gewaltiger, alles auflösender Dunst und er bebend in süßer Angst in den dunkeln lockenden Schoß der Natur versinkt und die arme Persönlichkeit in den überschlagenden Wogen der Lust sich verzehrt.“ Hier haben wir den Schlüssel zu dem romantischen Naturgefühl, hier wird deutlich jener Punkt bezeichnet, in welchem dasselbe gipfelt — es ist das unnennbare, unsagbare Zusammenweben von Menschenseele und Naturstimmung, das Zerfließende, im dunstigen Duft Dämmernde, das in der Menschenbrust das träumerische Versenken in die Natur verursacht.

Daß aber der Romantiker auch für das eigentlich Romantische in der Natur, für die erhabene Majestät der Gebirgswelt schwärmt, davon zeugen die „Naturbetrachtungen auf einer Reise durch die Schweiz“ von Hülsen.[1] Mit enthusiastischem Pathos, in klingender, halbmetrischer und schwülstiger Prosa kündet er das Lob jenes Landes, „wo die Göttin sich vor allen ihren Tempel erbaute und wo sie in jeder Erscheinung dein Innerstes rührt durch Freude und Begeisterung. Überall wandelt dein Auge in ewiger Umkränzung des Schönen und sieht hier Größe und Hoheit

[1] Im Athenäum III, 1800, S. 34—58.

und süßes himmlisches Lächeln.“ Aber die ästhetische Anschauung tritt vor der ethisch-philosophischen Betrachtung zurück. Es ist mystischer Pantheismus,[1] der in allem die Harmonie „innig vertrauender Liebe“ findet und in dem Anblick der ewigen Göttin Rührung und Freude, Bewunderung und Andacht gewinnt: „Es ist Vollendung und Gottheit, die du ihm strahlest, wenn in der tiefen Rührung des Schönen und Erhabenen, du Ewige, Unendliche, sein Innerstes durchströmst, daß mitten durch das Dunkel eines verworrenen Lebens himmlischer Friede ihm lächelt.“

Doch auch die Naturlyrik verstummte nicht ganz in dem mystischen Taumel der Romantik. Herzige, weiche Töne schlug Eichendorff an. Waldesduft umfängt traumhaft und Wanderlust durchzittert den Leser des „Taugenichts“ und der herrlichen Lieder. Wie singt und jubiliert es umher in der freien Gotteswelt, wie rauschen die Bäche und die Mühlräder, wie blüht und glüht alles in dem herrlich-schönen Gottesgarten. Was klingt nicht alles mit im Herzen, wenn man den Liedern sich wieder zuwendet, die seit der Kindheit so lieb und vertraut uns geworden, wie der „Abschied“:

O Thäler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt . .

und „Der Wandersmann“:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt;
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

und der „Nachtgesang“:

Hörst du nicht die Bäume rauschen
Draußen durch die stille Rund?
Lockt's dich nicht, hinabzulauschen
Von dem Söller in den Grund,

[1] Man lese z. B. S. 50 und denke dem nach: „Dahin wandelt der Strom. Deute seine Wahrheit und fühle die ewige Harmonie. Was du siehst in seinem Wandel, ist Himmel in dir, denn er ruht in der vereinten Kraft deines Lebens, und jede Regung des Schönen ist Wink seiner Erfüllung“.

Wo die vielen Bäche gehen,
Wunderbar im Mondenschein? . .

und das „Morgengebet":

O wunderbares, tiefes Schweigen,
Wie einsam ist's noch auf der Welt,
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging' der Herr durchs stille Feld.

und „Schöne Fremde":

Was sprichst du wirr wie in Träumen
Zu mir, phantastische Nacht?
Es funkeln auf mich alle Sterne
Mit glühendem Liebesblick.
Es redet trunken die Ferne
Wie von künft'gem großen Glück.

Und wie berückend naiv ist „Wandernder Dichter":

Ich weiß nicht, was das sagen will!
Kaum tret' ich von der Schwelle still,
Gleich schwingt sich eine Lerche auf
Und jubiliert durchs Blau vorauf.
Das Gras ringsum, die Blumen gar
Stehn mit Juwelen und Perl'n im Haar,
Die schlanken Pappeln, Busch und Saat
Verneigen sich im größten Staat.
Als Bot' vorauf das Bächlein eilt,
Und wo der Wind die Wipfel teilt,
Die Au' verstohlen nach mir schaut,
Als wär' sie meine liebe Braut.

Das sind echte Töne unverfälschter Naturlyrik, die unberührt ist von mystischer Reflexion oder von krankhaftem Weltschmerz und in hellen, frohen Liedern sich ergießt, beseelend und belebend, Widerhall weckend und findend in allem, was die schöne Natur dem empfindenden Menschen darbietet. —

Die Romantik, so wirre Wege sie auch gegangen ist, getäuscht von den trügerischen Irrlichtern überschwenglicher Gefühlsmystik und zügellos ausschweifender Phantasie, hat doch das Empfindungsleben und somit auch das Naturgefühl erweitert, gesteigert und vertieft; die moderne Litteratur ist noch durch tausend Fäden mit ihr verknüpft.

Schluß.

In mannigfachen Kurven führten die Wege, die wir verfolgten, auf die Höhe unseres modernen Naturempfindens. Auch die Entwickelung, welche wir zu zeichnen suchten, kann uns zeigen, wie nur der die Gegenwart versteht, welcher die Vergangenheit begreift; denn was die Jahrhunderte vor uns gedacht und empfunden und die großen Denker und Dichter auch des 19. Jahrhunderts erkannt und geschaffen haben, es verweht nicht im Winde wie Spreu, sondern wird zu fruchtbringendem Samen, der unablässig fortwuchert und fortblüht. Ein buntes Geflecht von Empfindungen und Stimmungen suchten wir zu entwirren — wer möchte aber leugnen, daß auch heute noch alle die Fäden weitergesponnen werden, daß die Melodien, welche in leisen Akkorden einst erklangen, nunmehr in vollen Harmonien weiterklingend dahinrauschen? Unser moderner Naturkultus wurzelt in der Vergangenheit; aber die Höhe der heutigen Betrachtung würde er nicht erreicht haben ohne die Blüte der Naturwissenschaften. Wohl ist unser Empfinden jetzt, in dem Zeitalter der Elektrizität und des Mikroskops, viel nüchterner und realistischer geworden, aber die Naturliebe hat durch das gesteigerte Naturerkennen nur an Vertiefung gewonnen, ja, sie ist dem Forscher zur Religion geworden. Der Zug zum Pantheismus, den wir bei den größten Dichtern des Jahrhunderts nachwiesen, geht überhaupt durch unser modernes Denken und Fühlen hindurch, mag derselbe sich nun in gläubigen Herzen um die Idee des allgegenwärtigen Gottes ranken oder mag die in der Materie wirkende, organische Kraft, das unerschöpflich thätige Lebensprinzip in der Flucht der Erscheinungen an dessen Stelle treten. Auf die hohen Gletscherberge und in die Tiefe der Meere steigen die unermüdlich nach Erkenntnis strebenden Forscher, nach dem Nordpol wie nach den heißen Tropen, in die Alpen wie in die Anden treibt es den nach Wahrheit dürstenden Geist; und nicht nüchterne Tagebuchberichte geben die Reisenden, nein, von Naturenthusiasmus und tiefem

Gefühl getragene Schilderungen. Ich nenne nur Humboldt's „Ansichten der Natur" und den Kosmos, Haeckel's „Indische Briefe" und Paul Güssfeldt's köstliches Buch „In den Hochalpen".[1] So gefährliche und anstrengende Bergbesteigungen würden trotz der vortrefflichen Theorie und Praxis in den Vorbereitungen und der weisen Einteilung der Kräfte, trotz der angeborenen Anlage und des gesunden Körpers unmöglich sein ohne den Enthusiasmus für die wunderbaren Schönheiten, welche uns die Natur in dieser Großartigkeit nur in ihren unzugänglichen Teilen offenbart. — Aber wo viel Licht, ist auch viel Schatten; auch der Naturkultus, auch das Reisen ist Mode geworden; die heterogensten Momente mischen sich in den Naturgenuß, den unsere modernen Bade- und Kurorte bieten; doch welcher empfängliche Mensch könnte sich heutigen Tages dem überwältigenden Eindruck entziehen, wenn er den Sturm die Nordsee peitschen oder die rote Feuerkugel der Sonne ins leuchtende Meer hinabtauchen oder wenn er in den Alpen den Firnenschnee erglühen sieht? —

In der Landschaftsgärtnerei machen sich noch immer dieselben Schwankungen geltend wie im vorigen Jahrhundert; wie die Baukunst, verfährt auch die heutige Gartenkunst eklektisch, doch das gesunde Prinzip des englischen Parkstils entspricht am meisten der modernen Empfindung — weite Rasenflächen mit Baumgruppen, freie Ausschau ins weite Land oder aufs Meer, allmählicher Übergang der Kunstanlage ins freie Feld; daneben wird geradezu ein Kultus mit fremden Gewächsen, Bäumen und Blumen getrieben — und wer möchte auch darin eine Steigerung des Natursinnes verkennen? Nichts aber vielleicht verrät mehr jene teils universelle, teils individuelle Richtung des heutigen Naturgefühls als die Landschaftsmalerei. Wer heute durch die Galerien wandelt, findet neben den seltsamsten und phantastischsten Landschaften (Böcklin), welche nur in der Phantasie eines

[1] Erlebnisse aus den Jahren 1859—85, Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur 1886.

geistvollen Kopfes, nicht aber in der Natur existieren, von poetischem Hauche, von sinnigster Naturstimmung durchwehte Bilder. Jedes Element, jede Sphäre hat ihre genialen Interpreten, das Meer, die Alpen mit ihrem Zauber der Abwechselung von Gletschern und Almen, lieblichen Seen und Wasserstürzen, der Wald mit seinen lauschigen Schatten und seiner Einsamkeit, die Haide, das Moor mit ihrer schaurigen Öde, Italien in seiner sonnigen Heiterkeit ebenso wie Norwegen mit seinen Fichten und Fjorden. Technik und Naturtreue stehen auf gleicher Höhe wie das eindringende liebevolle Verständnis, wie das Empfinden jedes Reizes, des kleinsten idyllischen, wie des großartig erhabensten.

Den duftigsten Abdruck des Naturgefühls neben der Malerei giebt die Poesie. Auch hier ist neben Echtem viel Gemachtes, neben wirklich Empfundenem viel Schwulst und eitel Reflexion und Phrase. Muß doch jedes Kapitel im Roman mit einer mehr oder weniger angebrachten Naturschilderung beginnen und feiert doch nur zu oft in den Ergüssen der Helden die sentimentalste Schwärmerei aus dem vorigen Jahrhundert ihre künstliche Auferstehung. Fern davon halten sich die Meister wie Freytag[1], Spielhagen[2], der ein Virtuos in der Schilderung des Meeres (bei Rügen und Pommern) ist, und Wilhelmine von Hillern[3], die charaktervollste unter den Romancièren. In der Novelle hat hierin das Höchste Theodor Storm geleistet.[4] — Schier unerschöpflich aber ist die

[1] Ich hebe nur beispielsweise heraus den letzten Band der „Ahnen“ „Aus einer kleinen Stadt“, Leipzig 1880, 3. Aufl., man lese S. 34, 37, 39 f., 49, 171, 175, 213 u. 269.

[2] Vor allem in der „Sturmflut“, wo die sociale Hochflut mit der elementaren in Parallele gesetzt und diese in großartigster Weise geschildert wird.

[3] In der „Geier-Wally“ lese man die Schilderung des Murzoll's und der Einöde (cap. IX), ferner die der grausen Nacht auf der Malser Haide am Anfang von „Und sie kommt doch“ und das erste Kapitel des 2. Buches.

[4] Namentlich in seinen Resignationsnovellen wird das Kolorit der Natur höchst wirkungsvoll abgetönt; vornehmlich ist es die Stille, die geschildert wird, das sanfte Rinnen der Nacht, das leiseste Geräusch, welches das Schweigen unterbricht, wie das elektrische Knistern des Laubes, das feine Getön der Insektenwelt, der Atem der Abendluft, der durch die Bäume weht, das stumme, ruhelose Blitzen der Sterne, das Fallen eines Blattes, der Schrei

moderne Naturlyrik. Da steht voran der wackere Uhland, von dem Gutzkow treffend sagt: „Uhland hat der Natur das Sonntagskleid der Freude angethan und das Landschaftsgemälde zum Liede zu vergeistigen gewußt“; ist auch diese Landschaftslyrik nicht sehr vieltönig, so erinnern doch besonders seine Frühlings- und Wanderlieder[1] mit ihrer schlichten Einfalt an die wundersamen Naturlaute des Volksliedes, ebenso wie Peter Hebel mit seinem köstlichen naiven Humor die Mythologie der Urzeit wieder erneuert. Neben Uhland ragt Friedrich Rückert hervor.[2] „Der gewaltige Recke mit dem starkknochigen, ernsten Gesicht und der flatternden Mähne“ — so schildert ihn trefflich v. Treitschke[3] — „fühlte sich nie wohler, als wenn er in der Mütze und dem langen, groben Rocke des fränkischen Bauersmannes, den Knotenstock in der Hand, die geliebte Heimat durchwanderte; so treu wie Uhland an Schwaben, hing er an seinem Franken. Er hörte wirklich, was die Schwalbe sang und was die Blätter der Bäume flüsterten; er fühlte mit der sterbenden Blume, die am ewigen Flammenherzen der Welt verglimmt. In ihm lebte noch etwas von dem urkräftigen Natursinne jener grauen Vorzeit, da die Germanen einst die Tiere des Waldes in ihren Kämpfen und Listen belauschten, und er vergeistigte das Naturgefühl zu einer poetischen Weltanschauung, die man mit Recht als christlichen Pantheismus bezeichnete. In allem Geschaffenen sah er die Offen-

---

eines Hirsches, das Gleiten einer Schlange; man vergl. Gesammelte Schr. 2. Aufl. II. 50. 145; III, 118. 214; IV, 40. 45; V, 114. 174; Vom Meer sagt er selbst VIII, 201: „Das Anrauschen des Meeres, das sanfte Wehen des Windes, es ist seltsam, wie das uns träumen macht.“ Meisterhaft schildert er das Leben und Weben auf der blühenden, duftenden Haide III, 99, das gespenstische Grauen, das über dem Moor schwebt III, 212. —

[1] Die linden Lüfte sind erwacht; Süßer goldner Frühlingstag; Noch ahnt man kaum der Sonne Licht; Ich reit' ins finstre Land hinein u. s. f.; ihnen schließen sich W. Mueller's frische, frohe Wanderlieder an.

[2] Noch eine Stunde laßt mich hier verweilen; Tausend Nachtigallen Sind in meiner Brust; Rose, Meer und Sonne Sind ein Bild der Liebsten mein; Wär' ich die Luft, um die Flügel zu schlagen u. s. f.

[3] Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert III, S. 689.

barung des liebenden All-Einen, und jedes Danklied, das aus der Lebenswonne dieser glänzenden, duftenden, klingenden Welt emporstieg, war seinem Herzen vernehmlich:

> O Sonn', ich bin dein Strahl, o Ros', ich bin dein Duft,
> Ich bin dein Tropf', o Meer, ich bin dein Hauch, o Luft!" —

Das größte lyrische Talent seit Goethe ist aber Heine — doch seine Dichtung gleicht der Nixe, deren berückend schöner Oberleib in einen Fischschwanz ausläuft. Die Ironie, die sich selbst auflöst, das Haschen nach Effekt zerstört allenthalben die Wirkung selbst die des so stimmungsvollen „Ein Fichtenbaum steht einsam auf der Höh'" — der Sprung von der Fichte Norwegens zu der Palme des Morgenlandes ist ebenso gesucht wie die Beseelung; eine Perle ist die „Lotosblume", und von grandioser Naturanschauung durchweht sind die „Nordseebilder"; da spricht ein Dichter, der wie Byron und Shelley neue Mythen schafft. Bei Heine bestrickt der Zauber der Sprache, die Melodie; doch meistens sind es lose, flatternde Akkorde; Goethe'sche Plastik und Objektivität fehlen; die Naturbeseelungen sind affektiert; Goethe verletzt nie die Naturwahrheit; Heine drängt der Natur künstlich seine subjektiven Empfindungen auf; je heterogener beide sind, desto witziger ist die Kombination.

> Es stehen unbeweglich
> Die Sterne in der Höh'
> Viel tausend Jahr' und schauen
> Sich an mit Liebesweh.

Wie poetisch heißt es:

> Sterne mit den goldnen Füßen
> Wandeln droben bang und sacht,
> Daß sie nicht die Erde wecken,
> Die da schläft im Schoß der Nacht;

doch wie manieriert fährt er fort:

> Horchend stehn die stummen Wälder,
> Jedes Blatt ein grünes Ohr!
> Und der Berg, wie träumend streckt er
> Seinen Schattenarm hervor.

Wohl weiß Heine — wie er in der „Harzreise“ sagt —, wie „unendlich selig das Gefühl ist, wenn die Erscheinungswelt mit unserer Gemütswelt zusammenrinnt und grüne Bäume, Gedanken, Vogelgesang, Wehmut, Himmelsbläue, Erinnerung und Kräuterduft sich in süßen Arabesken verschlingen“, wohl weiß er prächtige einzelne Funken sprühen zu lassen, aber den reinen Genuß löst er selbst wieder auf.

Lenau haucht seine düstere Melancholie auch der Natur ein; das Klagen, Seufzen, Weinen von Baum und Bach, von Luft und Flut nimmt kein Ende; kaum ein Dichter ist so reich an Metaphern und Beseelungen wie er; vieles ist gesucht, vieles schön, wie:

Der Frühling ist zu Berg und Thal gekommen,
Sein Freudenruf ist durch die Luft erklungen;
Kaum hat die Erd' im Schlafe ihn vernommen,
Hat sie vom Traume sich emporgerungen,
Der ihren Busen deckte schwer und kalt,

und:

Durch den Wald, den dunkeln, geht
Holde Frühlingsmorgenstunde,
Durch den Wald vom Himmel weht
Eine leise Liebeskunde.

Rührend ist „Die Bitte“, ein dramatisch belebtes Naturbild die „Sturmesmythe“. — Die so moderne Sehnsucht nach Einsamkeit spricht sich mit warmem Gefühl bei Platen aus:

Ich möchte gern mich frei bewahren,
Verbergen vor der ganzen Welt,
Auf stillen Flüssen möcht' ich fahren,
Bedeckt vom schatt'gen Wolkenzelt.
Von Sommervögeln übergaukelt,
Der ird'schen Schwere mich entziehn,
Vom reinen Element geschaukelt,
Die schuldbefleckten Menschen fliehn.

Reich quillt der Born der Naturdichtung auch in der modernsten Lyrik. Doch wie wenig entspringt bei näherer Prüfung einer wahrhaft schöpferischen Kraft, wie viel ist anempfunden, wie viel Phrase und Reflexion! Alle Sphären der Natur werden

wohl in den Bereich der Betrachtung gezogen, auch das Grausige, wie es um das Moor (Annette von Droste) und um die Haide (Hebbel) webt. An die größten Lyriker der Vergangenheit schließen sich aber noch an Mörike[1] und Theodor Storm[2]; es giebt kaum sonst noch heute eine Lyrik von solcher tiefen Unmittelbarkeit und solcher rhythmischen Melodie wie bei diesen. Nur einzelnes sehr Schöne bieten Heyse, Keller, Lingg und Jensen; selbst Geibel gelang weniger das reine lyrische Lied als das epische und das betrachtende; er deklamiert und reflektiert mehr, als daß er — singt. Aber wie beherrscht er den Wohllaut der Sprache! Und kein Moderner hat dem Wesen unseres heutigen Naturgefühls treffenderen Ausdruck verliehen als Geibel in den Strophen:

Nur zu rasten, zu lieben,
Still an sich selber zu bau'n,
Fühlt sich die Seele getrieben,
Und mit Liebe zu schaun.
Und so schreit' ich im Thale,
In den Bergen, am Bach,
Jedem segnenden Strahle,
Jedem verzehrenden nach.
Jedem leisen Verfärben
Lausch' ich mit stillem Bemühn,
Jedem Wachsen und Sterben,
Jedem Welken und Blühn.
Selig lern' ich es spüren,
Wie die Schöpfung entlang
Geist und Welt sich berühren
Zu harmonischem Klang.

---

[1] Man vergl.: Frühling läßt sein blaues Band flattern durch die Lande; Hier lieg' ich auf dem Frühlingshügel; Fußreise; Besuch in Urach; Mein Fluß; Lied vom Winde; Die schöne Buche; Um Mitternacht; Am Walde u. s. f.

[2] Oktoberlied, Sommermittag, Die Stadt, Meeresstrand, Im Walde, Die Nachtigall, Mondlicht, Juli, Im Herbste, In der Frühe, Waldweg u. s. f. Vergl. meinen Aufsatz über Theodor Storm im LX. Bande der Preuß. Jahrbücher S. 219—228.

Register.

Acedia 139.
Achenbach 245.
Addison 290. 329. 363.
Äschylos 221.
Agrippa (v. Nettesheim) 251.
Alamanni 168.
Alberti 129.
Alcuin 79.
Alpen 24. 94. 296. 324 f. 394 f. 451. 452.
Ambrosius 53.
Angilbert 81.
Anthologie 21.
Apollinaris (Sidonius) 63—66.
Apuleius 23.
Aribert 95.
Aribo 94.
Ariosto 163—166.
Aristoteles 45.
v. Arnim, Bettina 446.
Augustinus 54—57.
Ausonius 57—60.
Aventin 251.
Avitus 62.

Bakhuysen 248.
Baldur 31. 100.
Basilius 39—42.
Beatus (Rhenanus) 251.
Beda 79.
Bernhard (v. Hildesheim) 95.
— (v. Clairvaux) 197.
Bernart (v. Ventadour) 112.
Bertran de Born 113.
Berthold (v. Regensburg) 197.
Birgitta 198.
Blair 282.
de Bles 243.
Boccaccio 153.
Boehme 208. 253.
Boecklin 451.
Boetius 66.
Bojardo 173.
Boie 318.
v. Braunschweig (Anton Ulrich) 272.
Brockes 280. 286—289. 328.
Brueghel, Peter u. Jan 243.
Brunhild 35.
Bruno 208. 253.
Bürger 318.
Buffon 423.
Burana, carmina 131—135.
Burkhard (v. Sion) 90.
Byron 163. 224. 406. 408—419. 423. 454.

Calame 245.
Calderon 203—206.
Camoëns 189—196.
Campanella 208. 252.
Cassiodorus 66—70.
Carew 282.
Catullus 23.
Cawley 363.
Celtes 250.
Chateaubriand 423—424.
Chaucer 280.
Chrysostomos 49.
Claude Lorrain 245—46.
Claudius 265. 316.
Clemens Romanus 38.
Colonna, Vittoria 173.
Columbus 183—189.
Corneille 245.
Correggio 235.
Cramer, C. Fr. 310. 312.
Cronegk 299.
Crugot 308.
Cuyp 247.
Cyprian 51.

Dante 128. 135—138.
Defoe 280.
Dierick (in Loewen) 241.
Dornröschen 36.
Dracontius 61.

Dreyton 281.
v. Droste, Annette 455.
Drummond 282.
du Bois-Reymond 47. 151. 330.
Dürer 236—238.

v. Eichendorff 448.
v. Eist, Dietmar 114.
Ekkart 197.
Elben 32.
v. Everdingen, Aldert 248.
v. Eyck 240—41.

Fabri 325.
Fénelon 246.
Fischart 266.
Fleming 268.
Forster 345—351.
Fortunatus 70—79. 81.
Frank, Sebastian 252.
Franziscus (v. Assisi) 196.
Fredegar 94.
Freya 31.
Freyr 31.
Freytag 452.
Frigg 32.
Furttenbach 327.

Garten (franz.) 262—266, (engl.) 290—294. 337. 451.
Gatterer 355.
Geibel 456.
Gellert 299.
Gerhard, Paul 269.
Gessner, Conrad 327.
— Salomon 306—307, 363.
Gervinus 96—97.
Gleim 298.
Goethe 2. 4. 143. 206. 224. 254. 276. 308. 321. 359. 371—406. 442. 454.
v. Gogen, Jan 247.
Gottfried (v. Straßburg) 107—110.
Grasser 327.
Grümbke 356.
Gryphius 269.
Guarini 171.
Gudrun 100—102.
Günther, Christian 278—280.
— d. Liguriner 95.
v. Guotenburc, Ulrich 115.
Gregor v. Nazianz 43—44.
— v. Nyssa 44—48.
Griechen 17—22.

Hagedorn 298.
Haller 296—298. 363.
Harsdoerfer 273. 276.
Hartmann (v. d. Aue) 104.
Harz 321. 355. 401.
Hebbel 455.
Hebel 453.
Heine 454.
Heliand 84.
Hellenismus 19—22. 125—130.
Herder 361. 366—371.
Hermes 442.
Heyse 456.
Hieronymus 54.
Hilarius 43.
v. Hillern, Wilhelmine 452.
Hirtendichtungen 167—172. 268.
Hobbema 248.
Hölderlin 437—440.
Hölty 318.
Hoffmannswaldau 273.
Holda 32.
Homer 18. 127. 163.
Horaz 23. 267.
Hugo (v. St. Victor) 197.
— Victor 428—430.
v. Hülsen 447.
v. Humboldt 40. 183. 187. 450.
Hymnenpoesie 52—54.

Jacob (v. Bern) 93.
Jacobi, Joh. Georg 303—305.
Ibykos 43. 221.
Jensen 456.
Inder 8—12.
Isidorus 79.
Juden 12—16.

Kalidasa 9—12.
Kallimachos 21. 127. 221.
Kant 358. 364—366.
Keller 456.
Kent 280. 290.
Keyssler 329.
Kieckel 329.
Kirchenväter, griech. 37—50.
— röm. 50—57.
Klai 273.
v. Kleist, Ewald 299—302. 363.
Klöster 80. 131. 156. 158.
Klopstock 309—316. 372.
Kosegarten 356.
Kürenberg 114.

Lamartine 424—428.
Laprade 330. 338. 348. 380. 430.
Lamprecht 103.
Landschaftsmalerei 19. 120—124. 233—248. 443. 451—452.

Leman, Ulrich 93.
Lenau 455.
Lenotre 263.
Lessing 358. 359—361.
Lingg 456.
Livius 24.
Longos 22—169.
Logau 276.
Lohenstein 273.
Lucrez 25.
Luther 254—256.

Maghas 9.
Märchen 35.
Majolus (v. Clugny) 95.
v. Marueil, Arnold 113.
v. Martius 325.
Medici, Lorenzo 174.
v. d. Meer, Aart 247.
Meistersänger 259.
Milton 289. 406.
Minucius Felix 50.
Minnesänger 113—120.
Mörike 456.
Montague 329—353.
Montemayor 268.
Montreux 268.
Moore 408.
v. Morungen, H. 116.
da Mosto 182.
Moscherosch 276.
Möser 330.
Müller, Wilh. 453.
Mystik 196 f.
Mythologie 31 f.

Naso, Muadorinus 82.
Nerthus 31.
Nibelungenlied 99—100.
Nixen 32.
Nikolai 355.
Novalis 444. 445—447.

Odin 32.
Opitz 267—268.
Osorio 179.
Ossian 372. 379. 386. 406.
Ostara 32.
Otfried 85.
Ovid 23.

Paracelsus 252.
Patenir 242.
Paulinus 60. 61.
Paul, Jean 17. 27. 432—435. 442.
Perdiccas 92.
Peter Martyr 181.
Petrus (v. Alcantara) 207.
Petrarca 20. 129. 130. 135. 138—153. 163. 173. 248. 322.
Pfintzing 93.
Phokas 91.
Pico (della Mirandola) 176.
Pius II. Piccolomini (Enea Silvio) 155—163. 248.
de St. Pierre 347—348. 423.
Pilgerreisen 93—95.
Pindar 21.
Platen 455.
Platon 45.
Plinius 23. 41.
Poggio 153.
Polo, Marco 178.
Pope 283. 290. 363.
Poussin 246.
Properz 23.
Prudentius 53.
Ptolemaios 42.

Racine 245.
Rafael 235.
Rationalismus 308.
Raymundus (v. Sabieude) 198.
Reinmar 116.
Reissner 326.
Reisebeschreibungen, cap. III IV 324—329. 348—356. 451.
Richardson 295. 329.
Riehl 264.
v. Rickel, Dionysius 198.
Ritterepos 103. 110.
Robinson 280. 293.
la Roche. Sophie 442.
Roman 270. 406. 452.
Romantisch, cap. XI. 342. 366. 447.
Römer 22—25.
Ronsard 246.
Rousseau 20. 54. 294. 321. 322—324. 330—347. 358. 380. 382. 395. 423. 442.
Rubens 244—245.
Rucellai 168.
Rückert 5. 453.
Rügen 356.
v. Rugge, H. 115.
Ruysbrock 197.
Ruysdael 247—248.

Sachs, Hans 259. 260.
Sächsische Schweiz 353.
Sannazaro 167.
Sappho 21.
Schiller 17. 18. 431—432.

Scheuchzer 328.
Schickhart 326.
Schlegel, Fr. 446.
Scott 408.
Seneca 23. 25. 47.
Shaftesbury 290. 363.
Shakespeare 206. 208. 209—232. 261. 280.
Schweiz s. Alpen.
Shelley 163. 224. 408. 418—423. 454.
Sidney 268.
Simonides 21.
Simplicius 261.
Southey 408.
Southwell 281.
Spalding 308.
Spenser 281.
v. Spee 277.
Spielhagen 452.
Spinoza 405.
v. Spix 352.
Stolberg, Gebr. 320. 321. 358.
Storm 112. 316, 381. 442. 452. 456.
Summenhart 250.
Sueur, le 246. 261.
Sulzer 307. 363.
Suso 197.

Tasso 166—167. 169—171.
Tauler 197.
Teresa (v. Avila) 207.
Theodulf 83.
Theokritos 21. 73. 82. 127. 143. 163. 221. 222. 368.
Thomson 280. 283—286. 295.
Tibull 23.
Tiersage 85. 96.
Tieck 440—444.
Tizian 235.
Tovius, Paulus 327.
Troubadours 111—113.

Uhland 115. 453.
d'Urfé 246. 268.
Uz, Joh. Peter 302.

v. Veldegge, H. 115.
v. d. Velde 248.
Vergilius 23. 81. 82. 83.
Vespucci 189.
Vincentius (v. Beauvais) 198.
Vives, Luis 199.
Volkmar 355.
Volkslied 256—258. 275—276. 362.
Voss 319.

Walahfried 81. 82.
Walther (v. d. Vogelweide) 118. 222.
Wandelbert 84.
Watteau 266.
Wessobrunner Gebet 85.
v. d. Weyden 242.
Wilhelm v. Tours 88.
Wolfram v. Eschenbach 105—106.
Wordsworth 407.
Wyat 281.
Wynant 247.

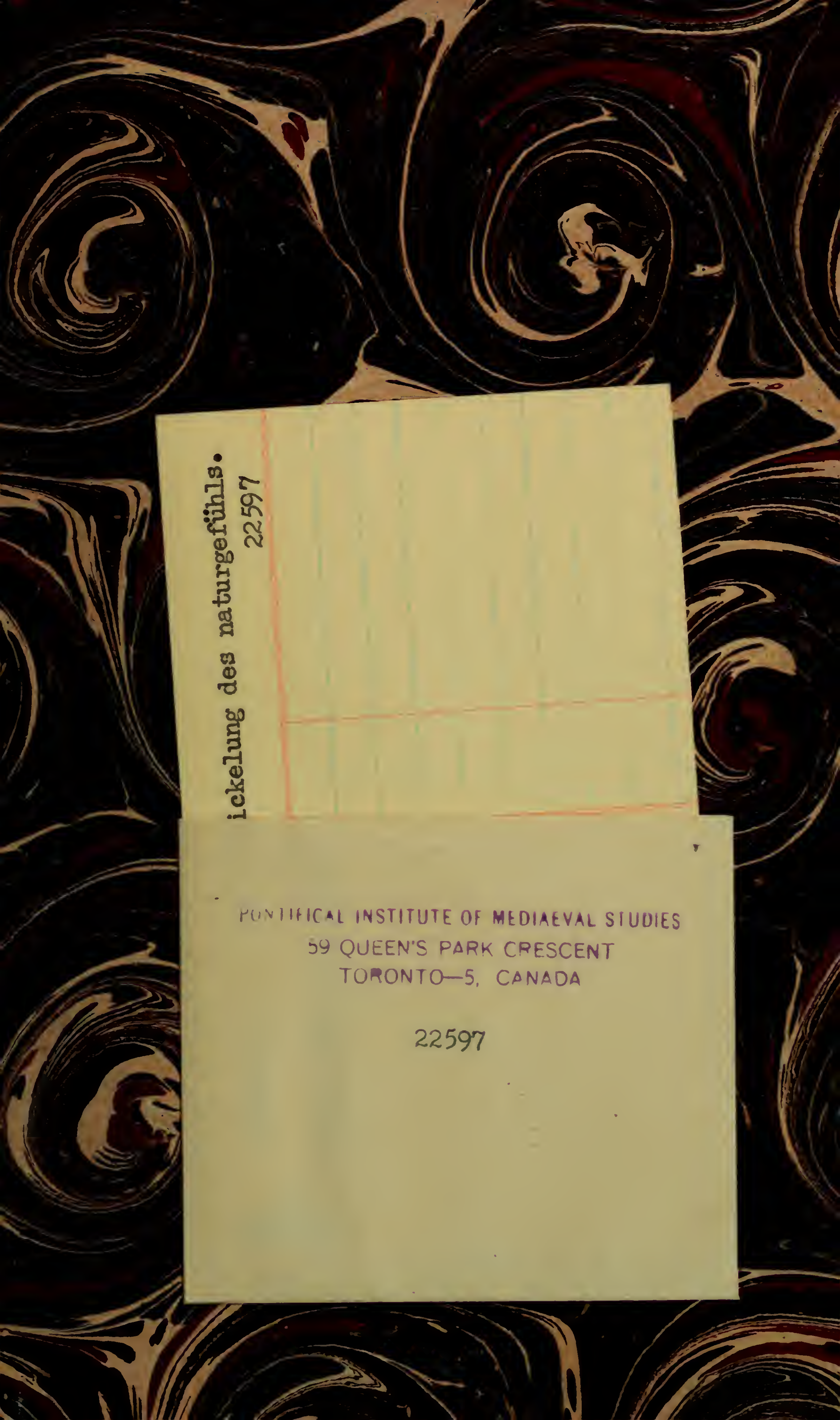
Yggdrasil 34.
Ymir 34.
Young 295. 406.

v. Zesen, Philipp 269—271. 276.
v. Ziegler, Anselm 271.
Zimmermann 355.

CF –
B4cy

Notiz auf Vorsatz




ickelung des naturgefühls.
22597
PONTIFICAL INSTITUTE OF MEDIAEVAL STUDIES
59 QUEEN'S PARK CRESCENT
TORONTO—5, CANADA
22597

